



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

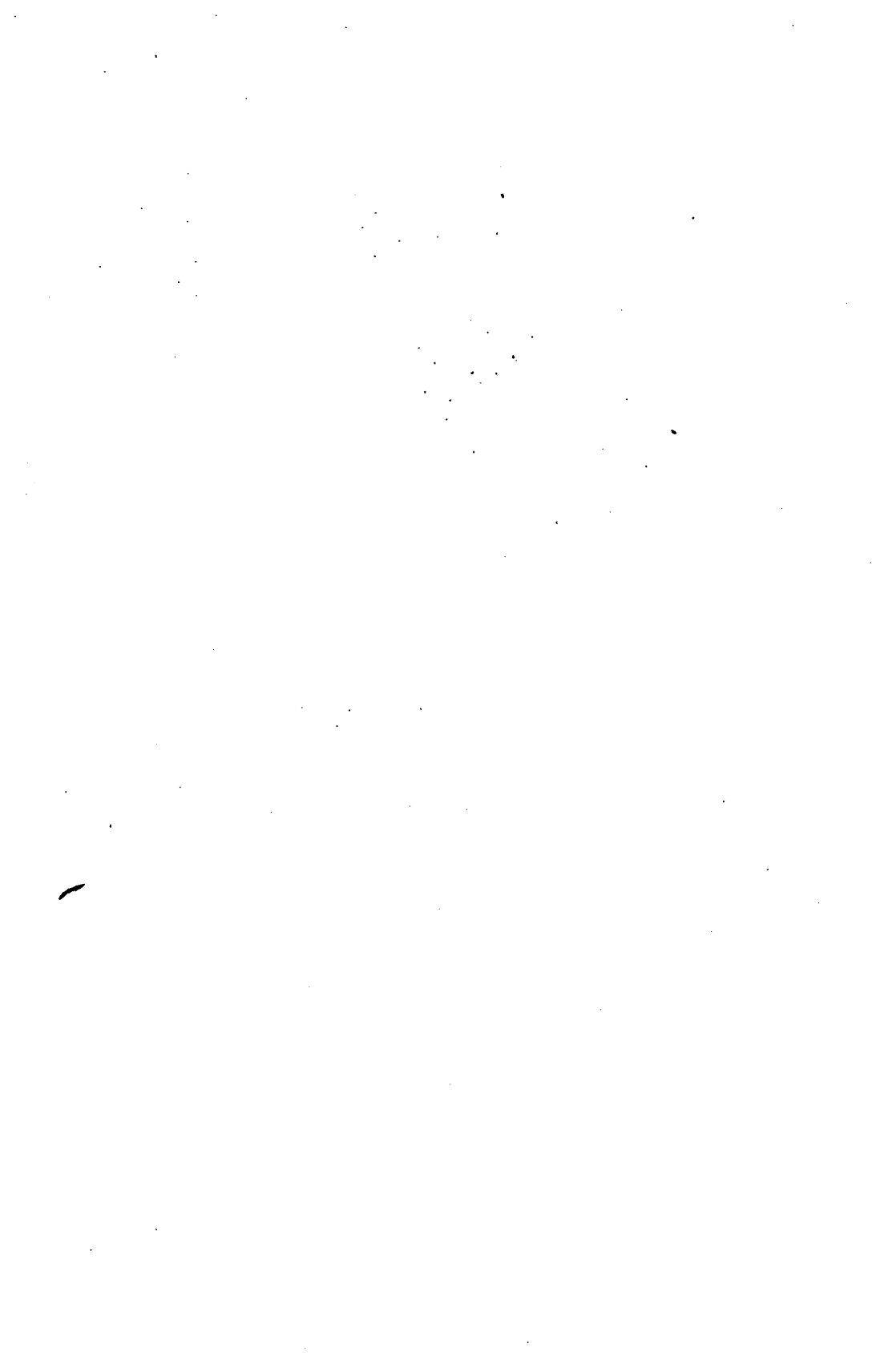
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UC-NRLF



QB 19 543





Die
Gebärdensprache
der Taubstummen
und die
Ausdrucksbewegungen
der Vollsinnigen.

Von
E. Reuschert.
"



Leipzig-R.
Kommissions-Verlag von H. Dude.
1909.

HV 2474
.R4

Tr 4

3157

Inhalt:

Einleitende Bemerkungen.	S. 1—7
Wichtigkeit der Gebärdenkenntnis für Eltern taubstummer Kinder, Ohrenärzte, Taubstummenlehrer, Seelsorger, Mitglieder der inneren Mission, auch für Psychologen, Weltreisende etc.	
I. Kapitel.	S. 7—13
Wesen der Gebärdensprache.	
II. Kapitel.	S. 14—18
Das erwachende Seelenleben und die ersten Anfänge der Laut- und der Gebärdensprache bei hörenden und tauben Kindern.	
III. Kapitel.	S. 19—34
Die Gebärdensprache im Lichte der Entwicklungsgeschichte der Menschheit.	
IV. Kapitel.	S. 34—40
Die Bilderschrift als Niederschlag der Gebärdensprache der Völker auf ihrer Kindheitsstufe.	
V. Kapitel.	S. 40—48
Die natürliche Gebärdensprache. Wer ist der Schöpfer derselben? Das objektive und das subjektive Moment in derselben.	
VI. Kapitel.	S. 48—64
Die objektive Seite der natürlichen Gebärdensprache. Die Einteilung der Gebärdenzeichen bei verschiedenen Autoren. Die genetische Entwicklung der natürlichen Gebärdensprache. Die demonstrativen, die imitativen, die deskriptiven, die plastischen und die symbolischen Gebärden.	
VII. Kapitel.	S. 65—70
Die zusammengesetzten Gebärden.	

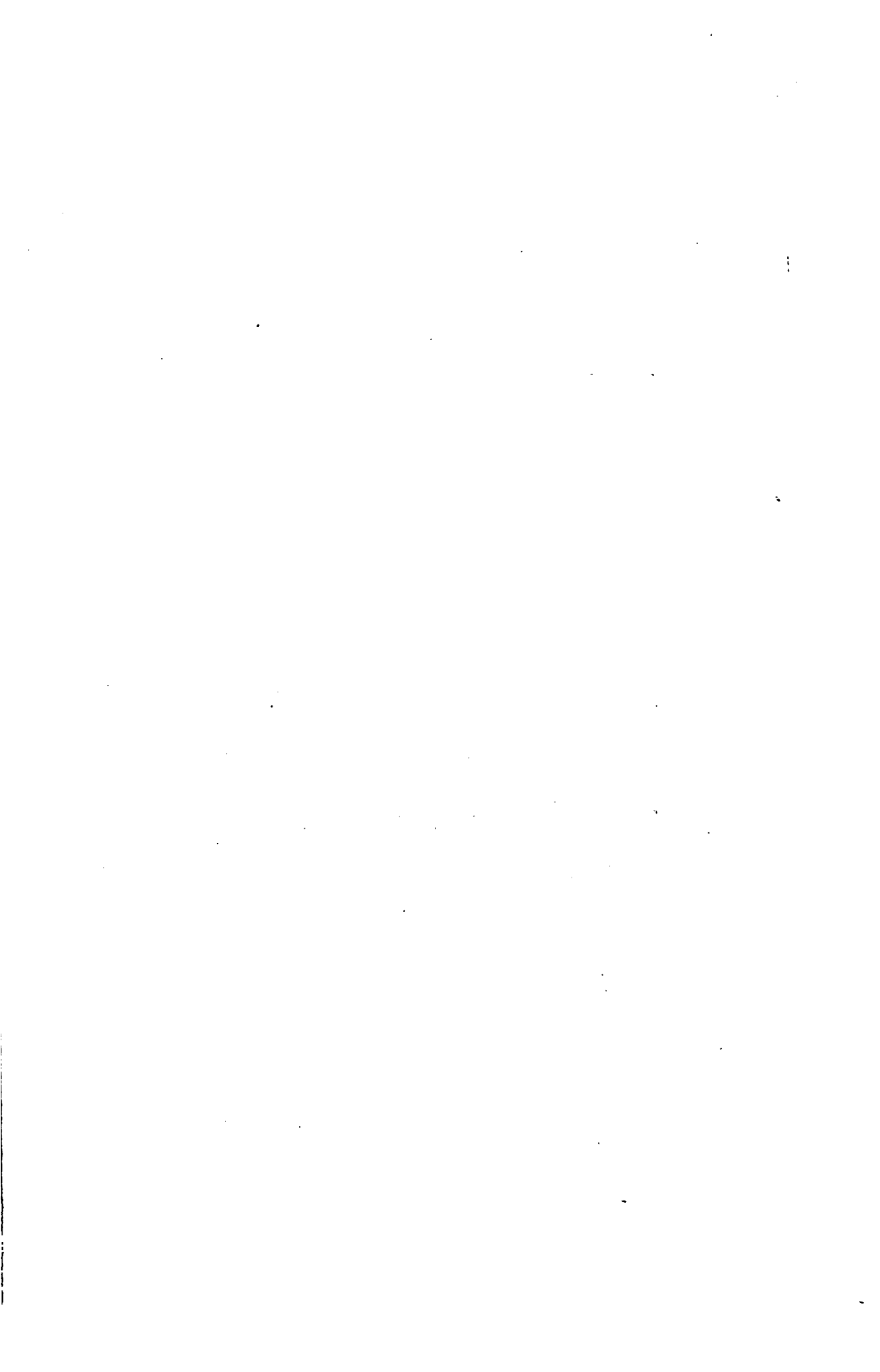
II

VIII. Kapitel	S. 71—78
Die subjektive Seite der natürlichen Gebärdensprache.	
IX. Kapitel	S. 79—104
Die konventionelle Gebärdensprache.	
X. Kapitel	S. 104—107
Syntax der konventionellen Gebärdensprache.	
XI. Kapitel	S. 107—132
Die künstliche Gebärdensprache.	
XII. Kapitel	S. 132—138
Gebärdensprachebilder und Gebärdensprachwörterbücher.	
XIII. Kapitel	S. 138—145
Die französische und die deutsche Methode. Abbé de l'Epée und Samuel Heinicke.	
XIV. Kapitel	S. 145—160
Die Pariser Zeichen, u. zw. die grammatischen Abbé de l'Epée's und die logischen und „methaphysischen“ Abbé Sicard's, die Wiener und Berliner Zeichen.	
XV. Kapitel	S. 160—169
Die Schriftform der Gebärdensprache und die Gebärdenform der Schriftsprache.	
XVI. Kapitel	S. 169—179
Die Bewertung der Gebärdensprache. Licht- und Schattenseiten derselben.	
XVII. Kapitel	S. 180—202
Die Stellung der Gebärde im Taubstummenunterrichte nach der Lautsprachmethode. Geschichtlicher Überblick. — Handlung, dramatische Darstellung, Geste und Mienenspiel.	
XVIII. Kapitel	S. 202—217
Die Gebärdensprache im Leben der Taubstummen außerhalb der Unterrichtszeit.	
Schluss	S. 221
Literaturnachweis.	





Abbé de l'Épée,
der Vater der künstlichen Gebärdensprache.





Die Sprache ist eines der wichtigsten Kriterien des Menschen. Sie zeigt uns am deutlichsten, wie sich die menschliche Intelligenz von der tierischen unterscheidet. Darum hat die Wissenschaft auch von jeher der menschlichen Sprache ihr Hauptaugenmerk zugewandt. In den meisten Fällen war es aber nur

die Lautsprache, die mit ihren einzelnen Idiomen den Gegenstand philologischer Studien bildete. Die Gebärdensprache wurde dagegen nicht für voll angesehen. Sie war das Aschenbrödel unter den Sprachen, das keine Beachtung fand. Dadurch ist es gekommen, daß sie noch heute den meisten Menschen ein Buch mit sieben Siegeln ist.

Durch das Aufblühen der Naturwissenschaften, besonders der Biologie, ist man der Gebärdensprache in letzter Zeit etwas näher getreten; denn Gebärde ist Leben. Das sieht jeder Beobachter auf den ersten Blick. Es offenbart sich in ihr und durch sie ein Stück Menschentum. Deshalb fällt das Studium derselben in das Bereich der Anthropologie. Ihrem Inneren nach gehört ihre Kenntnis und ihre Erforschung der Psychologie an, und ihre Außenseite bringt sie mit der Somatologie in Verbindung. Da es sich bei ihr um Ausdrucksbewegungen handelt, also nicht um die bloßen Körperteile an sich (Anatomie), sondern um ihre Funktionen, so hat sich die Physiologie mit ihr zu beschäftigen.

Alle Menschen wenden Gebärden an; die einen mehr, die anderen weniger. Prof. H. D. Müller äußert sich in seiner Schrift über den Sprachbau der indogermanischen Sprachen dahin, daß den Menschen die Zeichen- und Gebärdensprache angeboren sei. Und Prof. Birch-Hirschfeld sagt: „Wir dürfen

behaupten, daß eine mimische Weltsprache existiert, und wir müssen notwendigerweise annehmen, daß die Zeichen dieser Sprache in ihrer elementaren Form der unmittelbare Ausdruck von Organisationsbedingungen sind, welche dem gesamten Menschengeschlecht angehören“.

Weitaus die meiste Verwendung findet die Gebärdensprache im Leben des Taubstummen; denn bei ihm tritt sie am ausgiebigsten in den Gebrauch, wodurch sie folgerecht in ihrer Entwicklung bedeutend über das allgemein menschliche Durchschnittsmaß hinausgeht. So wird die Gebärdensprache der Kompaß seines Wesens, weil nur nach dieser einen Seite hin sein Seelenleben sich entfaltet, während andere Seiten desselben mehr oder weniger verkümmern, d. h. in ihren Kräften latent bleiben. Alle Sprachen sind aus menschlichen Empfindungen, Anschauungen, Bedürfnissen und Beschäftigungen hervorgegangen, und so läßt uns seine Gebärde einen Blick in die Schmiede seiner Gedanken und in die Werkstatt seiner Phantasie tun. Sie wird uns dadurch zum Schlüssel zu seinem Seelenleben. Daß man sich dieses Schlüssels zu seiner Verstandeskammer und zu seinem Herzensschrein bei seiner Ausbildung bedient hat, ist naheliegend und darum durchaus nicht verwunderlich.

In alten Tagen spielte die Gebärdensprache in den Taubstummenanstalten sogar eine große Rolle, woraus sich auch erklärt, daß in jener Zeit Fragen aus ihrem Gebiete in der Fachpresse mit besonderer Vorliebe erörtert wurden. Ganz abgesehen davon, daß diese Schriften schon längst vergriffen und darum im Buchhandel jetzt nicht mehr erhältlich sind, würden sie auch unseren heutigen Ansprüchen, da alle diese Abhandlungen nur auf roher Empirie basierten und jeder psychologischen Begründung entbehrten, nicht mehr genügen. Es fehlte damals den Leuten auch der weite Blick. Mit Scheuklappen an den Augen beobachtete jeder Einzelne nur die Gebärde in seiner Anstalt und kümmerte sich nicht darum, wie es anderwärts aussah. Die Zeit des Verkehrs war noch nicht angebrochen; deshalb konnte man sich auf dem Gebiete der Taubstummenbildung auch noch nicht zu einer vergleichenden Sprachwissenschaft aufschwingen, wodurch erst ein geistiges Durchdringen der Gebärdensprache mit ihren vielen dialektischen Abweichungen ermöglicht wird und im Anschluß daran neue Perspektiven erschlossen werden.

Die ganze Entwicklung des Taubstummensbildungswesens brachte es mit sich, daß in den letzten 50 Jahren die Lautsprachmethode immer mehr an Ansehen gewann und dadurch in den Vordergrund der Verhandlungen gerückt wurde. Pädagogische Heißsporne glaubten schon der Gebärdensprache den Todesstoß versetzt zu haben und gaben sich der Hoffnung hin, sie für alle Zeiten aus der Welt schaffen zu können. Diese Bewegung blieb nicht ohne Rückwirkung auf die Fachliteratur, die uns heute noch erkennen läßt, wie stiefmütterlich nun die Erforschung der Gebärdensprache betrieben wurde. Gewissen Lautsprachfanatikern war sie geradezu ein Dorn im Auge. Darf man sich da wundern, daß von ihr so wenig wie möglich gesprochen wurde? Richtig war das Verhalten nicht, selbst nicht einmal von dem Standpunkte der Lautsprachenthusiasten aus; denn jede Strategie lehrt, daß man den Feind, den man bekämpfen will, zuvörderst genau kennen lernen muß. Die Lehrbücher, die in den letzten 40 Jahren erschienen sind, hatten nur wenig Raum für die Gebärdensprache übrig. Das umfangreichste Werk, Walthers „Handbuch der Taubstummensbildung“ (1895), 748 Seiten stark, tut sie auf 13 Seiten ab. Haudering widmet ihr in seiner „Praxis des erziehlichen Taubstummensunterrichtes“ (1903) nur 10 Seiten, und Vatter räumt ihr in seinem Buche „Die deutsche Sprache und ihre methodisch-praktische Behandlung in der Taubstummenschule“ (1881) die Seiten 26—33 ein.

Nicht unerwähnt soll hier bleiben, daß in demselben Zeitraume von Rößler und Heidsiek zwei Werke erschienen sind, die sich ausschließlich mit der Gebärdensprache der Taubstummens beschäftigen. In beiden Fällen handelt es sich aber um Schriften tendenziösen Charakters. Beide Autoren sind auf methodischem Gebiet Antipoden. Rößler zieht gegen die Gebärdensprache zufelde, und Heidsiek tritt mit großer Wärme und viel Eifer für sie ein. Wer indes mit der Gebärdensprache noch nicht vertraut ist, lernt sie dadurch auch nicht kennen. Nicht etwa, als ob ich mit diesen Worten der Art der Gedankenführung oder der Schreibweise einen Tadel anheften wollte. Im Gegenteil! Beide Werke sind mit Geschick abgefaßt, und darum um so verführerischer; aber bei ihrer subjektiven Schreibweise führt jeder Verfasser nur das an, was für ihn von Vorteil ist und ihm zur Begründung seiner Streitsätze als zweckdienlich erscheint. Licht und Schatten werden von ihnen ganz willkür-

lich verteilt. Übrigens hat sich Heidsiek kurze Zeit darauf selber desavouiert und Rößlers Broschüre berührt, wie er selbst angibt, nur einige Fragen aus dem besagten Gebiet.

Nach reiflichen Erwägungen konnte ich nicht zu einer solchen Zuspitzung der Prinzipien gelangen wie die beiden Vorgenannten. Die Geschichte hat auch beiden Fachschriftstellern Unrecht gegeben. Wenn ich nun jetzt mit einem neuen Werke vor die Öffentlichkeit trete, so handelt es sich nicht etwa um ein schwächliches Kompromiß nach der Redensart von der goldenen Mittelstraße; denn es soll nicht darin gesagt sein, daß die Wahrheit in der Mitte liege, aber daß sie auf beiden Seiten verteilt ist; und daß sie sich auf beiden Seiten mit Irrtum vertauscht, sobald man einseitig eine runde Formulierung an die Stelle des verwickelten Zusammenhanges der einzelnen Probleme setzt.

Bei allem Überfluß an bedrucktem Papier fehlt es noch an einer umfassenden Darstellung der Gebärdensprache; denn alle vorangegangenen Abhandlungen haben das Thema oft nur berührt, aber inhaltlich noch lange nicht erschöpft, so daß sie auf viele Fragen die Antwort schuldig bleiben. Verschiedentlich bin ich um Auskunft angegangen worden; wenn ich dann aber gebeten wurde, ein einschlägiges Werk zu weiterem Studium zu empfehlen, so kam ich immer einigermaßen in Verlegenheit, weil ich keines kannte, das den billigen Anforderungen der Leser einigermaßen gerecht geworden wäre. Darum habe ich mich nun nach vielem Zureden Aufschlußheischender entschlossen, hier eine eingehende Darstellung besagten Gegenstandes zu geben, um über ein dunkles Kapitel unserer menschlichen Ausdrucksmittel Licht zu bringen. Hätte ich nichts Neues zu sagen, so würde es mir nicht eingefallen sein, zur Feder zu greifen. So gebe ich mich aber der Hoffnung hin, daß die nachfolgenden Erörterungen danach angetan sein werden, nach verschiedenen Seiten hin aufklärend zu wirken. Was die Methode anbetrifft, so bringe ich nicht eine hölzerne Beschreibung der einzelnen Gebärdenzeichen, wie es die Altvorderen taten, sondern ich lasse die Sprache vor den Augen des Lesers genetisch erstehen. Auf diese Weise tritt die Gebärdensprache als Bild eines klar gegliederten Baues vor uns hin, der sich nach und nach vom Fundament bis zum First hin erhebt. Vor allen Dingen kam es mir darauf an, die ganze Behandlung der hier

anzuschneidenden Fragen unter einen psychologischen Gesichtspunkt zu rücken. Dem Umschwung auf dem Gebiete der Psychologie von der intellektuellen zur voluntaristischen Seite ist in dem Buche gleichfalls Rechnung getragen worden. Daß ein solcher Gegenstand nicht angefaßt werden kann, ohne daß der Leser auch in seine historische Entwicklung eingeführt wird, versteht sich von selbst.

Natürlich habe ich auch nicht verschmäht, das, was andere beobachtet und gefunden haben, hier mit zu verwerten. So ist in jüngster Zeit das Kapitel von der Gebärdensprache von Psychologen und Physiologen oft gestreift worden. Ich habe mir nun die Aufgabe gestellt, alle diese Brocken zu sammeln, zu sichten, einzuordnen und das so gewonnene Material kritisch zu verarbeiten. Da gab es eine große Anzahl Folianten zu wälzen, und nicht wenig Bibliothekstaub mußte dabei geschluckt werden. Die vielen Quellenangaben in meiner Schrift werden zu einer Bibliographie, die dem Leser als Wegweiser für weitere Studien dienen kann. Es kam schließlich noch darauf an, die Fülle zusammenhängender Tatsachen in klarer, wohl disponierter Weise zur Darstellung zu bringen und alle Gründe und Bedingungen, die für die Gestaltung maßgebend waren, in durchsichtiger Form zur Darstellung zu bringen.

Dabei habe ich mich immer einer einfachen Schreibweise befleißigt, die auch dem gebildeten Laien ohne Schwierigkeit verständlich ist; denn ich wende mich in meinem Buche nicht nur an die Fachgelehrten, sondern auch an das große Publikum, in erster Linie an alle die Eltern, die von dem schweren Unglück betroffen sind, taubstumme Kinder zu haben, weil sie, ehe das Kind die Lautsprache schulmäßig erlernt hat, nur in der Gebärde mit ihrem Liebling verkehren können. Aus demselben Grunde muß auch der Ohrenarzt, der kleine, taubstumme und andere gehörleidende Kinder untersucht und behandelt, mit der natürlichen Gebärdensprache vertraut sein. Daß der Taubstummenlehrer die natürliche Gebärdensprache kennen muß, verlangen selbst die eifrigsten Vertreter der Lautsprachmethode. So schreibt Vatter, der doch gewiß kein Freund des Gebärdenaustausches ist: „Bei allem Streben, die Gebärdensprache aus dem Unterrichte der Taubstummen zu verdrängen, darf ihr Studium vom Lehrer doch nicht vernachlässigt werden. Die Mienen- und Gebärdensprache bietet dem Taubstummen-

lehrer nicht allein in physiologischer und psychologischer Hinsicht manches Interessante, sondern sie behält für ihn stets eine praktische Bedeutung, da den neu eintretenden Schülern zur Bezeichnung der bereits gesammelten Vorstellungen und für den Ausdruck ihrer Wünsche nun einmal kein anderes Mittel zu Gebote steht, als die Gebärde.“

Die preußische Prüfungsordnung für Taubstummenlehrer vom 27. Juni 1878 schreibt vor: „Die mündliche Prüfung, welche vor der gesamten Kommission abgehalten wird, verbreitet sich über alle Lehrgegenstände des Unterrichts und der Erziehung der Taubstummen im Vergleich mit dem Unterricht der Vollsinnigen, über die eigentümliche Denk- und Ausdrucksweise etc.“

Aufgabe der inneren Mission ist es, sich besonders der Ärmsten unter den Armen anzunehmen; zu ihnen gehören unter den Taubstummen besonders diejenigen, die noch schwach-sinnig und schwachsichtig sind, die dadurch entweder für die Erlernung der Lautsprache gar nicht geeignet sind oder es doch in der Kenntnis derselben nicht weit bringen, weshalb bei diesen Armseligen die Gebärdensprache in ihre Rechte treten muß. Daß auch für die Seelsorger der Taubstummen eine Bekanntschaft mit der Gebärdensprache von Nutzen ist, wird im Verlaufe der Arbeit noch gezeigt werden. Ebenso werde ich auch näher darlegen (Kap. IV u. V), wie wichtig die Kenntnis der Gebärdensprache auch für Forschungsreisende ist, weil sie sehr oft genötigt sind, einen Verkehr in derselben mit wilden Völkerstämmen anzubahnen.

Es soll nicht bestritten werden, daß sich die Gebärdensprache überhaupt nicht aus einem Buche erlernen läßt. Jeder Sachverständige wird mir aber beipflichten, wenn ich behaupte, daß Erwachsene, welche wissen, worauf es ankommt, sich im Verkehr mittels der Gebärdensprache leichter zurechtfinden als solche, die ohne jede theorische Vorbereitung an die Sache herantreten.

Selbst für diejenigen unter den erwachsenen Taubstummen, die in ihrem Vereinsleben ganz aufgehen und den ausgedehntesten Gebrauch von der Gebärdensprache machen, hat das vorliegende Buch seine Bedeutung. Wenigstens dürften die Ausführungen den Gebildeten unter ihnen willkommen sein, weil ihnen an der Hand der Betrachtungen die Möglichkeit ge-

boten wird, sich über die Gebärdensprache, in der sie leben und mehr oder weniger geistig und sprachlich aufgehen, zu erheben, um von einer höheren Warte aus ihre Ausdrucksmittel zu betrachten.

Mit dem praktischen Interesse möchte ich zugleich noch ein wissenschaftliches verbinden, indem ich durch meine Studien Beiträge zur allgemeinen Seelenlehre beisteuere, die für den Psychologen gewiß nicht ohne Reiz sind; denn pathologische Störungen ermöglichen Teilvorgänge der komplizierten Gesamtleistungen genauer zu beobachten. Die Gebärdensprache der Taubstummen ist die sprudelnde Quelle schauenden Erlebens und eigener Kraftentwicklung; in ihr haben wir die Inkarnation seiner eigenen Ideen, und die Lebenswunder der Innentiefe offenbaren sich durch sie.

I. Kapitel.

Wenn wir uns nun zunächst mit dem Wesen der Gebärdensprache beschäftigen wollen, so müssen wir uns vorerst klar werden, was man überhaupt unter Sprache versteht. Sodann ist festzustellen, was Gebärden sind, und schließlich ist noch zu untersuchen, was durch die Verbindung der beiden Wörter entsteht, insonderheit welcher Sinn der dadurch entstandenen Zusammensetzung innewohnt.

Die Bezeichnung Sprache kommt von dem Worte sprechen her. Wenn nun ein Sprechen zustande kommen soll, so müssen Teile des Stimmorgans (von den Stimmbändern bis zu den Lippen) in Bewegung gesetzt werden. Diese Muskelbewegungen genügen indessen an sich noch nicht, einen Schall zu erzeugen. Es gehört vielmehr noch eine schwingende Luftsäule dazu. Wie nun in einer Orgel der Wind aus dem Blasebalg die Pfeifen erklingen macht, so wirkt auch der Luftstrom, der den Lungen entquillt, auf die Sprachwerkzeuge in ähnlicher Weise

ein. Beide Organe werden zum Tönen gebracht, d. h. die Schallschwingungen werden bis in unser Ohr fortgeleitet, wenn wir die Töne, resp. Laute vernehmen sollen.

Beim Sprechen handelt es sich also um einen Lauteffekt. Das Phonetische ist aber nur ein Bestandteil der Lautsprache; denn käme sonst nichts zu ihr hinzu, so wäre sie bloß leerer Schall. Sie wäre nur Form ohne Inhalt, Schale ohne Kern, Körper ohne Geist.

Die Lautform muss erst beseelt werden, wenn sie zur Sprache werden soll, und diese Tätigkeit kann, wie es ja schon im Worte liegt, nur von der Seele selbst ausgehen. Erst wenn mit einem seelischen Vorgang gleichzeitig eine schallerzeugende Bewegung der Stimmorgane erfolgt, kann von Sprache die Rede sein. Diese Vorgänge können zuerst ganz primitiver Natur sein. Stöhnen, Weinen, Wimmern, Seufzen, Heulen, Schreien, Gröhlen, lautes Lachen, Johlen, Juchzen, Jubeln sind gewiss noch nicht der Inbegriff aller Sprache, aber sie gehören unstreitig als Lautäußerungen, die als Ausflüsse von Gefühlen gelten müssen, ihr an. Obwohl sie keinen bestimmten Gedankeninhalt zu haben brauchen, so sind sie doch schon aus den Gemütslebnissen hervorgegangen.

Neben der Gefühlsseite der Seele spielt die intellektuelle noch eine große Rolle. Der Vollsinnige hat Wort- und Sachvorstellungen. Assoziieren sich beide, so entstehen Bedeutungsvorstellungen. Durch fortgesetzten Gebrauch sind beide so fest miteinander verknüpft, daß nur durch Gehirnkrankheiten wie Aphasie eine Auflösung zwischen ihnen eintreten kann. Durch diese innige Verschmelzung von äußerer und innerer Sprachform wird das Wort zum Träger des Gedankens. Jede Anschauung und Vorstellung verlangt bei Hörenden in der Regel nach sprachlicher Verkörperung, die also in dieser Form eine Bezeichnung darstellt. Das Sprechen ist ein lautes Denken genannt worden. Ja für Schleiermacher ist Denken und Sprechen überhaupt identisch. Das ist nun allerdings zu weit gegangen. Wenn ein Denken nur in der Lautsprache möglich wäre, so könnte es keine Gebärdensprache geben. Der Taubstumme zeigt uns aber, daß auch noch ein Denken in anderer Form möglich ist; er weiß die Situation zu erfassen und versteht auch sein Handeln danach einzurichten. Es ist nicht schwer, aus diesem seinen Tun und Treiben auf seine Verstandestätig-

keit zu schliessen. Es gibt zwar auch Gelehrte, die den Taubstummen das Denken absprechen wollen. So sagt Max Müller in seinem Werke „Das Denken im Lichte der Sprache“: „Eine entscheidende Tatsache, welche gegen die Theorie, daß Denken ohne Sprache möglich ist, angeführt wird und die früher sehr populär war, ist, daß Taubstumme zwar nicht sprechen, aber doch denken können. Gegenwärtig ist jedoch wohl bekannt, daß, wenn sie nicht in dieser Weise unterrichtet werden, sie niemals über das hinauskommen, was wir selbst bei Tieren Denken nennen können, ja daß sie oft vollständig geistesschwach bleiben. Ich kann mich auf die Autorität Huxleys berufen. „Ein stummgeborener Mensch,“ sagt er, „würde ungeachtet seiner grossen Gehirnmasse und der Ererbung starker intellektueller Instinkte, wenn er auf die Gesellschaft stummer Genossen angewiesen wäre, zu wenig höherer Betätigung seines Intellektes befähigt sein, als ein Orang oder Chimpanse.“ Diese Härte des Urteils wird durch nachfolgende Einschränkung wohl etwas gemildert, aber nicht aufgehoben. Es heisst dort, „obgleich bis zu einer gewissen Ausdehnung alle Taubstummen, die in der Gesellschaft anderer Menschen leben, etwas von dem vernünftigen Leben ihrer Mitmenschen auffangen.“ Schopenhauer gefiel sich übrigens in der Anwendung desselben Bildes. Er behauptete, daß die Taubstummen, „wenn sie keine Art von Sprache erlernt haben, kaum mehr Intelligenz zeigen als die Orang-Utane und Elefanten.“ Der Philosoph knüpft zwar seine Behauptung an eine Bedingung, will also sein Urteil, das in seiner schroffen Form auf Angehörige dieser Unglücklichen geradezu niederschmetternd wirken muß, nur auf die nicht unterrichteten Taubstummen angewandt wissen, aber trotzdem befindet er sich im Irrtum; denn auch der ununterrichtete Taubstumme ist in bezug auf sein Denken himmelhoch über dem Tier erhaben. Davon kann sich jeder durch Experimente an Taubstummen leicht überzeugen. Es will mich bedünken, als hätten Müller und Schopenhauer nie Taubstumme gesehen, und wenn man von Huxley auch annehmen muss, daß er Taubstumme gesehen hat, so kann er sie doch unmöglich näher beobachtet haben; denn sonst hätte er nicht zu so schiefen Urteilen gelangen können. Übrigens nimmt auch das Denken bei Hörenden gelegentlich eine andere Form an, so denkt der Arithmetiker in Zahlen, der Chemiker in Formeln, der Schachspieler in Feldern

und Zügen etc. Aber das sind doch nur Ausnahmen, die die Regel bestätigen.

Schliesslich ist der Wille beim Sprechen stark beteiligt. Der Sprechende hat die Absicht, seine Gedanken und Gefühle anderen mitzuteilen. Die Sprache dient also — und das ist ihr Hauptzweck — der Mitteilung der Gedanken an andere. Die Macht der Gewohnheit ist so stark, daß der Hörende, selbst wenn er sich an seine eigene Adresse wendet, das Denken in der Lautform meist beibehält. Sein Denken ist ein inneres Sprechen. Er hält Selbstgespräche. Ist der Mensch in Gedanken versunken, oder steht er unter der Herrschaft eines gewaltigen Affektes, so kann sogar das Selbstgespräch mit lauter Stimme geführt werden. Der Dramatiker macht im Monolog öfters davon Gebrauch, um dem Schauspieler Gelegenheit zu geben, dadurch die Motivierungen der Handlungen auszuladen.

Bei unserer vorliegenden Abhandlung über das Wesen der Sprache wählte ich als Ausgangspunkt das Sprechen. Das Wort, das dem Munde entschlüpft, ist überaus flüchtig. Kaum geboren, ist es auch schon wieder gestorben; denn soeben dem Gehege der Zähne entronnen, so ist der Schall bereits wieder verrauscht. Aber nicht nur an die Zeit, sondern auch an den Raum ist die Sprache gebunden. Es bedurfte erst Äonen von Jahren, ehe es dem erfinderischen Menschengeniale gelang, Mittel zu ersinnen, die Schranken von Raum und Zeit für die Sprache aufzuheben. Auf dem Umwege über das Bild (siehe Kap. IV) gelangte man schließlich zur Lautschrift. Das Wesen derselben besteht darin, daß man die Laute durch Buchstaben ersetzt. Daß dieses Ersatzmittel nach mancher Seite hin Mängel aufweist, kommt hier weiter nicht in Betracht. Richtig ist, daß man nicht für jede Klangfärbung der Vokale besondere Buchstaben hat, daß auch die Schriftzeichen für Dehnung und Kürzung der Laute an Präzision zu wünschen übrig lassen, ja daß auf die Betonung überhaupt keine Rücksicht genommen werden kann. Nichtsdestoweniger ist unsere Wortsprache in der Schrift doch so selbständig geworden, daß sie der mündlichen Form nicht mehr bedarf. Das ist für unsere weiteren Ausführungen von größter Wichtigkeit. Wenn also auch die Lautsprache der Schrift zugrunde liegt, so sehen wir nun, daß das Phonetische gar nicht zum Wesen der Sprache gehört; denn diese kann auch ohne die orale Form auskommen. Der Kern der Sprache wird durch

diese äußeren Formen so gut wie nicht berührt. Die Sprache erhält in der Schrift nur ein anderes Kleid. Der Inhalt bleibt derselbe, ohne daß an seinem Wesen durch die äußere Erscheinung etwas geändert wird.

In jüngster Zeit hat man auch Mittel erfunden, die menschliche Sprache samt der Stimme in den Platten der Gramophone zu konservieren und die Sprechweise und den Gesang beliebig zu neuem Leben zu erwecken. Auch an den Raum ist jetzt die Stimme nicht mehr gebunden; denn das Telephon trägt sie über Länder und Meere. Das hier nur nebenbei. Die Schrift wird neben diesen Errungenschaften der Neuzeit doch immer bestehen bleiben.

Um Irrtümern bei Unkundigen zu begegnen, möchte ich hier nur noch erwähnen, daß man vielfach auch von einer Sprache der Natur redet. Gewiss versteht der sinnige Beobachter in dem grossen Buche der Natur zu lesen, und einem religiös veranlagten Menschen offenbart sich Gott in seinen Werken. Ja, der Archäologe vermag aus den ausgegrabenen Skulpturen und architektonischen Mauerresten vieles herauszulesen. Er versteht die Sprache, die die toten Steine zu ihm reden. Nach unseren vorangegangenen Erörterungen über das Wesen der Sprache handelt es sich hier allerdings nur um einen bildlichen Ausdruck, der mit eigentlicher Sprache nichts zu tun hat.

Es gilt nun das Wesen der Gebärdensprache festzustellen. Ausgehend von der Bezeichnung ist zu bemerken, daß das Wort Gebärde aus dem Althochdeutschen *gebarida* hervorgegangen ist, das die Bedeutung von „sich tragen“ hat und dem lateinischen Wort *gestus* und dem französischen *port* verwandt ist. Es handelt sich also hier um eine Körperbewegung. Aber nicht jede solche kann man als Gebärde bezeichnen, wenn sie es freilich, wie wir noch sehen werden, unter Umständen werden kann. Wir müssen also den Begriff enger fassen. Es scheiden danach alle mechanischen Bewegungen aus.

Sobald grelles Licht die Augen eines kleinen Kindes trifft, schliesst es dieselben, wie eine Mimose ihre Blätter, die von einem Gegenstand berührt worden.

Wenn jemand von einer Biene gestochen wird, so verzieht er sein Gesicht schmerzhaft und fährt unwillkürlich mit der Hand nach der Stelle, an der der Schmerz sich geltend macht, um die Ursache desselben zu beseitigen. Diese Reflexbewegungen

sind Gebärden des Schmerzes. Zu der Berliner Naturforscherversammlung hatte seinerzeit ein Arzt einen Vortrag über die Gebärdensprache des kranken Kindes angemeldet. Es handelte sich um die schmerzhaften Zusammenziehungen der Muskeln, die ihm bei kleinen Kindern, die noch nicht sprachfähig waren, die Diagnose zu stellen ermöglichen sollte. Gewiss kann der Arzt in den Gebärden lesen, aber es handelt sich hier nur — wie oben bei der Sprache der Natur — um Sprache im bildlichen Sinne.

Auch bei Erwachsenen finden wir Gebärden als Ausdrucksformen von inneren Zuständen. Ich denke hier an die Geschichte von Kain und Abel. Dort lesen wir die Worte: „Warum ergrimmt du, und warum verstellen sich deine Gebärden?“ Es machte sich bei Kain der Groll, der aus der Eifersucht gestiegen war, äußerlich bemerkbar. Um Sprache handelte es sich hier aber keineswegs; denn Kain wollte das durchaus niemand sagen. Ähnliche Fälle von Gebärdenanwendung kann man im gewöhnlichen Leben alle Tage beobachten. Man sagt: X gebärdet sich wie ein Verrückter. Da wird es doch keinem Menschen einfallen, daraus zu entnehmen, daß X durch sein Gestikulieren sagen will, daß er verrückt sei. Die Summe derartiger Gebärden bildet also keine Gebärdensprache. Die Gebärde ist als Ausdrucksform wohl ein Bestandteil der Gebärdensprache, aber erst wenn sie auch als Bezeichnungs- und Mitteilungsmittel auftritt, kann von Gebärdensprache die Rede sein. Der Taubstumme bedient sich einer solchen Sprache, aber auch der Hörende macht unter gewissen Bedingungen von ihr Gebrauch, so wenn er sich unter lauter Angehörige einer fremden Sprachgemeinschaft versetzt sieht, oder wenn er durch organische Gebrechen oder ernstliche Halskrankheiten am Sprechen gehindert ist.

Die Handbewegungen, die der Vollsinnige sonst beim Sprechen ausführt, sind Gesten. In ihrer Gesamtheit und Eigenart bezeichnet man sie als Gestikulation. Die einzelne Geste ist nun zwar auch eine Gebärde; aber die Gestikulation ist keine Gebärdensprache. Wenigstens mache ich einen Unterschied zwischen beiden. Die gewöhnliche Geste tritt zur Lautsprache hinzu. Die eigentliche Gebärde tritt für sie ein. Die Gebärdensprache sucht danach die Lautsprache zu ersetzen. Die Gestikulation will sie dahingegen nur ergänzen. Letztere überläßt die Gedankenmitteilung vollständig der Lautsprache.

und begnügt sich einschließlich dem Mienenspiel, die mit-schwingenden Untertöne des Gefühlslebens auszudrücken. Bei den vielfachen Beziehungen zwischen Gedanken- und Gefühls-welt ist es allerdings nicht ausgeschlossen, in einigen Fällen von der Geste aus auch auf den Gedanken, der mit einem Gefühle auf diese Art verschwistert ist, zu schließen. Alle diese Schlüsse sind aber sehr ungewiß und führen nur zu oft zu Irrtümern und Mißverständnissen. In der künstlichen Gebärdensprache hat man der Sicherheit der Verständigung halber von der An-wendung dieser ungewissen Zeichen Abstand genommen und für die Gefühlswerte, die sonst bei Benutzung der Lautsprache von Mienen und Gesten ausgeführt werden, ganz andere Hand-zeichen geschaffen. Vergessen wir auch nicht, daß die Laut-sprache, wie wir schon oben dargelegt haben, selbst Ausdrucks-form ist; denn sie hat in sich schon die Mittel, aus eigener Kraft durch Interjektionen und Modulation der Stimme das Gefühls-mäßige neben dem Verstandesmäßigen gleichzeitig kundzugeben.

Bei einer Gegenüberstellung von Laut- und Gebärdensprache werden jedem zuerst die Verschiedenheiten auffallen, trotzdem sie beide gleicherweise auf Muskelbewegungen beruhen, die durch die Nerven hervorgerufen werden. So besteht die Laut-sprache aus akustischen Bildern, die zunächst für das Ohr be-stimmt sind; die Gebärdensprache zeigt sich hingegen als optische Erscheinung und zielt auf das Auge hin. Trotz dieser äußeren Verschiedenheit sind sie sich doch innerlich nahe verwandt; denn nicht das äußere Gewand ist für das Wesen bestimmend, sondern der Inhalt. Ein Vergleich zwischen beiden zeigt, daß wir es hier wie dort mit Kundgebungen der Seele zu tun haben, die wissentlich und willentlich in die äußere Erscheinungsform treten können und an denen die drei gleichen Funktionen, die eine Sprache ausmachen, beobachtet werden können, nämlich Gefühlsäußerung, Bezeichnung und Gedankenmitteilung. Aus alledem ersehen wir, daß die Gebärdensprache mit vollem Recht als Sprache angesehen werden kann, wenn es auch Leute ge-geben hat, die ihr den Rang streitig machen wollten. Zu dem-selben Ergebnis kommt auch Wilh. Wundt, wenn er sagt: „Die stummen Zeichen der Taubgeborenen tragen alle wesentlichen Kennzeichen einer wirklichen Sprache an sich: sie drücken all-gemeine Vorstellungen aus und bringen diese Vorstellungen in eine gesetzmäßige logische Gedankenverbindung.“

II. Kapitel.

Ellen Key hat unsere Zeit das Jahrhundert des Kindes genannt. Derartige Schlagwörter zünden zwar zunächst, weil in ihnen etwas Wahres liegt; aber sie treffen die Sache nicht ganz. Dazu ist unser modernes Leben zu vielgestaltig. Die Arbeitsteilung schreitet immer mehr vorwärts; nur die einzelnen Zweige menschlichen Wissens und Könnens entfernen sich strahlenförmig immer weiter von einander, so daß man sie nicht mehr unter eine Überschrift bringen oder — besser gesagt — zwingen kann. Zudem wird auf verschiedenen Gebieten so Hervorragendes geleistet, daß nicht eine einzelne menschliche Betätigungsform in dem Grade dominiert, daß sie einem Zeitabschnitt einen merkbaren Stempel aufdrücken, oder einen bestimmten Namen geben könnte. Allerdings steht fest, daß man dem Kinde, insonderheit seiner Entwicklung und Pflege, in der Gegenwart eine grössere Aufmerksamkeit entgegenbringt als ehemals. So ist die Kinderpsychologie tatsächlich noch ein ganz junger Trieb an dem Baume der allgemeinen Seelenkunde. Wohl wurde schon vor 100 Jahren von Campe, Tiedemann, v. Klenke, Mauchart, Jean Paul u. a. ein Anlauf dazu genommen, indes ohne nachhaltigen Erfolg. Unsere heutige Kinderforschung ist, was Entwicklungsgeschichte und Methode anbetrifft, ganz auf sich gestellt. Aus derselben Wurzel hat sich gleichzeitig noch ein neuer Sproß der allgemeinen Erziehungswissenschaft, die Heilpädagogik, kräftig entwickelt. Auf dem ersten Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge zu Berlin (1906) hat man darum das Geschwisterpaar auch ganz gleichmäßig berücksichtigt.

Für uns sind die Studien auf den beiden verwandten Gebieten von größter Wichtigkeit; denn hier soll von dem erwachenden Seelenleben und den ersten Anfängen der Laut- und Gebärdensprache bei vollsinnigen und taubstummen Kindern die Rede sein. Es mag paradox klingen, hörende Kinder mit der

Gebärden- und taubstumme mit der Lautsprache in Verbindung zu bringen, und doch liegt für denjenigen, der Säuglinge genau beobachtet hat, absolut nichts Verwunderliches darin.

Die ersten Laute, die alle Kinder — hörende wie gehörlose — hervorbringen, sind Schreie, die mit dem Gehör nichts zu tun haben. Sie sind angeboren und instinktiv; denn lange ehe das hörende Kind auf Laute, die von außen her kommen, reagiert, produziert es schon welche. Diese Lautäußerungen sind nur eine Art von Ausdrucksbewegungen, ebenso wie die ersten Gliederbewegungen. Sie sind rein reflektorischer Natur, durch die die Neugeborenen Gefühlszustände nach außen hin entladen. Schmerzen, die in Hungergefühl oder in Verdauungsstörungen ihre Ursache haben, rufen Schreilaute und Körperkrümmungen gleichmäßig hervor. Wie die Gliederbewegungen anfänglich ohne jedes Ziel sind, so sind die Schreilaute ohne jedwede Artikulation. Wundt, der 3 Entwicklungsstadien der Stimmlaute annimmt, setzt für die erste Periode des Schreiens 6 Wochen fest.

Allmählich differenziert sich das Schreien. Taine bezeichnet dies unterschiedliche Schreien von der 7. Woche an als „intellektuelle Laute“ (S. 269). Sie haben verschiedene Ursachen. Neben Unlustgefühlen machen sich mehr und mehr Lustgefühle geltend. Prof. Meumann meint, daß die Personen der Umgebung die Äußerungen gewisser Nuancen der Gefühle und der Bedürfnisse der Kinder unterscheiden lernen. (Entstehung der ersten Wortbedeutung. S. 12.) Prof. Sully nimmt dagegen an, daß die Ausdrücke schon von solcher Mannigfaltigkeit sind, bedingt durch Hunger, Kälte, Schmerz, Freude, „daß die meisten Wärterinnen und Mütter im günstigsten Falle davon nur eine sehr unvollkommene Kenntnis haben“. (Deutsche Übersetzung der Untersuchungen über die Kindheit. S. 125.) Nun werden auch die unartikulierten Laute nach und nach durch artikulierte ersetzt. Wahrscheinlich geschieht das auch noch ohne Einwirkung von außen ganz spontan, wenigstens in der ersten Zeit. Es werden mehrfach dieselben Vokale mit Konsonanten herausgestoßen. Das Kind ist in dem Stadium des Lallens. Sully schreibt: „Die wahre Erklärung scheint darin zu bestehen, daß das Auftreten dieses kindlichen Lallens, gerade wie jenes der begleitenden Gliederbewegungen, das Resultat der Veränderungen im Nervensystem ist. Sobald sich die Zentren der Vokalisation entwickeln, beginnen die Bewegungs-Impulse auf

die Muskeln des Stimmwerkzeugs — den Kehlkopf und späterhin die Lippen, die Zunge usw. — zu wirken, auf diese Weise wird nun eine größere und immer größere Mannigfaltigkeit der Laute und Lautverbindungen hervorgebracht. Eine solche Lautbildung wird gewöhnlich als impulsiv bezeichnet. Sie ist instinktiv, d. h. ungelernt und die Folge von angeborenen nervösen Zusammenhängen.“ (127.) Das Lallen ist ohne Gedankeninhalt. Es ist ein Spielen mit den Sprechwerkzeugen, gleich dem Spiel mit Händen und Beinen und drückt einen Zustand des Wohlbefindens aus. Wundt nennt die 2. Periode die Zeit der „artikulierten sinnlosen Laute.“ Sie dauert nach ihm bis Ende des ersten, bei manchen normalen Kindern auch bis gegen den Schluß des zweiten Jahres. Cl. und W. Stern nehmen 4 Sprachvorbereitungsfunktionen an, nämlich die beiden Formen spontaner Aktion: Schreien und Lallen, von denen hier die Rede war, und dann die beiden Formen der Reaktion auf Gehöreindrücke: Lautnachahmung und Lautverständnis. (Kindersprache. 1907. S. 143.)

Das Kind findet sich nun auch schon mehr im nahen Raum mit den Augen zurecht. Es greift nach Gegenständen, besonders nach blanken, die ihm hingehalten werden, um dieselben, wenn es ihrer habhaft geworden ist, — dem Selbsterhaltungstriebe folgend — nach dem Munde zu führen. Sigismund nannte das Kind nach den vorherrschenden Funktionen im 1. Halbjahr „Säugling,“ im 2. „Greifling“ und im 3. „Sprechling.“ Für die Herausbildung der Gebärdensprache ist diese Zeit schon nicht ohne Bedeutung; denn nun trennen sich die Entwicklungswege zwischen Vollsinnigen und Taubstummten.

Wie wir schon vorhin erwähnten, schließt meistens die zweite Periode mit Schluß des ersten Jahres ab. Die dritte beginnt mit Hervorbringung artikulierter Laute, denen — nach Wundt — die bestimmte Absicht der Benennung innewohnt. Prof. Meumann nimmt Anstoß an der Formulierung; sagen wir darum, die einen Sprachinhalt haben. Das Kind fängt an, auf einzelne Wörter zu hören (Papa, Mama), und es kommt auch zur Nachahmung. Vorbereitet ist das Nachsprechen schon in der zweiten Periode durch das Lallen; denn dadurch, daß das Kind mit seinem Ohr das aufnahm, was seine Sprechwerkzeuge in demselben Augenblick erzeugt hatten, bildeten sich Assoziationen zwischen Sprechbewegung im Munde und Lautbild im Ohr, die durch die unzähligen Betätigungen an allen Tagen überaus

dauerhaft wurden. Es tritt dadurch, wie Stern sagt, eine sensorische Verknüpfung der Sprech- und Hörlaute ein.

Die weiteren Stufen der Lautsprachentwicklung haben von den einzelnen Autoren verschiedene Bezeichnungen erhalten. Meines Dafürhaltens kommt die Einteilung Prof. Meumanns den Tatsachen am nächsten. Er nennt die erste Stufe des aktiven Sprechens die emotionell-volitionale. Affekte und Begehungen sind die Triebkräfte, die zum Sprechen anregen. Das Kind will zunächst nicht Personen und Sachen bezeichnen, sondern es werden von ihm Beziehungen zu denselben, die aus dem Gefühls- und Willensleben aufsteigen, zuerst ausschließlich und darauf noch vorwiegend gemeint. Wenn das kleine Kind „tul“ sagt, so will es nicht den Namen für den Stuhl angeben, sondern es will zum Ausdruck bringen, daß es auf den Stuhl hinauf will. Es macht zugleich eine Gebärde, als ob es auffliegen möchte. Diese Gliederbewegungen sind jedoch von den Kinderpsychologen nur wenig studiert worden. Bloß bei Prof. Dr. Gutzmann, der der Sohn eines Taubstummlehrers ist, finde ich ein geschärftes Auge dafür. In seinem Werke „Des Kindes Sprache und Sprechfehler“ lese ich: „Das eine Wort „Puppa“ kann bedeuten: Gebt mir die Puppe — wie schön ist die Puppe — sieh, meine Puppe usw. je nach dem Ausdruck, der im Ton liegt, und nach der begleitenden Gebärde.“ Es handelt sich auf der ersten Stufe um Wunschworte, die noch den Satzcharakter an sich tragen.

So interessant es ist, die Kindersprache auf ihrem Werdegange weiter zu verfolgen, so müssen wir uns doch ein tieferes Eingehen auf den Gegenstand versagen, weil wir dadurch zu sehr von unserem eigentlichen Thema abgelenkt werden. Bemerken will ich nur noch, daß nach und nach eine Intellektualisierung der emotionalen Sprache eintritt, und daß das Kind auch allmählich vom Satz- zum Wortcharakter in der Lautsprache übergeht. Die weitere Entwicklung ist gekennzeichnet als assoziativ-reproduktive Sprachstufe und endlich als logisch-begriffliche.

Die Gebärdensprache spielt bei der ersten Sprachaneignung eine große Rolle, wie ich hier an einem Beispiele zeigen will. Wenn die Mutter sich dem Bettchen nähert, in dem das kleine Kind liegt, dann die Arme ausbreitet und die Finger lebhaft bewegt, so richtet sich das Kind auf, weil es aufgenommen

werden soll. Das wird das Kind vorerst immer tun, ganz gleich, was die Mutter sagt. Das Experiment wird lehren, daß es auf die Worte (komm, od. geh, od. sonst etwas) gar nicht ankommt. Diese Beobachtung kann man überall machen. Wir finden das Beispiel darum auch bei Prof. Stern-Breslau und Prof. Sully-London. Auf den Wortklang kommt es also zunächst gar nicht an. Da aber nun selbstverständlich immer das richtige Wort angewandt wird, so bilden sich natürlich nach und nach Zusammenhänge zwischen dem Lautausdruck und der Körperbewegung, und das Kind reagiert schließlich bloß auf das betreffende Wort. Das sind Tatsachen, die unumstößlich feststehen, weil sie überall und immer wieder beobachtet werden können. Wenn dagegen Dr. Mauthner in seiner „Kritik der Sprache“ (Teil II. S. 468) die Bildung der einzelnen Vokale auf sichtbare Gebärden zurückführen will, so ist das eine kühne Hypothese, die ihrer Originalität halber hier einen Platz finden soll: „Wer in einem fremden Lande, dessen Sprache er nicht kennt, „groß“ sagen will, wird die Arme weit öffnen; das ist eine ganz natürliche Geste. (Es ist natürlich, daß das Tier sie nicht hat.) Wer dort „klein“ sagen will, wird die Handflächen nahe zusammenlegen. Wie nun, wenn auch der ganze Stimmapparat sich gern an der Gestikulation beteiligte? Wie, wenn Stimmritze und Mund sich eng zusammenschlössen, also „i“ sagte, um einen kleinen Raum nachzuahmen, Stimmritze und Mund sich öffnete und „o“ machte, um einen großen Raum nachzuahmen? Wie? wenn das bereits eine Metapher wäre? Wenn dann der Laut vom Raum auf die Zeit, auf die Farben usw. übertragen würde?“ Weniger auf bloße Deduktionen als auf bestimmte Beobachtungen begründet ist das umfangreiche Material, das uns Romanes im 6. Kapitel seines Werkes „Die geistige Entwicklung beim Menschen“ (Deutsche Ausgabe. Lpzg. 1893) bietet. Wir brechen hier ab und werden im 7. Kapitel als Fortsetzung des hier Gebotenen eine genaue psychologische Klassifikation der Gebärdenzeichen auf genetischer Grundlage geben.

III. Kapitel.

Nachdem wir uns in dem vorigen Kapitel mit der Psychogenese des einzelnen Individuums beschäftigt haben, wollen wir hier auf die Entstehung der Gebärdensprache im Lichte der Entwicklungsgeschichte der Menschheit noch kurz hinweisen.

Die Forschungen auf naturgeschichtlichem Gebiete haben uns gezeigt, daß das einzelne Individuum vom Ei bis zum ausgewachsenen Organismus eine Reihe von Formen durchläuft, die in großen Zügen eine Wiederholung der Stammesgeschichte der Gattung sind. Die Entwicklungsgeschichte des einzelnen Individuums bezeichnet man mit Ontogenese, das Werden der Gattung mit Phylogenese. Handelt es sich bei der ontogenetischen Entwicklung nur um eine kurze Spanne Zeit, nämlich die Lebensdauer des Individuums, so umfaßt die phylogenetische viele Jahrtausende. Die Paläontologie zeigt uns nun in den einzelnen Schichten der Erde ein steinernes Album, in dem wir die Ahnenreihen einzelner Tiere verfolgen können. Ein Parallelismus ist da nicht zu verkennen, wenn sich auch in Einzelheiten kleine Abweichungen zeigen, die durch verschiedene Lebensbedingungen veranlaßt sein können; aber die einzelnen Phasen sind beim Wachstum des einzelnen Tieres genau dieselben, wie bei der Entstehung der Gattung. So ist der Frosch aus der Eizelle entstanden. Diese teilte sich immer wieder und wurde nach und nach zur Kaulquappe, die fischartig im Wasser lebte, zu diesem Zwecke mit Kiemen und einem Ruderschwanz versehen war. Der Hornschnabel verwandelte sich in ein Maul, die Kiemen wurden durch Lungen ersetzt, die Beine wuchsen, das Tier wurde molchartig; endlich fiel auch noch der Schwanz ab und schließlich erhielt der Frosch seine jetzige Form. So ist es auch den Vorfahren ergangen, nur mit dem Unterschiede, daß nicht das einzelne Tier die Entwicklungsstadien durchlief, sondern dass in Millionen von Jahren die Gattung das wurde, was sie heute ist. Unzählige derartige Beispiele lassen das biogenetische Gesetz erkennen, daß Ontogenie eine konzentrierte Wiederholung der Phylogenie ist.

Wenn dieses Grundgesetz auch auf die Menschenentwicklung zutrifft, so muß sich doch zwischen der individuellen und

der gattungsmäßigen einige Übereinstimmung ergeben. Viele Tatsachen sprechen dafür. Sie können hier nicht alle angeführt werden, weil sie unserer Arbeit zu fern liegen. Uns interessiert hier nur die Gebärdensprache. Bei einer Untersuchung der ältesten Menschenschädel (*Homo Mousteriensis* Hauseri und *Homo Heidelbergensis*) zeigt sich deren absolute Kinnlosigkeit. Statt vorzuspringen und die bekannte Spitze zu bilden, wie bei den heutigen entwickelten Menschenrassen, hatte die Mundpartie damals noch Schnauzenform; danach kann das Sprachvermögen nur sehr wenig entwickelt gewesen sein. Die Ausdrucksmittel haben wohl nur aus einigen Ausrufen und Gebärden bestanden. Dr. Reinhardt schreibt in „Über Land und Meer“ von 1909: „Bei unseren Mitteleuropäern aber wird das Mitteilungsvermögen noch ein wenig ausgebildetes gewesen sein und sich hauptsächlich auf mit einer entsprechenden Gebärde begleitete Ausrufe beschränkt haben. Gibt es doch heute in den Urwäldern Brasiliens einzelne Menschenstämme, deren Sprache so unvollkommen ist, daß sie ohne die dazu nötigen Gebärden nicht recht verstanden werden kann, so daß sich die einzelnen Mitglieder im Dunkeln nicht mehr verständigen können“. Viele Forschungsreisenden haben nun nach der Seite hin weiter Material gesammelt. Auf ihren Weltreisen sind sie mit Naturvölkern zusammengetroffen, die noch auf einer tiefen Stufe der menschlichen Entwicklung standen. Bei diesen Naturmenschen fanden die Geographen auch die Gebärdensprache im Gebrauche, nicht ausschliesslich, aber neben den armseligen Anfängen einer Lautsprache. Wie das kommt, läßt sich leicht erklären. Wort und Gebärde wirken auf dieser Anfangsstufe menschlicher Entwicklung noch nebeneinander. Es können nun Umstände eintreten, daß auf das gesprochene Wort verzichtet wird, wenn das sichtbare Zeichen an sich zu verstehen ist. Neben der Bequemlichkeit sind es oft gewichtige Gründe, die einen Verzicht des gesprochenen Wortes erzwingen. Die Jagdgenossen wollen das belauschte Wild nicht durch Zurufe verscheuchen. Im Kampf ist jeder Laut verpönt, der zu unrechter Zeit an das Ohr des Feindes dringen könnte. Da treten Winke an Stelle der Worte. Auch bei einem Fortschritte vom bloßen Jäger- und Kriegerleben auf die höhere Kulturstufe, die durch Einführung der Viehzucht erreicht wird, brachte es doch das Nomadenleben mit sich, daß die einzelnen Horden immer wieder

mit neuen Nachbarn in Berührung kamen. Wo dann eine sprachliche Verständigung angestrebt wurde, konnte sie, da die einzelnen Gruppen sich selbständig und voneinander verschieden lautsprachlich entwickelt hatten, nur in Gebärdenzeichen vor sich gehen. Durch die vielfache Übung wurde aber die Gebärdensprache so gefördert, daß sie auch unter den eigenen Stammesgenossen ausgiebige Anwendung fand.

Der Lautsprache fehlte es dagegen damals noch an erhaltenden Kräften, wie sie erst viel später durch andauernden Verkehr, Schrifttum, Schule u. s. w. erzeugt und gestählt wurden. Dadurch kam es, daß sich die Sprache der einzelnen Stämme immer mehr in Dialekte zersplittern mußte, wodurch eine mündliche Verständigung selbst unter den Mitgliedern gleicher Herkunft nach und nach immer mehr erschwert wurde.

Erst nach der Einführung des Ackerbaues wurden die einzelnen Sippen sesshaft, wodurch ein ständiger Verkehr zwischen den Bewohnern der benachbarten Siedelungen ermöglicht und dadurch eine fortgesetzte Unterhaltung in der Lautsprache angebahnt wurde. Übung führt aber zur Vervollkommenung, und da die Lautsprache, wie es ja das Beispiel der Jahrtausende bei den verschiedensten Völkern gezeigt hat, entwickelungsfähiger als die Gebärdensprache ist, so wurden die Handzeichen durch die Worte immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Es trat dann wenn auch nicht gerade eine Verkümmernug, so doch keine Weiterentwicklung ein. Dabei ist noch ein Moment zu berücksichtigen. Der Hirt hatte beim Hüten des Viehes seine Hände zum Gebärdenspiel frei, ja er war oft gezwungen, sich mit andern seinesgleichen auf große Entfernungen hin, wo die Lautsprache nicht mehr ausreichte, zu verständigen. Bei den Feldarbeitern waren die Hände mehr in Anspruch genommen, und die Arbeiter waren sich auch örtlich näher gerückt, was nun den Gebrauch der Lautsprache unbedingt begünstigen mußte.

Immerhin mußte aber damals noch die Gebärde infolge ihrer dominierenden Stellung im Leben dieser Menschen die Lautsprache wesentlich beeinflussen. Die indogermanischen Sprachen sind ja allerdings längst über dieses Stadium hinausgewachsen. Tatsächlich soll es aber auch jetzt noch Sprachen geben, die in ihrer Entwicklung erstarrt sind und dadurch die Struktur der Gebärdensprache beibehalten haben, wodurch

den Sprachforschern Rückschlüsse auf die Sprachwerdung ermöglicht sind.

Der bekannte Psychologe Prof. Dr. Steinthal schreibt in einer längeren Abhandlung über die Gebärdensprache der Taubstummen im „Museum“: „Betrachten wir aber die weniger vollkommen organisierten Sprachen Ostasiens, so sind uns in ihnen Übergangspunkte gegeben, welche uns die Arbeit des Menschengeschlechtes aus der Gebärdensprache — man möchte z. B. das Siamesische eine Lautgebärdensprache nennen — zur Lautsprache zu gelangen vergegenwärtigt.“

Wer über die Gebärdensprache der Naturvölker noch weitere Einzelheiten zu erfahren wünscht, dem seien noch folgende Arbeiten empfohlen:

Dr. Schellong: Die Zeichensprache der Papuas. Allgemeine Zeitung 1889.

Dr. Zintgraff: Über Gesten und Mienenspiel der Neger. (Ausland. 63. Jahrgang No. 24.)

Derselbe: Gebärden der Neger. Hamburger Correspondenz. 1890.

P. Reichard: Gebärden- und Mienensprache der Neger. (Ausland. 1890, No. 20.)

Waitz: Anthropologie der Naturvölker. II. p. 136. Vom Negervolk der Susu.

Wenn man die Ergebnisse der Arbeiten dieser Geographen kurz zusammenfaßt, so läßt sich überall feststellen, daß die Gebärdensprache der erwähnten Volksstämme analog der niederen geistigen Bildung noch recht armselig war. Ungleich höher als die Angehörigen der äthiopischen und polynesischen Rasse stehen die Indianer. Ihrer höheren Geisteskultur entspricht darum auch eine viel weiter entwickelte Gebärdensprache. Über ihre Sprache läßt sich darum auch schon viel mehr sagen. Garrick Mallery hat ihr in seinem Werke „Signe Language among Worth American Indians“ ziemlich 300 Seiten (p. 269 bis 552) gewidmet. Die Arbeit ist auch mit vielen Abbildungen versehen. Der Verfasser hat sich 2 Jahre unter den Dakotas aufgehalten. In letzter Zeit hat auch die Regierung Amerikas der Indianersprache ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Der Colonel Scott, der 20 Jahre unter den Rothhäuten gelebt hat, hatte den Auftrag erhalten, für die Ethnologische Abteilung des Smithsonian Instituts eine Geschichte der Zeichensprache

vorzubereiten. Im Organ der Taubstummenanstalten von 1903 finden wir eine Übersetzung von Taubstummenlehrer Hoffmann. Wenn auch Amerika ein ganz besonderes Interesse hat, die eigenartige Ausdrucksweise der Indianer geschichtlich festzulegen, weil die Tage der Rasse gezählt sind, so haben sich doch auch deutsche Forscher damit befaßt. So hat der Prinz Wied in seinen Reiseerinnerungen (Coblenz 1841) ein Verzeichnis der von ihm beobachteten Gebärden bei den Rocky mountains (S. 645—653) gegeben. In der Deutschen Rundschau von 1882—83 machte Professor Gerland-Straßburg „Die Zeichensprache der Indianer“ zum Gegenstande einer Besprechung.

Vergleicht man die Gebärdenzeichen der Indianer mit denen unserer Taubstummen, so findet man viel Gleichartiges, aber auch ebenso viel Unterschiedliches. Die Übereinstimmungen beziehen sich nur auf natürliche Gebärdenzeichen, soweit sie Gegenstände und Handlungen betreffen, die hier wie dort ihrer Beobachtung zugänglich sind. Berücksichtigt man aber, daß der Entstehungsherd der Gebärde bei beiden Teilen ein anderer ist, so muß sich dadurch schon ein anderes Gebärdenmaterial ergeben. Der kleine Taubstumme bei uns hat hunderte von Gebärden von Kulturgegenständen, die dem roten Manne der Wildnis fremd sind, und letzterer bezeichnet wieder vieles seiner Umgebung (Büffel, Biber, Lachs etc.) und was mit seinen Lebensgewohnheiten (Jagd, Krieg) zusammenhängt, wovon unsere Kinder, bevor sie durch die Lektüre damit bekannt gemacht werden, keine Ahnung haben.

Dann hat sich aber die Gebärdensprache bei den Indianern durch viele Generationen weitergebildet, wodurch sie einen konventionellen Charakter angenommen hat, so daß sie, wie man aus meinen weiteren Ausführungen ersehen wird, an Allgemeinverständlichkeit einbüßen mußte. Sie wurde im Volksstamme so gewohnheitsmäßig, daß sie der Nachwuchs von den Älteren übernahm, ohne über die innere Verwandtschaft des Symbols mit seinem Sinne mehr nachzudenken, genau so, wie andere Kinder die Lautsprache durch bloße Nachahmung erlernen. Daher kommt es auch, daß viele Indianer Mallery über Ursprung und Bedeutung so mancher Zeichen keine Auskunft geben konnten, und daß die Antwort „It could not be explained“ nur zu häufig wiederkehrt. Trotz aller Verschiedenheiten zwischen einzelnen Gebärdenzeichen der Taubstummen und der Indianer

werden wir aber später erkennen, wie der Sprachgeist doch überall denselben Gesetzen der Entwicklung folgt.

Da sich nun die konventionelle Gebärdensprache von dem Boden der Sinnlichkeit mehr und mehr löst und dann in ihrer Weiterbildung allerorten andere Wege einschlägt, so müssen auch hier (wie bei unseren Wortsprachen) Sprachzweige entstehen, die eine gegenseitige Verständigung ausschließen. Die Bestätigung finden wir auch in Wied's Berichte, in dem er mitteilt, daß er beobachtet habe und daß ihm ferner auch versichert worden sei, daß sich die Stämme der Rocky mountains unter sich in der Gebärdensprache verständigen könnten, daß dies unter den Dakotas und anderen Sippen nicht mehr möglich sei.

Wir nehmen nun einen gewaltigen Schritt in der Entwicklungsgeschichte der Völker und kommen zu den Nationen des klassischen Altertumes. Auch bei den alten Griechen und Römern finden wir noch einen ausgedehnten Gebrauch der Gebärdensprache. Es würde aber eine geradezu lächerliche Unkenntnis verraten, wollte man diese hochentwickelten Kulturvölker mit den unzivilisierten, soeben geschilderten Wilden auf eine Stufe stellen. Den Schlüssel, daß die Südeuropäer des Altertums einen größeren Gebrauch von der Gebärde machten, finden wir in ihrem Gemütsleben.

Gewiß haben die Menschen überall einen ihrer Gattung entsprechenden, gleichmäßigen Körperbau, der sie von anderen Tiergattungen wesentlich unterscheidet, und in diesem gleichartigen Organismus empfinden auch alle die gleichen Gefühle. Die Äußerungen derselben sind aber nicht überall die gleichen. Das ist nun aber nicht so zu verstehen, als ob die Völker, die ihre Gedanken durch verschiedene Sprachen, so auch ihre Gemütsbewegungen in mannigfacher Weise durch abweichende Gesten und Mienen ausdrückten. Es läßt sich nur in bezug auf den Grad, die Lebhaftigkeit und die Naivität ein auffälliger Unterschied konstatieren.

Ob die Griechen, weil sie ihren Ursprüngen näher stehen, als dies bei den Modernen der Fall ist, auch naiver waren, wird viel mit von einer persönlichen Auffassung abhängen. Sonst findet man ja, daß kindliche Völker gleich den Kindern ihren Gefühlen einen unbefangeneren Ausdruck verleihen als vorgeschrittene Kulturvölker. Hier spielt aber auch das Klima

eine wichtige Rolle mit. Wie die südliche Sonne den Wein kocht, so macht sie auch das Blut feuriger. Die Südländer sind darum von viel lebhafterem Temperament als die Nordländer, was sich auch äußerlich in ihrem Gebaren zeigt. Es handelt sich also hier nicht um eine geringere Bildung, sondern der augenblickliche Affekt und die ganze Affektanlage zielen auf eine Bevorzugung der Gebärdensprache hin. Die Griechen und die Römer bedienten sich auch nicht der Gebärden aus Mangel an einer Lautsprache; vielmehr nötigte sie ihr lebhaftes Naturell beim Sprechen, Arme und Gesichtsmuskel in Bewegung zu setzen. Für gewöhnlich begleitete die Gebärde die Aussprache; da aber alle eine große Gewandtheit im Gebärdenspiel besaßen, so konnte die Lautsprache auch willkürlich weggelassen werden, weil jeder wußte, daß er auch ohne diese bei der immerwährenden Benutzung bestimmter Hand- und Gesichtszeichen eine Allgemeingültigkeit bei seinen Volksgenossen voraussetzen konnte. Kraft seiner natürlichen Anlagen fand er Freude an diesen seinen Betätigungen und gelangte zu einer ästhetischen Ausbildung dieser Luftzeichen. Wir wissen, in welchem Maße im alten Rom die öffentlichen pantomimischen Aufführungen beliebt waren, daß selbst Kaiser Nero es nicht unter seiner Würde hielt, hinab in die Arena zu steigen und mit zu mimen.*)

Lucian berichtet von einem Könige, dessen Reich am Schwarzen Meere lag, der zu Nero's Zeiten nach Rom gekommen war, um die Wunder der Weltstadt zu sehen. Von allen Schauluststellungen hatte das Auftreten eines Mimikers auf ihn den stärksten Eindruck gemacht, weil er alles ohne Dolmetscher verstanden hatte. Von dieser Geschicklichkeit ganz hingerissen, bat der König den Kaiser Nero, ihm diesen Mann als Geschenk zu überlassen, und als dieser erstaunt fragte, was er mit diesem beabsichtige, erklärte er: „Dieser Mann soll mir mit seinen Mienen und Gebärden bei den benachbarten Völkerstämmen,

*) Xenophon teilt mit, dass seine Truppen, als sie auf einem Kriegszuge durch Ortschaften in der Nähe des Euphrat kamen, sich nur, da ihnen die Sprache der Ansässigen unbekannt war, durch stumme Zeichen mit ihnen verständigen konnten. — Der römische Dichter Ovid, den Kaiser Augustus nach einem Orte am schwarzen Meere hatte zwangsweise überführen lassen, beklagte es gleichfalls, dass er in seinem Verbannungsorte mit seinen neuen Nachbarn nur durch Gesten sprachlich verkehren konnte.

deren Sprache niemand versteht, und mit denen man deshalb nicht in Verbindung treten kann, als Dolmetscher dienen.“

Für die Philologen ist es darum nicht unwichtig, auch dieser Seite der Sprachäußerung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, um ein klares Bild von der Denk- und Ausdrucksweise der altklassischen Völker zu erhalten, wenn sie auch der Wortsprache gegenüber nur von untergeordneter Bedeutung ist.

Früher fehlte es noch an derartigen Studien. So klagte G. E. Lessing in seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ 1767: „Von der Chironomie der Alten, das ist von dem Inbegriff der Regeln, welche die Alten den Bewegungen der Hände vorgeschrieben hatten, wissen wir nur sehr wenig; aber dieses wissen wir, daß sie die Händesprache zu einer Vollkommenheit gebracht, von der sich aus dem, was unsere Redner darin zu leisten imstande sind, kaum die Möglichkeit sollte begreifen lassen. Wir scheinen von dieser ganzen Sprache nichts, als ein unartikulierte Geschrei behalten zu haben; nichts, als das Vermögen, Bewegungen zu machen, ohne zu wissen, wie diesen Bewegungen eine fixierte Bedeutung zu geben und wie sie untereinander zu verbinden, daß sie nicht nur eines einzelnen Sinnes, sondern eines zusammenhängenden Verstandes fähig werden.“

Jetzt besitzen wir folgende Schriften über die Gebärdensprache der klassischen Völker:

Kurze Abhandlung von der Händesprache, insoweit deren Merkmale bei den alten Schriftstellern sich äußern. Cassel 1750.

T. Baden, Bemerkungen über das komische Gebärdenspiel der Alten nach den Originalen. 1832.

Echtermeyer, Über Namen und symbolische Bedeutung der Finger bei den Griechen und Römern. Halle 1835.

Baumeister, Gebärden, in: Denkmäler des klassischen Altertums.

Carl Sittel, Die Gebärden der Griechen und Römer. Leipzig 1890. (336 S.)

Besonders die letzte Schrift zeugt von einer bewunderungswürdigen Belesenheit. Wo in den alten Schriftstellern nur einmal von Gebärden die Rede ist, werden sie in dem Werke registriert und glossiert.

Vergleicht man die Gebärdensprache der alten Griechen und Römer mit der der Wilden, so findet man ein ähnliches

Verhältnis, wie zwischen der konventionellen zur natürlichen Gebärdensprache der Taubstummen. Bei dem Reichtum der altklassischen Sprachen an Formen genügte die Zahl der natürlichen Gebärden bei weitem nicht. Es mußten diesen viele freigewählte Körperzeichen als Ersatzmittel der Lautformen beigegeben werden. Die Gebärden pflanzten sich durch Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht fort, und diese überlieferten Zeichen sind auch jetzt noch nicht ausgestorben. Die breite Masse des Volkes pflegt an Sitten und Gebräuchen zäh festzuhalten. Die unteren Schichten lassen sich, besonders da, wo es an Schulbildung fehlt, nur schwer aufrütteln und zu einem Fortschritt anregen. Sie sind nach dieser Seite hin über die Maßen konservativ. Und so muß man Wilh. Wundt beipflichten, wenn er sagt: „Die heute bei den südlichen Völkern Europas vorkommende Gebärdensprache erscheint so als ein Überlebens der in der antiken Welt überhaupt lebendigeren Begleitung der Sprache durch die Gebärde.“

Wir besitzen eine Schrift von Andrea de Jorio mit dem Titel: *La mimica degli antichi investigata nel gestire napoletano*, welche eine reichhaltige Sammlung der in dem neapolitanischen Volke üblichen Gebärdenszeichen enthält, und zwar in Bild und Beschreibung. Tatsächlich findet man da, daß noch sehr viele jetzt gebräuchliche Zeichen mit denen auf den alten Kunstdenkmälern übereinstimmen. Ein Studium der Gebärdensprache wird darum auch für den Archäologen von Nutzen sein.

Bei den Arabern findet man gleichfalls einen ausgedehnten Gebrauch von Gebärden. Professor Goldziher zu Budapest, der Altmeister der Orientalisten, hat in der Zeitschrift für Völkerkunde von 1886 interessante Mitteilungen darüber gemacht. Außerdem hat er 1872 noch einen Artikel über die Geheimsprache der muhamedanischen Mystiker veröffentlicht.

Es ist eine Eigentümlichkeit der Araber, ihren Worten durch gewisse symbolische Handlungen noch mehr Nachdruck zu verleihen. Als der Statthalter von Mekka namens Dawud die Absetzung des Chalifen Amin dem Volke verkündete, nahm er gleichzeitig seine Kopfbedeckung ab und schleuderte sie weit von sich. Trotzdem ihre Sprache so umfang- und blumenreich ist, so wird sie doch durch ein lebhaftes Spiel der Hände begleitet.

Schon Muhamed wandte die Gebärde oft und gern an. Den Nachfolgern des Propheten war es nun darum zu tun, die Art und Weise, wie sich ihr Herr und Meister geäußert, mit übertriebener Genauigkeit festzuhalten. Darum findet man in den theologischen Werken des Islam noch viele Gebärdenangaben. Als das dritte Glied in der Kette der Tradition über Muhameds Bestimmung im Ehegesetz schrieb, da teilte er noch mit, daß der Prophet, bei dem Befehle, daß der Moslem, der seine Milchschwester geheiratet, diese verlassen soll, seinen Mittel- und Zeigefinger auseinander gestreckt habe.

Zuweilen sind die Gebärden in den Urschriften vorenthalten. Es steht aber in denselben: „Da sprach er mit seiner Hand so.“ Wie? Hier setzen nun die Schriftgelehrten ein und suchen zu erforschen, wie die Gebärde gewesen sein könnte. Deshalb findet man in den Erklärungen viele Auseinandersetzungen über die vermeintlichen Gebärden.

Aber nicht nur die heilige, sondern auch die Profansprache war von Gebärden durchsetzt, sodaß letztere oft auf die Prägung der Worte von Einfluß gewesen ist. An den Bart fassen ist die Gebärde des Schreckes. Der Bergpaß heißt sakal tutan, d. i. eine Gegend, wo der Reisende aus Schrecken über den bevorstehenden Ritt an seinen Bart faßt.

Für uns haben die Gebärden der Araber weiter keine Bedeutung, weil sich absolut keine Ähnlichkeit mit den Gebärden der Gehörlosen feststellen läßt. Ich habe ein einziges Zeichen gefunden, daß der Taubstummengebärde entspricht, nämlich Hiob 40, 4. Da sagt der Prophet, daß man beim Schweigen die Hand auf den eigenen Mund setzt.

Vielfach bedeuten ihre Gebärden sogar das Gegenteil von dem, was wir im Abendlande allgemein darunter verstehen. Petermann erzählt in seinen Reisebeschreibungen vom Orient, daß, wenn die Araber etwas bejahen, mit dem Kopfe schütteln, und wenn sie etwas verneinen, den Kopf in die Höhe werfen. Die Lautsprache war bei ihnen damals schon so ausgebildet, daß es sich bei ihren Gebärden nicht mehr um natürliche, sondern um rein konventionelle, willkürliche handelte. Wie es kommt, daß sie trotz ihrer reichen Lautsprache noch von der Gebärde Gebrauch machten, ist vielleicht in dem heißen Blute der Semiten begründet. Auch die polnischen und russischen Juden gebrauchen, wie jeder weiß, noch ihre Arme und Hände

in ausgedehntem Maße beim Sprechen. Nähere Studien konnte ich darüber jedoch nicht anstellen, da ich weder persönliche Beziehungen hatte noch schriftliche Aufzeichnungen darüber, trotz vielen Fahndens in mehreren großen Bibliotheken, aufzutreiben waren.

Nur spärlich fließen die Quellen, die uns Kunde über den Gebrauch der Gebärdensprache im Mittelalter geben. Es handelt sich in den alten Dokumenten auch nicht um Nachrichten über die Anwendung von Gebärden bei Taubstummen, sondern um Einrichtungen des Klosterlebens. Nach Vorschrift der Regel hatten die Mönche und die Nonnen entweder für bestimmte Zeiten oder für immer Schweigen zu beobachten. Die strengsten Bestimmungen finden wir noch heute bei den Trappisten. Natürlich konnten die Ordensleute der sprachlichen Verständigung nicht gänzlich entraten, und es wurde ihnen ein Ersatz in der Gebärde geboten, in deren Gebrauch und Verständnis die Novizen von ihren Lehrern *ad oculus* eingeführt wurden. Nur wenig ist zu uns gekommen, aber doch noch genug, um sich ein Bild von der damaligen Gebärdensprache zu machen. Martene *DE ANTIQUIS ECCLESIAE RITIBUS* IV, 826, gibt zwei lateinische Proben von Gebärdensprache aus Benediktinerklöstern, und Leibniz veröffentlicht in seiner *COLLECTANEA ETYMOLOGICA* (p. 384) eine dahingehende lateinische Anweisung aus einem Cisterzienser Kloster und (p. 393—403) eine niederdeutsche Probe aus dem Kloster Loccum. Es handelt sich um eine Beschreibung von 145 Zeichen, die im 16. Jahrhundert in Gebrauch waren. Es seien hier noch 2 Arbeiten in Mones Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheines XIII, Seite 493, und Kernal's Wilhelm der Selige, Abt von Hirschau, S. 266, erwähnt. Die älteste Aufzeichnung ist ein angelsächsischer Text (*INDICIA MONASTERIALIA*) aus dem 11. Jahrhundert. In der internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft finden wir von F. Kluge-Jena eine eingehende Arbeit im Urtext und in deutscher Übersetzung darüber. Während der Loccumer Chronist die Zeichen in bunter Reihenfolge aus dem Gedächtnis wiedergibt, finden wir in der altenglischen Aufzeichnung schon eine gewisse Ordnung und Gliederung. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der geistlichen Seite des Klosterlebens und der zweite mit der weltlichen. Wenn wir hier einen Vergleich

der Taubstummengebärde mit den in den Klöstern üblichen Zeichen anstellen wollen, so werden wir den zweiten Teil, wo nicht von den göttlichen, sondern von den menschlichen Dingen die Rede ist, besonders ins Auge fassen müssen. Da finden wir die Gebärdenerläuterungen über Essen und Trinken (No. 57 bis 85), Schlafen (86—90), Kleiden (91—108), Klosterarbeiten (109—117), alles Sachen, die ja auch dem Taubstummen nahe liegen.

Ein Vergleich lehrt, daß die klösterlichen Gebärden an den verschiedensten Orten und zu den verschiedensten Zeiten unter sich und auch im Verhältnis zur Taubstummengebärde viel Gemeinsames, aber auch viel Verschiedenartiges haben, ersteres, wo man dem notwendigen Zusammenhang zwischen Wesen und Zeichen treu blieb, letzteres, wo man die Willkür schalten und walten ließ. Hier einige Belege:

„Das Zeichen für Honig ist, daß du den Finger an die Zunge führst.

Wenn du Salz haben willst, so vereinige die Finger und schüttele die Hand, wie wenn du etwas salzen willst.

Wenn du Butter haben willst, dann streiche mit drei Fingern in das Innere der Hand.

Wenn du Fisch haben willst, dann bewege die Hand in der Weise, wie er seinen Schwanz bewegt, wenn er schwimmt.

Wenn du eine Gerte haben willst, dann bewege die Faust, wie wenn du schlagen willst.

Das Zeichen für Lineal ist, daß du die Hand bewegst und mit dem Zeigefinger an der linken Hand entlang streichst, wie wenn du linierst.“

Sehr viele Zeichen sind eben so, daß man sie ohne weiteres von selbst versteht; von anderen gilt aber auch das Gegenteil, z. B.:

„Wenn du eine Bibel haben willst, so bewege die Hand und erhebe den Daumen und halte die Hand breit an die Backe.

Wenn du irgend ein anderes Buch haben willst, in dem Religiöses steht, dann lege die rechte Hand an die Backe und mache das Kreuzeszeichen auf die Stirn.

Wenn du Bohnen haben willst, dann setze die Spitze des Zeigefingers auf das erste Glied des Daumens.“

Die Gebärden über geistliche Dinge, die für die Mönche in erster Linie in Frage kommen, haben mit der Taubstummengebärde wenig gemein. Der Rev. P. Notker Vorspel. O. C. R.

zu Maria-Linden in Südafrika schreibt über einen Taubstummen eines Negerstammes in der Missionszeitschrift „Vergißmeinnicht“: „Die nächste Umgebung und die Altersgenossen unseres „Zacharias“ können sich zwar mit ihm durch selbstgewählte Zeichen so ziemlich verständigen. Ich wünschte nur, diese Zeichen wären mit jenen der Trappisten verwandt, dann könnte auch ich mich mit dem guten Jungen, dem man als fleißigen Arbeiter und friedlichen Menschen allgemein das beste Zeugnis gibt, verständlich machen; so ist dies aber leider nicht der Fall.“

Jemehr die Lautsprache dann in ihrem Wachstum vorwärtsschritt, umsomehr trat die Gebärdensprache bei den Vollsinnigen zurück. In der Jetztzeit ist sie, vor allem bei den Völkern der nordischen Breiten, auf ein Minimum beschränkt. Besonders gilt es in der besseren Gesellschaft für unfein, bei der Unterhaltung mit den Armen zu fuchteln. Nur der gewöhnliche Mann gibt sich noch ursprünglicher als der durch die ungeschriebenen Gesetze der Schicklichkeit eingeeengte Gebildete. Das hat einen doppelten Grund. Erstens besitzt er nicht den Wortreichtum, um den feinen Regungen seines Geistes in der Lautsprache folgen zu können; hauptsächlich fehlt ihm die Skala der Ausdrücke für die feinen Nuancierungen der einzelnen Begriffe. Zweitens legt er aber auch wenig Wert auf den sogenannten feinen Ton. Er trägt seine Gefühle offen zur Schau, während der den höheren Ständen Angehörige sein Innenleben vor der Allgemeinheit geflissentlich verschließt. Wie von ihm das Wort Talleyrands gilt, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen, so hat er durch jahrelange Erziehung gelernt, sich in seinen Gesten und im Mienenspiel so in Zucht zu nehmen, daß er ein Preisgeben seines Inneren zu vermeiden weiß.

Stumm zu reden sind im Kreise der Sprachgemeinschaft nur diejenigen, wenn wir hier von den Abnormen absehen, gezwungen, welche von anderen aus gewissen Gründen nicht gehört werden wollen.

Es kann ja der Fall eintreten, daß eine Person am Sprechen gewaltsam gehindert wird. Über einen solchen seltsamen Fall von erzwungenem Schweigen berichtet Sozomenos von einem Bischof des nikänischen Glaubens, der, als ihm von den Schismatikern der Mund zugehalten wurde, drei Finger einer Hand in die Höhe hielt und dann wieder zusammenlegte. Übrigens ein sehr sinniges Symbol für die Dreieinigkeit! Meist liegt es

aber im eigenen Interesse, auf das gesprochene Wort aus eigenem Antriebe zu verzichten. Insonderheit gilt das von den Verbrechern aller Art, die, wie man zu sagen pflegt, am liebsten im Trüben fischen, damit ihre Machenschaften der Polizei möglichst verborgen bleiben. Es muß ihnen daran liegen, sich in ihrer Zunft so ausdrücken zu können, daß andere Leute nichts davon verstehen. So suchen sie besonders noch, wenn sie bereits abgefaßt sind, sich in unauffälliger Weise geheime Mitteilungen zustecken, um dem Arme der Gerechtigkeit vielleicht noch entzslüpfen zu können. Sie bedienen sich in ihrer Gaunersprache der Laut-, Schrift-, Gebärden- und Bildform. Der Kriminalpolizei ist es gelungen, in die Schlupfwinkel der Verbrecherhöhlen hineinzuleuchten, und so ist auch ihre Sprache den Jüngern der heiligen Hermandad heute kein Geheimnis mehr. Es gibt darüber eine ganze Literatur. Professor Lombroso hat sich die psychologische Erforschung der Verbrechernatur zur Lebensaufgabe gestellt. Wer sich dafür interessiert, findet in seinen „Neuen Verbrecher-Studien“, übersetzt von Dr. Ernst Jentsch (1907) viel Material, auch über die eigentümliche Ausdrucksweise. So enthält das Buch auch eine Pictographie.

Bei Volksschichten, die noch auf einer niedern Bildungsstufe stehen, ist die Vorliebe für die Pantomime außerordentlich groß. In Rußland ist der geistige Abstand zwischen den oberen und niederen Ständen viel erheblicher als anderswo. Die Bauern auf der weiten sarmatischen Ebene, die von jeder Berührung mit der zivilisierten Welt abgeschlossen sind, die weder lesen noch schreiben können, stehen ganz noch auf der Entwicklungsstufe der Kindheit. Der Muschik, der noch nicht von der Kultur beleckt wurde, ist ein Riese mit einer Kindesseele. Er zeigt alle guten, aber noch mehr alle schlechten Eigenschaften der Kinder.

Prof. Dr. Otto Schrader zu Jena, ein Kenner des russischen Volkstumes, betont in seinen „Bildern aus dem russischen Dorfleben“ in Westermanns Monatsheften von 1909, welche hervorragende Rolle die pantomimischen Vorführungen bei den Volksspielen einnehmen. Hier zur Illustration des Gesagten nur eine Stelle: „Es wird ein kleines Singspiel in der Weise aufgeführt, daß ein Mädchen, ein Bursche oder ein Pärchen in den gebildeten Kreis hineintritt, welche die Aufgabe haben, alles, was der Chor, teilweise abwechselnd, mit ihnen singt, durch Panto-

mimen nachzunehmen. Nehmen wir ein solches Stück: „Die ungetreue Frau“:

Will der Mutter sagen:

„Ach, mich schmerzt's im Kopfe,

Ach, mir ist so übel,

Muß spazieren geh'n.“

Will hinweg mich stehlen,

Will mich leise schleichen,

Und will küssen den geliebten Mann

„Sage mir, Geliebter,

Lehre deine Liebste,

Wie nach Hause, wie n. H. gehen?“

„Auf der breiten Straße

Geh als graue Ente,

Und als Wachtel fliege

Über Stock und Steine,

Und als bunte Henne

Schlüpfe in den weiten Hof hinein!

Dies alles, den Kopfschmerz, das Fortschleichen, das Küssen, Ente, Wachtel und Huhn, hat also das Mädchen im Kreise pantomimisch darzustellen. Man bedenke, wieviel schauspielerisches Talent hierzu erforderlich ist.“

Dr. Schrader erklärt diese Erscheinungen ganz in unserem Sinne, wenn er sagt: „Der russische Bauer und das russische Dorf, abseits gelegen von dem großen Kulturstrom, der vom Süden Europas sich über West- und Mitteleuropa ergossen hat, sind in vieler Beziehung auf derjenigen Kulturstufe stehen geblieben, die die indogermanischen Völker, zu denen die Russen sprachlich und volkisch gehören, in ihrer Gesamtheit einmal innegehabt, und die die meisten unter ihnen, auch die Griechen, Römer und Deutschen, seit Jahrtausenden oder Jahrhunderten verlassen haben. So erweist sich das russische Dorf als eine Fundstätte höchsten Altertums, die bis jetzt auch nicht im entferntesten erschöpft ist.“

Erwachsene würden sich bei uns genieren, vor einer Zuschauermenge in dieser soeben beschriebenen Weise zu mimen. Wir finden nur noch bei den Kindern Reigenspiele mit pantomimischen Nachahmungen.

Nun nimmt ja die Pantomime auf unseren Spielplänen im Opernhause, Theater und Zirkus auch noch eine Stelle ein,

aber schon lange nicht mehr um ihrer selbst willen. Sie dient vielmehr nur noch als Gelegenheitsmacherin für Aufzüge, Balletts. Entfaltung von Prunk aller Art, um dem Publikum eine Augenweide zu bieten. Ohne Musik ist sie jetzt gar nicht mehr denkbar. Man streiche die Nebensächlichkeiten, wie schöne Szenerie, Lichteffekte, farbenprächtige Kostüme, Trikots und dekolletierte Büsten, und lasse bloß die Hauptsache, die eigentliche Handlung, übrig, und kein Mensch wird einen Pfennig dafür ausgeben. Die Mimik kann wohl einzelne Momente höchster seelischer Erregung widerspiegeln, und sie ist darum im Schauspiel unentbehrlich, aber sie kennt keine Übergänge, derartig, daß sie Verbindungen, die solche Momente aneinanderreihen, zu einer Handlung gestalten und zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschließen könnte. Darum muß die Pantomime mit rohen, d. h. wenig psychologisch ausarbeiteten Vorgängen, grobzügigen Sujets und einem meist trivialen Inhalt sich begnügen, der leicht zu erraten ist und darum auf das gesprochene Wort verzichten kann.

In einer Kritik der Kreuzzeitung wurde kürzlich ganz treffend bemerkt: „Eine dreiaktige, abendfüllende Pantomime auf die Bühne zu bringen, ist heutzutage einigermaßen gewagt. Der Mensch der Gegenwart hat sich daran gewöhnt, von der Bühne höchste Verdeutlichung aller Seelenregungen zu erwarten und vermag sich nicht mehr mit dem schönen Schein andeutungsvoller Gesten und pathetischer Mimik zu begnügen.“

IV. Kapitel.

Einen weiteren Beweis für die Bedeutung der Gebärde bei den Naturvölkern in ihren Kindheitsstadien und die Stellung, die sie demzufolge in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit einnimmt, liefert uns die Bildschrift. Diese ist in ihren ersten Anfängen geradezu eine Fixierung von Gebärden.

Wie die Gebärde zunächst nur eine Ausdrucksbewegung

von Affekten war und nichts mit einer beabsichtigten Mitteilung zu tun hatte, so ist auch das Bild wohl anfänglich nur das Werk primitiver Kunstbetätigung gewesen. Solche rohen Bildzeichen findet man noch gegenwärtig bei den Wilden Afrikas. Auch an den Felsen Nordostamerikas hat man noch an vielen Stellen über das ganze Indianergebiet hinweg Bildzeichen eingeritzt gefunden. Während aber die Wilden Afrikas, die noch nicht mit Weißen in Berührung gekommen waren, auch jetzt noch nicht über diese Stufe menschlicher Entwicklung gelangt sind, gehören die Felsenrunen der Indianer schon längst vergangenen Zeiten an. Aus einer Kette weiterer Werke einer erwachenden und allmählich wachsenden Kultur läßt sich vermuten, wie die Schrift nach und nach entstanden ist.

Zu den ältesten indianischen Bildzeichen gehört das Totem, die plastische Darstellung des Tiergeistes, zuerst Schutzherr eines Geheimbundes, später gewissermaßen der Schutzheilige der einzelnen Geschlechter bei den Irokesen, Kolumbianern und Algonkin. Es ist ja bekannt, daß bei den Indianern der Geisterglaube weit verbreitet war. So nannten sich auch die Geschlechter nach ihren Tiergeistern und führten ihre Bilder gewissermaßen als ihre Wappen. Beispielsweise haben die Mohakindianer den Bären als Emblem und die Kajuga eine Pfeife.

Von der Knotenschrift der Indianer des Südens können wir hier absehen, weil sie keinen bildlichen Charakter trägt, ebenso auch von den Wampum, einer Art Gliedergürteln, die auch in etwas sprachlichen Zwecken gedient haben können, die aber erst ausgangs ihres Gebrauches, als die Gebärde schon ihren Einfluß auf die Schriftgestaltung dargetan hatte, bildliche Symbole zeigten. Als die Irokesen mit den Odschibwä einen Vertrag geschlossen hatten, wurde ein solcher Gürtel angefertigt, der das Bild einer Schale zeigte, womit man auszudrücken beabsichtigte, daß man gemeinsam aus einer Schüssel essen, d. h. die Jagdgründe beiderseitig benutzen wollte.

Immer mehr häufen sich dann die Schriftbilder. Man kann an ihnen auch einen Entwicklungsgang erkennen; denn es treten gewiß nach einer Übereinkunft dieselben Zeichen für die gleichen Anschauungen auf; man gelangte also 1) zu gebräuchlichen Formen und 2) wurden auch schon übersinnliche Begriffe durch Bildzeichen fixiert. Auf den Wintertafeln der Dakota findet man für Frieden immer 2 Männer, die sich die Hand

reichen. Diese Gebärde ist umso bezeichnender, als man bei den Indianern unsere übliche Begrüßungsform durch Handgeben nicht kennt.

Ein beharrlicher und erfolgreicher Forscher, Professor Karl Breysig, sagt darüber:

„Die zweite Möglichkeit, vom reinen Bild loszukommen, die Linien als Ausdruck für unsinnliche oder doch an sich nicht abzubildende Begriffe zu finden, konnte nur das Erzeugnis verschärften Nachdenkens sein. Eigenschaften eines Wesens darzustellen, ist auch im Rahmen des Bildes leicht, wenn sie selbst sinnfällig sind: so wenn die Eigenschaft alt an einem Pferde durch die Runzeln an seinem Haupt dargestellt wird oder die Eigenschaft schnell dadurch, daß man das Tier, dem der Name entliehen ist, im Lauf zeichnet. Ist sie das nicht, erhöht sich die Schwierigkeit: so wenn von einer starken Stimme die Rede ist. Hier hilft sich eine Aufzeichnung von Dakota, indem sie eine Anzahl Linien von dem Munde eines Menschenkopfes ausgehen läßt. Um taub auszudrücken, erscheinen am Bild eines Frauenkopfes die Ohren durch eine Linie überdeckt. Husten hat man ähnlich ausgedrückt. Verwickelter erscheint der Gedankengang des Schriftbildners in folgenden Fällen: Furcht vor einem Tier wird dargestellt durch einen Kreis von Punkten oder kurzen Strichen, in dessen Mitte das Tier gestellt ist; hier sollen die Punkte die Jäger bedeuten, von denen nur eine größere Zahl das Tier anzugreifen wagt. Gut wird gezeichnet in zwei Linien, die vom Haupt des so bezeichneten Tieres ausgehen; sie sind die vereinfachte Wiedergabe einer Gebärde der lebendigen Zeichensprache: zwei gespreizte Finger, die aufwärts und vorwärts vom Munde aus bewegt werden. Diese Gebärde, wie das von ihr abgeleitete Zeichen, bedeutet gut und heilig, geheimnisvoll zugleich. Sie wird zur Kennzeichnung von eingeborenen Sehern wie von christlichen Geistlichen benutzt.“

Die Missionen haben sich auch der Bildzeichen bedient, um den Rothäuten die Lehren des Christentums einzuprägen. So hat schon ein Franziskaner 1675 Gebete in diesen Indianerbildzeichen niedergeschrieben, und 1866 hat ein deutscher Redemptorist für die Mikmak ein Buch religiösen Inhalts mit derartigen Wortbildern entworfen.

Aber auch viele Originale, von Indianern selbst entworfen, sind uns erhalten geblieben. Wir finden Reproduktionen davon

in den Werken von Schoolcrast, *Ethnological Researches*, der Reise in das Innere Nordamerikas des Prinzen Wied und in Wundts *Völkerpsychologie*.

Waren die Gebärden anfänglich die Grundlage für die Entstehung der Schriftbilder, so gestaltete sich die Bilderschrift in ihrem späteren Verlaufe auch selbst weiter, ja es trat sogar, wie sich das an Beispielen nachweisen läßt, eine Rückwirkung auf die Weiterentwicklung der Gebärden, insonderheit der symbolischen, ein. Durch eine solche Wechselwirkung befruchteten sich dann Körper- und Schriftform gegenseitig.

Die Chinesen haben gleichfalls eine Bilderschrift, und ich glaube, es war Leibniz, der einmal gesagt haben soll, daß es den Eindruck mache, als ob ihre Schrift von einem Taubstummen erfunden worden wäre. Jeder Gegenstand hat sein bestimmtes Ideogramm, das ihm entlehnt ist. Wenn es sich nicht um Figuren handelt, die den Bildern ganz entsprechen, so sind sie doch symbolischer Natur. Wir haben ja auch genug solcher Symbole, deren übertragenen Sinn ein jeder versteht, wenn wir sie auch nicht wie die Chinesen in der Zeichensprache anwenden; ich erinnere hier nur an das Turnerzeichen, den Äskulapstab, den Totenkopf (Gift), das rote und blaue Kreuz etc. Natürlich ist der Bildcharakter nach und nach in den Jahrhunderten immer mehr verblaßt, und die Grundbedeutung wird einem oft nur noch klar, wenn man von Eingeweihten darauf hingewiesen wird. Nach den Forschungen des ehemaligen deutschen Gesandten für China, Max von Brandt, wird die Erfindung der Bilderschrift (*Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik* 1908) Tsangti, einem Beamten des Kaisers Hwangti (2697—2598 v. Chr.) zugeschrieben.

Um das Jahr 400 ist dann die chinesische Schrift auch zu den Japanern gekommen, die sie, wenn man von unbedeutenden Veränderungen absieht, noch heute besitzen. Deshalb läßt sich auch in ihrer Schrift mit einiger Phantasie ihr bildlicher Charakter noch erkennen.

Die Sonne stellten sie als kreisrunde Scheibe mit einem Mittelpunkt dar. Später ist aus dem Kreise eine Art Viereck geworden und aus dem Zentrumspunkte ein wagerechter Strich. Das Schriftzeichen für Mensch war eine sogenannte Notenfigur mit gespreizten Armen und Beinen. Später blieben nur noch

die Beine übrig. Im Worte Baum erkannte man den Stamm und die Äste. Es gibt 25000—40000 solcher Ideogramme. Diese Zeichen wurden dann auch zur Bildung neuer Wörter benutzt. Um Wald zu schreiben, setzte man das Zeichen des Baumes 2 mal hin. Mutter ist eine Zusammenstellung von Frau und Kind. Man abstrahierte auch und gebrauchte dasselbe Zeichen für Mutterliebe. Dagegen bezeichnete das Doppelzeichen von Frau so viel wie Zank. Man kann sich denken, welche Mühe es verursacht, diesen Wust von Zeichen zu erlernen. Eine genaue Kenntnis besitzen auch nur die Gelehrten, welche ein langjähriges Studium hinter sich haben. Im gewöhnlichen Leben soll man mit 3000 Zeichen auskommen, die sich in einem 7 jährigen Volksschulunterricht aneignen lassen.

Außerdem besitzen die Japaner noch eine Silbenschrift. und nachdem man dort mit den europäischen Völkern mehr in Beziehung getreten ist, hat man auch schon angefangen, die Lautsprache schriftlich durch unsere lateinischen Buchstaben darzustellen.

Wie der Osten Asiens, so hatte auch der Westen des Erdteiles, solange seine Völker die Kindheitsstufe ihrer Entwicklung noch nicht überschritten hatten, eine ausgeprägte Bilderschrift. In dem verbreiteten Buche „Babel und Bibel“ führt der bekannte Professor Dr. Delitzsch seinen Lesern eine Probe hettitischer Bilderschrift aus Karkemisch vor.

Die Tatsache, daß sich auch die alten Ägypter der Bilderschrift bedienten, ist in den weitesten Kreisen bekannt geworden: mußten doch ihre Bauten, die aus dem grauen Altertum noch bis in unsere Zeiten hineinragen, durch ihre ungeheuren Dimensionen die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf sich lenken, und da diese gewaltigen Monumente mit wunderbaren Schriftzeichen versehen waren, so konnten auch diese nicht übersehen werden, wenn sie auch für die meisten Betrachtenden „stumm“ bleiben, weil sie der Laie nicht zu enträtseln vermag.



Von den drei Schriftarten der alten Ägypter, der hieroglyphischen, der hieratischen und der demotischen, die zeitlich nacheinander folgten, interessiert uns nur die erste. Die Hieroglyphen oder die heiligen Schriftzeichen, so genannt, weil sie sich an den Wänden der Tempel und Grabmäler finden, sind allein Ideogramme, wenn auch schon nicht mehr in ihrer ur-

sprünglichen Form. Als nämlich die Ägypter die Bauwerke aufführten, waren sie schon längst über die Anfänge ihrer Schriftentwicklung hinaus, obwohl diese Steinkolosse ein Alter von 4000 Jahren haben. Die Hieroglyphen sind darum trotz ihres bildlichen Charakters nicht für jedermann verständlich; denn sie weisen schon ein Gemisch von Bild-, Silben- und Lautschrift auf. Es bedurfte vielmehr glücklicher Zufälle (Stein von Rosette) und des beharrlichen Fleißes der Fachgelehrten, um in den Sinn der Sprache einzudringen.

Man weiß heute, daß die Ägypter wie alle Völker zuerst rein zeichnend geschrieben haben. Mit der fortschreitenden Geistesbildung genügten aber die bloßen Ideogramme ihnen nicht mehr, weil sich damit die Feinheiten der Lautsprache nicht wiedergeben lassen. Wenn wir uns aber heute doch noch einen Begriff von den ersten Anfängen der ägyptischen Schrift machen können, wiewohl aus dieser prähistorischen Zeit keine Belege mehr vorhanden sind, so danken wir es der konservativen Sinnesart dieses Kulturvolkes. Obwohl es in seiner Sprachentwicklung rüstig vorwärts schritt, so behielt es doch neben dem errungenen Neuen das Alte noch bei, derart, daß es hinter die Worte der entwickelten Schrift immer noch die alten Bildzeichen setzte.

Wir finden danach in den Hieroglyphen zunächst Bilder von Gegenständen als Namen für dieselben. Handlungen wußte man auch durch Gegenstände zur Darstellung zu bringen. Beispielsweise wird „schlagen“ durch einen Mann mit einem Stocke versinnbildlicht. Eine weitere Stufe in der Entwicklung sind die Abkürzungen. So bezeichnen z. B. „kämpfen“ die beiden Arme mit einem Schilde. Um dann die Schriftsprache noch weiter zu bereichern, hielt man sich an Ideenassocationen. „Wind“ bezeichnete man durch ein geschwelltes Segel, „herrschen“ durch ein Zepter.

Dadurch, daß man zur weiteren Vervollkommnung der Schrift nach Art der Bilderrätsel den begrifflichen Wert des Bildes lautlich verwertete, kam man an einem wichtigen Wendepunkte in der Geschichte der Schrift an. Zu den alten Wortzeichen kamen durch diesen Schritt mehrlautige Silbenzeichen. Es war aber dadurch immer noch möglich, durch eine Anzahl mehrartiger Bilder dieselben Silben zu bezeichnen, was oft noch eine Mehrdeutigkeit beim Leser zuließ.

Um diesen Übelstand zu beseitigen, gelangte man schließlich zu den einlautigen Zeichen, die aber auch Abbildungen von Gegenständen sind. Da nämlich alle Wörter im Ägyptischen mit einem Konsonanten einsetzen, so konnte man für jeden dieser Mitlaute leicht ein Bild finden, indem man einfach die Abbildung eines Wortes wählte, daß den betreffenden Anlaut hatte. Die Vokabel für Mund beginnt in der ägyptischen Sprache mit einem R, der Buchstabe dafür sah so aus . Das Wort Wasser hat ein N im Anlaut. Das entsprechende Lautzeichen bildete eine doppelte Wellenlinie . Wörter mit einem Vokale im Anlaute gab es nicht. Durch diesen Mangel kamen die Schreiber aber durchaus nicht in Verlegenheit, weil ja die Selbstlaute im Ägyptischen ebenso wie im Hebräischen und anderen semitischen Sprachen überhaupt nicht geschrieben wurden. Unseren Zwecken dürfte die von mir entworfene Skizze genügen; denn sie zeigt uns, wie die Hieroglyphen aus reinen bildlichen Darstellungen hervorgegangen sind. Wer sich eingehender mit der Sache beschäftigen will, dem sei die Abhandlung Prof. Wilh. Spiegelbergs über die Schriftsprache der alten Ägypter in der Zeitschrift „Der alte Orient“ empfohlen, die auch meinen Ausführungen als Unterlage gedient hat. Den Phöniziern blieb es vorbehalten, zur reinen Lautschrift überzugehen, die ihrer Sicherheit und Bequemlichkeit halber schon so ziemlich die ganze Erde erobert hat. So interessant es nun ist, die weitere Entwicklung der Schrift zu verfolgen, so ist hier doch nicht der Ort, weiter darauf einzugehen, und wir müssen davon Abstand nehmen, der Geschichte der schriftlichen Lautzeichen weiter nachzugehen, weil wir damit den Rahmen unserer Arbeit überschreiten würden.

V. Kapitel.

Knüpfen wir nun an Kapitel II wieder an, um in den nächsten Abschnitten das Wachstum der Gebärdensprache im Individuum näher zu verfolgen. Bevor wir aber die einzelnen

Entwicklungsstufen betrachten, fragen wir uns, wer ist nun eigentlich der Schöpfer der Gebärdensprache, das taubstumme Kind, oder seine hörende Umgebung? Dr. Neumann, weiland Direktor der Königsberger Taubstummenanstalt, hält die Taubstummen für die Erfinder und Ausbildner „ihrer Sprache“, ebenso behauptet auch der taubstumme Taubstummenlehrer Kruse, daß der Taubstumme der Erfinder der Sprache sei, die er schon ins Institut mitbringe, und Rößler stimmt dem bei, wenn er sagt, daß sich der Taubstumme seine Sprache selbst schaffe.

Oberlehrer Schöttle wirft dagegen die Frage auf: „Warum gelangt denn kein hörendes Kind auf gewöhnlichem Wege zu einer anderen Sprache, als nur zu derjenigen, die es von seiner Umgebung vernimmt? Warum sind auch die begabtesten und aufgewecktesten Kinder nicht so genial, abweichend von der Sprache ihrer Umgebung sich selbständig eine eigentümliche neue Sprache zu erfinden? Aber das taubstumme Kind sollte dagegen auf einer höheren Stufe stehen, daß es selbständig sich eine Sprache erfinden könnte, während doch sein geistiger Standpunkt gewöhnlich als ein solcher erkannt wird, der noch unter dem des hörenden steht?“ Er antwortet: „Es ist klar, daß bei der natürlichen Gebärdensprache - nur mit Unrecht von einer Erfindung die Rede sein kann, die man dem Taubstummen zuschreiben möchte, sondern daß der Taubstumme anfangs nach denselben Gesetzen und unter denselben Umständen zu seiner Gebärdensprache gelangen müsse wie das hörende Kind zu der Wortsprache, die seine Muttersprache ist.“

Schlagen wir einen induktiven Weg ein, um der Sache an der Hand von drei Beispielen auf den Grund zu kommen.

Es war im Jahre 1885, als ich im Wilhelm-Augusta-Stift zu Wriezen die neuen Zöglinge in die Artikulationsklasse aufgenommen hatte. In der ersten Woche nach der Schüleraufnahme saß ich an meinem Pulte und stellte mit einem kleinen Neulinge die ersten Artikulationsversuche an. Die übrigen Schüler waren mit Schreibübungen beschäftigt. Da bemerke ich, wie ein Schüler, Hugo Lehmann aus Kienitz im Oderbruch, seinen Griffel leise hinlegt und auf den Zehen zu mir kommt. Er zupft mich am Rocke, um meine Aufmerksamkeit zu erbitten. Jetzt sehe ich, wie er den Kopf senkt und die Augen weit öffnet. Mit den gespreizten Fingern beider Hände macht er eine

sogenannte lange Nase. Nun hebt er ein Bein und verharret so eine Weile in der Haltung. Dann schreitet er gravitatisch hin und her. Schließlich breitet er seine Arme aus und läuft, zugleich einige Flugbewegungen mit denselben ausführend, einige Schritte schnell weg. Darauf sieht er nach oben, nickt eifrig und winkt nach außen. Die einzelnen Gebärden waren so natürlich und bezeichnend, daß ich sofort alles verstand. Er konnte mit seinen Gedanken noch nicht von seinem Heimatdorf loskommen und sah im Geiste die Störche auf dem Dache, was ihm so wichtig erschien, daß er mir es sagen mußte.

1902 hatte ich wieder eine Artikulationsklasse zu führen, nunmehr aber an der Kgl. Taubstummen-Anstalt zu Berlin. Die Schüler waren noch im ersten Semester. Ich übte das Wort „tot“ ein. Zur Veranschaulichung hatte ich eine tote Maus und ein Bild mit einem Wolfe und einem geraubten Lamme mitgebracht. Als wir das Wort gesprochen und gedeutet hatten, machte ein kleiner Knabe, Eugen Augustin aus Wilhelmshaven, die folgenden Gebärden. Er faltete seine Händchen krampfhaft auf der Brust, bog sich mit dem Rücken etwas nach hinten, um eine liegende Haltung anzudeuten, schloß die Augen ziemlich und verdrehte dabei schielend die Augäpfel. Dann ließ er scheinbar den Sarg am Seile in das Grab. Nun war er mit seiner Erinnerung auf dem Kirchhofe seiner Heimat. Da muß ihm wohl ein anderes Bild gekommen sein. Er präsentiert, bezeichnet den dreieckigen Brustausschnitt der Matrosenuniform und die wehenden Mützenbänder, tritt einen Schritt zur Seite, senkt den Degen, markiert die Epaulettes und bezeichnet die obere Kontur des Kapitänshutes. Es handelte sich hier gewiß um eine Leichenparade.

Vor einigen Jahren saß ich auf dem Hofe unter einer Kastanie und aß mein Frühstück. Da sieht ein kleiner Knabe, Kurt Blumental aus Burg bei Magdeburg, — er war nicht in meiner Klasse — auf einem Stück Einwickelpapier das Bild einer Zither. Er stellt sich an den Tisch und macht mit den Fingern der rechten Hand die spielende Bewegung nach. Darauf senkt er sich etwas in den Knien, um das Sitzen auf dem Stuhle anzudeuten; hierauf streckt er die Arme aus und hebt sie langsam (Aufgehen des Vorhanges). Danach fährt er sich mit der Hand über die Knien (kurze Hosen). Durch zwei senkrechte und einen wagerechten Strich auf der Brust bezeichnet

er die Hosenträger. Nun kommt Leben in das kleine Bürschchen. Es dreht sich lustig im Kreise, dabei die Beine hoch aufhebend und die Schenkel aus allen Leibeskräften mit den Händen bearbeitend. Ein veritabler Schuhplattler!

Was sagen uns nun die drei Beispiele? Es läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß die betreffenden Schüler die soeben beschriebenen Gebärden schon aus ihrer Heimat mitgebracht haben; denn die Vorlagen der Wirklichkeit waren an ihrem neuen Wohnorte nicht vorhanden. Daß die Kinder die Zeichen nicht erst in der Anstalt aufgenommen haben, dafür sprechen zwei triftige Gründe: 1) die sehr kurze Zeit ihres Anstaltsaufenthaltes, die noch nicht hinreichte, um Bekanntschaften zu schließen und die lokale Gebärdensprache zu erlernen, 2) der Umstand, daß die geschilderten Begebenheiten den anderen Anstaltskindern zu fern lagen, um sprachlich anregend zu wirken. Die mitgeteilten Erlebnisse wären sogar für diejenigen Mitschüler, die noch nicht Gelegenheit gehabt hatten, die betreffenden Vorgänge in Wirklichkeit zu beobachten, teilweise unverständlich gewesen.

Nun hat das taubstumme Kind, wie wir in Kap. II an der Art des Aufnehmens aus der Wiege an einem Beispiele gesehen haben, gewiß die erste Anregung zum Gebärdenmachen von der Mutter erhalten. Wenn dann aber erst die Schleusen nach dieser Seite hin geöffnet sind, dann ergießt sich ein ununterbrochener Sprachstrom aus dem Inneren nach außen. Von welcher Seite aus derselbe gespeist wird, werden wir gleich sehen. Während bei dem hörenden Kinde der Redestrom auf Grund des sprachlichen Vorbildes durch den Mund geleitet wird und für die Gebärde nur noch ein kleines Rinnsal übrig bleibt, erweitert und vertieft sich letzteres bei dem Taubstummen zu einem ansehnlichen Flußbett. Wohl versucht es die Mutter, in der Hoffnung, daß sich die Lautsprache noch verspätet einfinden könnte, zunächst immer noch mit Vorsprechen; aber alle Worte prallen an den verschlossenen Toren der tauben Ohren ab. Den Grund der Stummheit suchen die meisten der unglücklichen Eltern zuerst noch im Munde, nicht ahnend, daß die Taubheit die Ursache der Stummheit ist.

Wenn nun auch der Taubstumme in eine Welt des Schweigens gestellt ist, so empfängt er doch noch, da die sichtbare Umgebung in ihrer Art zu ihm redet, mannigfache Anregung

zu sprachlicher Äußerung. Die Bilder der Außenwelt dringen durch die Fenster seiner Augen in sein Inneres; dort gehen sie durch den Filter seiner persönlichen Auffassung und treten, auf die Weise als Sprachmaterial verarbeitet, gelegentlich wieder hervor. Wenn dann die freisteigenden Vorstellungsmassen einmal die Schwelle des Bewußtseins überschritten haben, nehmen diese die Gestalt von Gebärden an und dienen in dieser Form dem sprachlichen Bedürfnisse des Gehörlosen. So wird dem Taubstummen die sichtbare Umwelt zu seiner Sprachmutter und die Gebärde zu seiner Muttersprache. Der Vollsinnige gestaltet das Empfangene zu Wortgedanken — Begriffen, der Taubstumme hingegen zu Bildgedanken — Vorstellungen.

Es schafft sich also der Taubstumme unter Mithilfe seiner Umgebung eine Sprache; denn zur Ausbildung einer Sprache gehören immer mehrere. Jede Sprache ist ein Produkt der Gesellschaft. Ein Mensch von Geburt an allein in der Einsamkeit wird eben nie zu einer ausgebildeten Sprache gelangen. Wenn wir das berücksichtigen, fällt aber dem Taubstummen bei der Bildung der natürlichen Gebärdensprache der Löwenanteil zu und nicht dem Vollsinnigen. Man kann daher getrost den Taubstummen den Schöpfer der Gebärdensprache nennen. Herr Pastor Seeger aus Viesecke in der Prignitz hospitierte einige Wochen an der Kgl. Taubstummenanstalt zu Berlin, ehe er seinen taubstummen Sohn ihrer Obhut übergab. Als ich ihn einmal fragte, wie er sich zu Hause mit seinem kleinen Söhnlein verständigt habe, sagte er mir: „Er (der Sohn) konstruierte sich seine Zeichen selbst, und wir rieten dann hin und her, was er wohl damit meinen könne, bis wir das Richtige gefunden hatten.“

Schließlich ist das Experiment noch ausschlaggebend. Man lasse den Taubstummen und seine hörenden Anverwandten dasselbe, aber getrennt voneinander, daß sie sich nicht beeinflussen können, in Gebärden darstellen, und man wird sich davon überzeugen können, mit welchem Geschick sich der kleine Taubstumme seiner Aufgabe entledigt, und wie unbeholfen oft die Hörenden sind. Mancher darstellende Künstler könnte nach dieser Seite hin, was besonders Feinheit der Beobachtung der einzelnen Bewegungen und naturgetreue Nachahmung derselben anbelangt, von einzelnen kleinen Taubstummen noch etwas lernen.

Wenn wir uns nun mit den einzelnen Gebärden näher beschäftigen, so haben wir dabei immer zwei Momente zu berücksichtigen; denn die Zeichen sind einestheils von dem Objekt, das dargestellt werden soll, abhängig und andernteils von dem Subjekt, das die einzelnen Gebärdenformen ausprägt. Es handelt sich also dabei um die logische und um die psychologische Seite der Gebärdensprache; die erste hat es mit der objektiven Seite des Denkens, also der Beziehung des Denkens zum Gedachten und seinen Ausdrucksbetätigungen zu tun und die zweite mit der subjektiven, dem Werdeprozeß in dem Innern des Menschen. Lehrt uns die Logik, was gedacht wird, so sagt uns die Psychologie, wie gedacht wird.

Die Umgebung mit ihren so mannigfachen Erscheinungsformen wirkt auf das Auge des Taubstummen genau so ein wie auf das des Vollsinnigen und erzeugt in seinem Innern Bilder von der sichtbaren Außenwelt. So stehen Makrokosmos und Mikrokosmos in einem innigen Zusammenhange miteinander. Beide sind sich ähnlich, gleichen sich aber nicht vollkommen. Wie das kommt, das mögen uns die nächsten Zeilen sagen. Seiner physischen Beschaffenheit nach kann man das Auge mit einem photographischen Apparate vergleichen, das alle Bilder, die sich ihm entgegenstellen, diesem gleich auf die Platte seiner Netzhaut bringt. Fassen wir nun aber die psychischen Funktionen ins Auge, so stellen sich uns doch große Verschiedenheiten entgegen; die wir hier näher beleuchten wollen, und die uns zwingen, aus dem Gleichnisse herauszutreten. Wenn wir hier noch einmal auf die Entwicklung des Kindes zu sprechen kommen, so ist zunächst zu konstatieren, daß das Auge doch anfänglich lange nicht mit der Präzision arbeitet, wie der photographische Apparat; denn es achtet auf vieles überhaupt nicht. Verhältnismäßig nur wenig, was das Kind interessiert, kommt ihm zum Bewußtsein. Denken wir nun an die Sprachentwicklung, die doch bei dem taubstummen, wie bei dem vollsinnigen Kinde zunächst auf Nachahmung beruht, so ist doch der Innenfaktor im Verhältnis zum Außenfaktor noch so schwach, daß sprachlich nur wenig ausgelöst wird. Es verhält sich hier genau so wie mit den ersten Sprechversuchen des hörenden Kindes. Wie der kleine Sprachanfänger auch nicht einem Grammophon gleich alles wiedergibt, was von der Umgangssprache sein Ohr trifft, sondern nach einer unbewußten Auswahl

nur Interjektionen, dann einige Substantiven und danach etliche Verben stammelt, so hat auch der Taubstumme, von dem was sein Auge erfasst hat, nur verhältnismäßig wenig mit Bewußtsein gesehen, so daß seine Vorstellungsbilder nur lückenhaft und lange nicht so geschlossen sind wie die Vorgänge, die uns der Kinematograph zeigt, der seinem Wesen nach doch auch auf photographischen Aufnahmen beruht. Über vieles der Umwelt sieht das Auge des kleinen Taubstummen hinweg und regt ihn demzufolge auch in vielen Fällen nicht zum Gebärdemachen an. Mit zunehmendem Alter nimmt zwar mit dem Wachsen der Geisteskräfte auch die Beobachtungsgabe zu; aber selbst auf die gereifte Auffassungskraft der Erwachsenen ist doch nicht immer ein sicherer Verlaß. So hat man schon sehr oft von juristischer Seite auf die Mängel hingewiesen, die den Aussagen von Augenzeugen anhaften, ein Beweis dafür, wie ungenau sie gesehen haben. Liegen nun die Vorgänge noch beträchtliche Zeit zurück, so versagt das Gedächtnis noch dazu, weil es nicht immer dauerhaft im Bewahren der Eindrücke ist. Daher erklärt es sich, daß sich die einzelnen Augenzeugen in den gerichtlichen Verhandlungen so oft widersprechen.

Noch viel größer wird die Verwirrung, wenn es sich um ein Sehen in einem starken Affekt handelt. Dann ist das Auge geradezu unzuverlässig. Der Oberst a. D. Theodor Krokisius berichtet in seinen Kriegserinnerungen (Verlag von Paetel. Berlin 1907. S. 166): „Der Hergang der Dinge am 18. August 1870 beschäftigte uns den ganzen nach der Schlacht folgenden Tag. Alle Aktionen und Aktiönchen wurden lebhaft besprochen, auch mit den Vorgesetzten. Eine Übereinstimmung war selten vorhanden, ein jeder hatte die Dinge anders gesehen und durchlebt. Ich dachte dabei an die spätere Geschichtsschreibung, welche Schwierigkeiten sich derselben entgegenstellen würden, wenn die Hergänge übereinstimmend dargestellt werden sollen. Die Verschiedenheit der menschlichen Natur machte sich dabei geltend: Das Temperament, der Grad der Urteilsfähigkeit, die Beschaffenheit des Auges, die Orientierungsgabe und nicht in letzter Linie der Charakter.“

In dem angeführten Beispiele handelte es sich um Tatsachen, die jedem, der sich auch nicht mit Psychologie beschäftigt hat, einleuchten. Wir gehen nun noch einen Schritt weiter. Aber auch bei ruhiger und aufmerksamer Betrachtung

sieht das Auge des geübten und erfahrenen Beobachters noch lange nicht alles, was in der Wirklichkeit vorhanden ist. Es erklärt sich das aus der mangelhaften Organisation unseres Sehorgans. Ich will hier nur an die ultravioletten Strahlen des Sonnenspektrums und an die X-Strahlen erinnern. Das Teleskop erschließt dem Auge in der Ferne neue Welten und das Mikroskop eröffnet uns Blicke in eine Welt der Kleinen, die dem bloßen Auge verborgen bleibt. Immer neue Erfindungen werden gemacht, die unser Wissen bereichern und den Vorhang, der die Geheimnisse der Natur deckt, etwas lüften.

Da müssen wir die Erfahrung machen, daß wir früher vieles sogar ganz falsch gesehen haben. Die Augenblicksphotographie hat uns erst gelehrt, daß wir z. B. die Bewegungen des Vogelfluges gar nicht richtig wahrgenommen haben. Erst durch die Momentaufnahmen konnte die Bewegung in ihre einzelnen Teile zerlegt werden. Unser Auge empfängt einen Eindruck, der durch mehrere dicht aufeinanderfolgende Bewegungen erzeugt wird, deren Summe aber nicht den Einzelheiten entspricht. Wer sagt uns da, daß der Schein nicht überhaupt trügt. Schließlich wissen wir von gar nichts in der Welt als nur von dem, was wir in unserem Innern erleben, was in unserer Vorstellung haften bleibt. Und wie verschieden sind doch die Vorstellungen bei den einzelnen Menschen. Es ist uns nicht gegeben, in den Schädel wie in einen Guckkasten hinein zu sehen; darum wissen wir auch nicht genau, wie die Vorstellungen der einzelnen beschaffen sind. Daß sie jedoch nicht ganz gleich sind, können wir aber mit Sicherheit schließen, wenn wir die Gemälde der Künstler betrachten. Ganz abgesehen von stümperhaften Leistungen, die infolge von Ungeschicklichkeit ihrer Erzeuger von der Wirklichkeit abweichen und zur Karikatur herabsinken, denken wir hier nur an Werke von Meistern, die auf der Höhe der Kunst stehen. Daraus können wir doch wohl erkennen, wie sich das unzulängliche Ding an sich in den Vorstellungen der Einzelnen malt. Wie verschieden ist da die Auffassung. Der Maler sieht aber nicht bloß mit seiner Netzhaut, sondern mit der Seele. Kant war es, der uns auf die unübersteiglichen Grenzen hinwies, die unserer Vernunft durch unsere Sinneswahrnehmungen und die Natur unseres Erkenntnisapparates gesteckt sind. Er bedeutete uns, daß wir nur Erscheinungen erkennen, also nur dasjenige von den Gegenständen

was unserem Wahrnehmungsvermögen zugänglich ist. Und dennoch! Der Weise von Königsberg meinte zwar, daß von unseren Wahrnehmungen keine Brücke zu den Dingen an sich hinüberführe. Aber wie kommt es, daß wir die eine als spitz, die andere als stumpf, die eine als rund und die andere als eckig bezeichnen. Der Eindruck, den unser Auge als spitz empfindet, wird doch auch von unserem Tastsinn bestätigt, und die Wahrnehmung mit dem Gesicht, daß z. B. ein Ball rund ist, können wir doch auch mit der Hand kontrollieren, indem wir mit dieser um denselben in gleicher Bewegung herumgleiten. Da muß man sich doch sagen, daß die Tragweite der Kant'schen Theorie von manchem seiner Anhänger etwas überschätzt wird. Hier handelt es sich ja auch nicht um philosophische Axiome, sondern um ganz einfache Beobachtungen aus dem alltäglichen Leben, und da wird doch nicht etwa der eine einen Gegenstand für eine Mücke halten, den der andere für einen Elefanten ansieht, oder es wird niemand einen Maikäfer mit einem Dromedar verwechseln. In diesem landläufigen Sinne soll nun von der Beschaffenheit der einzelnen Gebärdenzeichen gesprochen werden. Es handelt sich also in nachfolgendem um die Relation von dem, was der Taubstumme um sich her erblickt, mit dem, was in ihm vorgeht und sich in den danach geschaffenen Gebärdenbildern dokumentiert, und zwar legen wir zuvörderst das Hauptgewicht in den nächsten Kapiteln auf die logische oder objektive Seite. Also zunächst die Norm und dann erst das Abweichende

VI. Kapitel.

In dem Abschnitt über Phylogenesis haben wir schon auf das ungeheure Alter der Gebärden hingewiesen. Wie es aber mit allen menschlichen Verrichtungen ging, so wurden auch diese erst viel später einer wissenschaftlichen Betrachtung unterzogen.

Aristoteles bietet nur wenig über die Gebärdensprache. In seiner „Politik“ bemerkt er, daß die Bewegungen nach dem Charakter entweder derber oder feiner seien.

Euripides bringt in seinen Tragödien die meisten Erwähnungen über Gebärden, denkt aber dabei weder an eine methodische Darstellung der Zeichen, noch an eine besondere Einteilung derselben.

Cicero stellt schon der „significatio“ womit er die „affectiones animi“ meint, d. h. die aus dem Gemütsleben hervorgehenden Affektäußerungen, die „demonstratio“ gegenüber, d. s. diejenigen Bewegungen, die Gedanken und Worte andeuten oder ersetzen. (Also macht er schon einen Unterschied zwischen unsern Gesten und Gebärden im engeren Sinne.) Die ersteren soll der Redner anwenden, die letzteren, den „gestus scenicus“, der Schauspieler. (Wir müssen hier an die große Bedeutung der Pantomimen im alten Rom denken.)

Quintilian gibt in den „Institutiones oratoriae“ eine eingehende Abhandlung über den „gestus“. Eine Einteilung der Gebärden in besondere Gruppen finden wir bei ihm aber auch nicht.

J. Engel (Ideen zu einer Mimik. 1785) unterscheidet nach dem Vorbilde Ciceros „ausdrückende“ und „malende“ Gebärden.

Tylor (Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit) bringt die Gebärden in zwei Gruppen: 1) „Bilder in der Luft“ und 2) das „wirkliche Hinweisen“.

Bei weitem eingehender sind die Einteilungen, die die Taubstummenlehrer geben.

Reich (Der erste Unterricht des Taubstummen. 1834) ordnet die Gebärden nach Anschauungskreisen an, nämlich: Menschen, Tiere, Haus mit seinem Inhalte, Kleidung, Speisen und Getränke, Spielgeräte, Werkleute, Werkzeuge, Tätigkeitsformen, Farben, Eigenschaften, Zustände (S. 43—77).

Hill bezeichnet zwei Sphären, in denen sich die natürliche Gebärdensprache bewegt, nämlich

- 1) die menschliche, welche sich auf die Darstellung der Menschen, ihre Tätigkeiten, Zustände, Eigenschaften, Teile usw. erstreckt, und
- 2) die außermenschliche, welche es mit der Darstellung alles dessen zu tun hat, was außer dem Menschen liegt.

Es handelt sich bei der Gebärdensprache nach seiner An-

sicht zunächst um eine Ausprägung der Subjektivität, und erst später gehe sie zur Darstellung der Objektivität über, was freilich nicht den Tatsachen entspricht und auf einem Irrtum seinerseits beruht.

Rößler, Hills Schüler und späterer Mitarbeiter, teilt die Ansicht seines Lehrers nicht. Nach ihm sind die Gebärden:

- 1) teils ein Langen und Greifen nach Gegenständen,
- 2) teils Hinweise auf Dinge,
- 3) teils Angaben von Merkmalen der Bewegung, Form und Farbe, oder
- 4) teils konventionelle Zeichen.

Kruse, der selbst taubstumm war, unterscheidet 3 Gruppen, nämlich:

- 1) Wurzeln oder Anfänge,
- 2) willkürliche Nachbildungen der erhaltenen Eindrücke und
- 3) abgekürzte und vereinfachte Zeichen.

Schöttle unterscheidet 5 Klassen von Gebärdenzeichen:

- 1) Hinweise auf die Gegenstände und Erscheinungen,
- 2) Nachahmungen von Tätigkeiten,
- 3) plastische Merkzeichen, welche irgend ein Charakteristikum eines Dinges angeben,
- 4) Mienenausdruck und schließlich
- 5) rein konventionelle Zeichen.

Oehlwein teilt die Zeichen zunächst in 2 große Gruppen ein. Er schreibt darüber:

„Die Verteilung und Ordnung der Zeichen in verschiedene Klassen kann bei der Absicht, die unserer Arbeit zu Grunde liegt, überall die psychische Seite hervorzuheben, unter keinem anderen Gesichtspunkte vorgenommen werden, als unter dem der verschiedenen Verhältnisse, die zwischen Zeichen und Bezeichneten stattfinden. Hieraus ergeben sich zunächst als Haupteinteilung die Klasse der eingliedrigen und die Klasse der mehrgliedrigen Zeichen, von denen die erstere diejenigen umfaßt, die nur eine Seite des zu Bezeichnenden, und die andere diejenigen, welche mehrere Seiten hervortreten lassen.“

Als erste Gruppe nennen wir die hinweisenden oder demonstrativen Gebärden. Ihrer Entstehung nach sind sie die ursprünglichsten und ihrer Art nach die einfachsten Formen des sichtbaren Gedankenausdruckes. Sie nehmen also auf der Ent-

wickelungsstaffel der Sprache die unterste Stufe ein; denn sie schließen sich an die ersten Seelenregungen des jungen Menschen an. Gebärden- und Lautsprache gehen in diesem Anfangsstadium bei hörenden und taubstummen Kindern noch ein und denselben Weg, so daß auf dieser Altersstufe weder Eltern noch Ärzte ermitteln können, ob die kleinen Erdenbürger mit Gehör begabt sind oder nicht.

Es handelt sich zunächst um einfache Greifbewegungen nach Gegenständen, die im Sehbereich des Kindes liegen, die es zu erlangen trachtet, um sie, einem instinktiven Selbsterhaltungstrieb folgend, gewöhnlich gleich dem Munde zuzuführen. Gelingen und Mißlingen sind mit Lust- und Unlustgefühlen verbunden, die die Personen der Umgebung des Kindes an gewissen Tönen und Mienen erkennen. Vollsinnige und taubstumme Kinder schreien ohne Unterschied und verziehen ihre Gesichter in gleicher Weise.

Sind die betreffenden Gegenstände so weit entfernt, daß sie nicht mehr mit der Hand erreichbar sind, so wird aus dem Hinlangen von selbst ein Hinweisen nach der Richtung, in der sich der Gegenstand des Begehrens befindet. Es handelt sich also wohlgemerkt zunächst noch nicht um einen intellektuellen Akt, eine Sprachbezeichnung, die an die Umgebung absichtlich gerichtet ist, sondern nur um die ersten Anfänge der Willensäußerung, einen ins Auge gefaßten Gegenstand in Besitz zu bekommen. Auf diese Weise wird nun auch das Kind von den Seinigen befragt, ob es den einen oder den anderen Gegenstand haben will, was durch Zufassen und Lächeln, oder durch Abwenden und Weinen beantwortet wird. (Beiläufig möchte ich hier meiner Entwicklung etwas vorausseilend einschieben, daß die Zustimmung und Abneigung nach und nach von dem Kinde nicht mehr durch Zu- und Abwenden bezeichnet wird, sondern nach dem Vorbilde der Angehörigen durch Kopfnicken und Schütteln.)

Durch fortgesetzte Wechselwirkung des kleinen taubstummen Kindes mit den Personen der Umgebung prägen sich nun die Anschauungsbilder in ihm immer mehr aus; es merkt auch nach und nach, daß mit dem Hinzeigen mit der Hand eine Erfüllung des Wunsches verbunden ist, und was zuerst rein triebhaft geschah, wird ihm dann mehr und mehr bewußt und findet dann willkürliche Anwendung. So ist die Greifbewegung — um mich

eines Wundt'schen Ausdrucks zu bedienen — zu einer Deutbewegung geworden. Der große Schritt ist getan. Die Sprache ist da; denn der Hinweis ist mit seinem Vorstellungsinhalt zu einem Sprachzeichen geworden. Auch auf dieser untersten Stufe ist also die Sprache, wie wir gesehen haben, das Produkt des sozialen Zusammenlebens; weil sich der Mitteilungstrieb nur durch eine Wechselwirkung mehrerer Individuen ausgestalten kann.

Freilich muß der Keim zu einer Sprachentfaltung schon im Menschen liegen. Wenn das nicht der Fall ist, wie wir das bei dem total Blödsinnigen sehen, so wird er selbst zu dieser niedrigsten Stufe der Gebärdenentwicklung nicht gelangen.

So einfach und bescheiden die erste Gebärdenform des Hinweises ist, so ist sie doch schon spezifisch menschlich; denn die Tiere gelangen im Wachstum ihrer Fähigkeiten nie und nimmer dahin. Selbst die Affen, die doch dem Menschen ihrem Körperbau nach am nächsten stehen und durch die Ausstattung mit Händen zu Greifbewegungen ganz besonders veranlagt sind, kommen nicht zu einem bewußten Hindeuten auf verschiedene Dinge, das mit einem bestimmten Zwecke verbunden ist. Man betrachtet die artikulierte Sprache als eine Eigentümlichkeit der Menschheit; schon hier ist eine festgezogene Grenze zwischen Tier und Mensch, die von jenem noch nicht überschritten ist. Gewisse frappante Dressurergebnisse bei Tieren täuschen nur darüber hin.

Solange der Taubstumme nur solche Gegenstände bezeichnet, die er, weil sie in seinem Gesichtskreise liegen, unmittelbar wahrnehmen kann, genügt ihm das Mittel des direkten Hinweises, zumal dasselbe trotz seiner Einfachheit niemals mißzuverstehen ist, was bei vielen anderen Gebärden höherer Stufen nicht der Fall ist. Will der Taubstumme mitteilen, daß er sich verletzt hat, so zeigt er einfach auf die Körperstelle, indem er gleichzeitig das Gesicht schmerzlich verzieht. Wenn seine Tafel einen Sprung bekommen hat, so hält er sie dem Lehrer hin und weist mit dem Finger auf den Bruch. Hat er etwas gefunden, so hält er es dem, den er davon benachrichtigen will, entgegen, indem er es mit dem Zeigefinger der anderen Hand berührt u. s. f.

Die Sicherheit, von jedem verstanden zu werden, liegt in der Eindeutigkeit der hinweisenden Gebärde, wodurch der Taub-

stumme veranlaßt wird, sie mit Vorliebe anzuwenden, auch dann noch, wenn er schon eine höhere Entwicklungsstufe in der Gebärdensprache erreicht hat. Obwohl das Gebärdenzeichen sich immer gleich bleibt, so läßt sich doch so Verschiedenartiges damit ausdrücken, nämlich alles das, was der unmittelbaren Wahrnehmung zugänglich ist. Sobald aber die Gegenstände nicht mehr im Gesichtskreise des Kindes liegen, so ist allerdings von der hinweisenden Gebärde kein Gebrauch mehr zu machen, und andere Zeichen müssen dann an ihre Stelle treten. Nur wenige Gebiete bleiben übrig, die dieser Grundform der Zeichensprache für immer reserviert bleiben. Das sind zunächst die Teile des menschlichen Körpers, dann die Personen der Unterhaltung mit ihren Bezeichnungen „ich“ und „du“, die durch bloßes Hindeuten mit dem Finger ausgeführt werden, und endlich noch einige räumliche Verhältnisse, die die mitteilende Person zum Ausdruck bringt, so z. B. oben, unten und weit, die gleichfalls durch bloße Bewegungen der Hand nach den entsprechenden Richtungen kurz angedeutet werden.

In Abwesenheit der Gegenstände ist dem Taubstummen natürlich die Gelegenheit abgeschnitten, auf die Objekte, die ihn gerade zu einer Äußerung veranlassen, mit der Hand hinzuzeigen. Und was von den Dingen gilt, trifft selbstverständlich auch auf die Tätigkeiten derselben und die Eigenschaften an denselben zu. Die Möglichkeit, sich der hinweisenden Gebärden zu bedienen, ist also dem Stummen, wenn die Gegenstände nicht mehr anwesend sind, einfürallemal genommen. Die Not macht aber erfinderisch, und wir werden gleich sehen, wenn wir die Kontinuität in der Entwicklung der Gebärdensprache weiter im Auge behalten, wie sich der Mensch zu helfen weiß.

Handelte es sich auf der vorigen Stufe immer um unmittelbare Anschauungen auf Grund direkter sinnlicher Wahrnehmungen, die entweder zum ersten Male auftraten oder sich auf ein Wiedererkennen stützten, so haben wir es nun mit Vorstellungen, also mit geistigen Bildern in Abwesenheit der entsprechenden Gegenstände zu tun. Eine Vorstellung setzt aber immer eine sinnliche Wahrnehmung voraus, die allerdings im Geiste auf Zeit in der Versenkung verschwunden, also latent geworden ist, die aber dann durch irgend einen Anlaß wieder über die Schwelle des Bewußtseins tritt. Sie ist also ein geistiges Erinnerungsbild. Freilich lassen sich später auch durch Beschreibungen

und Schilderungen Vorstellungen von Dingen bilden, die man zuvor nie gesehen hat. Diese kommen hier aber nicht in Frage, weil der Taubstumme auf dieser Stufe noch nicht im Besitze einer Wortsprache ist, die solche Vorstellungen vermitteln könnte.

Die zweite Art der Gebärdenzeichen sind die darstellenden. Bezeichneten die hinweisenden alles das, was im Gesichtskreise des Taubstummen liegt, so drücken die darstellenden das aus, was außerhalb desselben sich befindet, was sich aber auch auf sinnliche Wahrnehmungen gründet, die zeitlich zurückliegen.

Waren die ersten sich in der Form, trotzdem sie so verschiedenes bezeichnen können, immer gleich, so tritt bei den darstellenden die größte Mannigfaltigkeit auf, die uns nun in den nachfolgenden Zeilen beschäftigen soll.

Diese Gebärden sind, was ihre äußere Erscheinungsform betrifft, der Handlung, auf die sie sich stützen, mehr oder weniger konform. In der tönenden Welt gibt es ähnliche Phänomene, wenn z. B. der Kuckucksruf in der Musik durch die Flöte und das Blöken der Schafe durch das Fagot nachgeahmt wird. Auch in der Lautsprache werden derartige Klangnachahmungen, ganz besonders in der Poesie, mit Vorliebe angewandt, wenn auch hier die Verwandtschaft zwischen Zeichen und Bedeutung schon etwas entfernter als in der Tonmalerei der Musik ist. Während aber die Lautmalereien in unserem großen Wortschatze verhältnismäßig an Zahl gering sind, hat in übertragenem Sinne die natürliche Gebärdensprache einen überwiegend onomatopoetischen Charakter. Diese Luftbilder unserer Gebärdensprache können wir nun nach ihrer genetischen Folge und ihrer Wesensart in verschiedene Gruppen einteilen. Zuerst haben wir es also mit den nachahmenden oder imitativen Gebärden zu tun, und zwar unterscheiden wir da wieder nachahmende im engeren und solche im weiteren Sinne, die wir die nachbildenden nennen wollen.

Die Nachahmungen sind Bewegungen der Körperteile. Sie sind zunächst Reflexbewegungen. Das Kind reagiert einfach auf einen Reiz. Waren sie von Anfang an unbewußt, so werden sie später mit Bewußtsein ausgeführt. Bei seinen Spielen, die durch ein Gefühl des Kraftüberflusses entstehen, folgt das Kind dem Vorbild der Umgebung. Diese Nachahmungen sind aber noch keine Sprache. Wir finden sie bei den Tieren, besonders den höher entwickelten, gleichfalls vor.

Sie werden aber zur Gebärde, wenn sie von dem Kinde mit der Absicht verbunden sind, sich intellektuell zu äußern. Es herrscht da ein inniger Zusammenhang zwischen dem, was das Kind gesehen hat, mit dem, was es dann in der Gebärde ausführt. Es gibt eine große Reihe menschlicher Handlungen, bei denen Zeichen und Bedeutung vollständig identisch sind. Ich erinnere hier nur an die Gebärden für: gehen, laufen, hüpfen, springen, marschieren, treten, knieen, bücken, greifen, winken, nicken, schütteln, niesen, gähnen, husten u. s. w. Das kleine taubstumme Kind führt in allen diesen Fällen die Bewegungen absichtlich aus mit dem Zwecke, sich verständlich zu machen. Hierher gehören auch die Gebärdenzeichen für lachen und weinen. Während aber die eigentlichen Handlungen im Affekt nur auftreten, braucht dieser bei der gebärdlichen Vorführung nicht vorhanden sein. Alle diese Zeichen entsprechen den Interjektionen der Lautsprache.

So kann nun der Taubstumme zahlreiche Hantierungen des Menschen durch bloße Nachahmungen darstellen. Freilich gehören dazu in vielen Fällen bestimmte Gegenstände, an die die einzelnen Tätigkeiten gebunden sind, die aber bei seiner Sprachäußerung nicht immer gleich zur Hand sind, sich auch nicht schnell herbeischaffen lassen. Da hilft ihm eine Seelenkraft, die sich schon frühzeitig im Menschen regt, aus der Verlegenheit. Ich meine die kindliche Phantasie. Der kleine Erdenbürger versteht es gar trefflich, sich spielend zu beschäftigen. So ist ihm z. B. der Stiefelknecht mit seinen beiden Hörnern die Kuh und die umgekehrte Fußbank der Wagen. In ein Paar Schuhen sieht er zwei Kutschpferde. Er läßt auf dem Tische Bonbons als Soldaten aufmarschieren. Eine Papiertüte ist ihm Helm oder Trompete, je nachdem er sie auf den Kopf stülpt oder vor den Mund hält. Er betrachtet kleine Papierschnitzel als fliegende Täubchen u. s. w. Genau so benimmt sich auch das taubstumme Kind. Die Phantasie spielt aber bei ihm nicht nur im Spiel eine Rolle, sondern sie wird auch dem sprachlichen Bedürfnis dienstbar gemacht. Den Stock gebraucht es beim Gebärden als Gewehr zum Schießen, als Säbel zum Fechten, als Peitsche zum Knallen, als Speer zum Stoßen, als Lineal zum Unterstreichen. Er wird ihm, sobald er ihn zwischen die Beine steckt, zum Reitpferd u. s. f.

Waren bei den zuerst beschriebenen Nachahmungen die

ursprüngliche Tätigkeit und die dazu gehörende Gebärde homogen, so kann man das von den soeben geschilderten nicht mehr sagen; denn es schiebt sich hier der von der Phantasie erkorene fremde Gegenstand ein. Es ist also in der Entwicklung schon ein wenn auch nur kleiner Schritt von der Identität zur Analogie zu konstatieren. Das Gebärdenzeichen und die Bedeutung desselben stehen sich aber noch so nah, daß sie sich ziemlich noch ganz decken, und jeder Mensch, der sich seiner Jugend noch erinnert, versteht derartige Gebärden ohne weiteres.

Die nächste Gruppe der Körperzeichen unterscheidet sich von den vorangegangenen nur sehr wenig. Es fehlt dem Taubstummen oft nicht nur der Gegenstand selbst, sondern auch ein der Phantasie geeignet erscheinender Repräsentant desselben. Seine Einbildungskraft ist aber nun schon so gewachsen, daß er auf eine derartige konkrete Stütze Verzicht leisten kann. Indem der eigentliche Vorgang seinem geistigen Auge vor-schwebt, führt er auf Grund dieser Imagination die bloßen Bewegungen aus. Auf diese Weise stellt er eine unermessliche Zahl unserer Verben dar, z. B. schreiben, zeichnen, stricken, häkeln, nähen, mähen, sägen, hobeln, schießen, schließen, waschen, kämmen, schneiden, binden, trinken u. s. f.

Dieselben Gebärden bezeichnen aber nicht nur die Tätigkeit, sondern auch das Subjekt, das dieselbe ausführt. Zur Erklärung des Gesagten möchte ich hier eine kurze Bemerkung, die sich auf die Wortbildung in unserer Lautsprache bezieht, vorausschicken. Wir bilden viele Substantive aus Verben, so Schneider von schneiden, Weber von weben, Bäcker von backen, Schlächter von schlachten, Reiter von reiten, Fechter von fechten, Schütze von schießen u. dergl. m. Der Taubstumme hat in seiner Sprache weder Substantive noch Verben. Er kennt diese Unterschiede nicht und hat für die Bewegung und den Träger derselben nur ein Zeichen. Es ergibt sich aus dem Zusammenhange seiner „Rede“, ob er das eine oder andere meint, und wo das nicht der Fall ist und Mißverständnisse eintreten, sucht er dieselben nachträglich durch Wortzusammensetzungen aufzuheben, indem er die Zeichen für Mann, Frau, Knabe, Mädchen und Kind beifügt, wenn es sich um eine Person handelt. So ist ihm der Jäger der Schießende, der Schneider nicht wie in unserer Wortsprache der Schneidende, sondern der Nähende, der Bauer je nachdem der Pflügende oder der Säende usw.

Wir sind in der Lage, noch weitere Ableitungen vorzunehmen. So können wir durch die Nachsilbe „in“ das Geschlecht bezeichnen (Lehrer, Lehrerin; Gärtner, Gärtnerin).

Weitere Abzweigungen vom Wortstamm sind möglich durch die Silbe „ei“ etc. Dadurch gewinnt die Wortsprache der natürlichen Gebärdensprache gegenüber ungemein an Präzision. Letztere ist nur eine rohe Natursprache in Wurzelformen. Dadurch fehlt ihr jede Bestimmtheit, und Mißverständnisse sind an der Tagesordnung. Wenn sich dieselben nun auch durch Zusammensetzungen und Umschreibungen beseitigen lassen, so wird aber dadurch die Unterhaltung fürchterlich schleppend.

Wie armselig die natürliche Gebärdensprache den Wortsprachen gegenüber ist, lernt man erst so recht kennen, wenn man sieht, wie vielerlei durch ein und dasselbe Gebärdenzeichen ausgedrückt werden muß. Das Zeichen für Hobeln betrifft die Tätigkeit, den Tischler, das Werkzeug und das gehobelte Brett. Die künstliche Gebärdensprache sucht ja diesem Übelstand etwas abzuhelpen, bleibt aber hinter der Wortsprache, wie wir weiter unten sehen werden, meilenweit zurück.

Wer an die korrekte Form einer Wortsprache gewöhnt ist, wendet wohl die Gebärde einer Person gegenüber, die seiner Muttersprache unkundig ist (siehe das Theaterstück Kurmärker und Picarde von Hofrat Schneider) zunächst notgedrungen an, bemüht sich aber so schnell wie möglich aus dieser unglückseligen Lage herauszukommen und zur Lautform der Sprache zu gelangen.

Man findet darum auch an den Sprachgrenzen keine ausgeprägte Gebärdensprache bei den Hörenden, wohl aber ein Padua, das sich aus Elementen der beiden benachbarten Sprachen zusammensetzt, weil dieses an Bestimmtheit des Ausdrucks immer noch der unsicheren Gebärdensprache vorzuziehen ist. Damit ist der Gebärdensprache das Urteil von Abertausenden gesprochen.

Ulkig mutet es an, wenn man von einem Elsasser hört: „Wer ritt noch so spoat par la nuit et le vent? Des isch d'r pape mit sin'm enfant.“ Oder greifen wir einen mehr prosaischen Satz aus dem Volksleben heraus: S'isch nie nit krank g'sin, et maintenant déjà trois fois hat's de Schnüppche g'hett.

Wie fest oft Ausdrücke einer fremden Sprache im Volke haften, zeigt sich deutlich daran, daß heute noch in meiner

sächsischen Heimat sehr viele französische Sprachbrocken seit den Invasionen von 1757, 1806 und 1813 her im Gebrauche sind.

Die Bildung des sogenannten Rotwelsches vollzieht sich nach dem Gesetz, daß man fortgesetzt gehörte Wörter der fremden Sprache ganz von selbst in seinen Geist aufnimmt, die dann zu einer solchen Macht werden, daß sie sich bei dem Denken an etwas ganz von selbst einstellen. Ja, infolge ihrer fremdartigen Natur erscheinen sie besonders auffällig und drängen sich dadurch mit umso größerer Macht auf. Das gilt besonders für solche Leute, die in der eigenen Sprache nicht fest sind. Sie erliegen darum dem Einflusse der neuen Sprache mehr und schneller als die Gebildeten. So wird der gemeine Mann von der Bedeutung des fremden Wortes leicht erfaßt. Es erscheint ihm bestimmter und vornehmer. Wir wissen auch, wie leicht der Mensch im Kindesalter Bestandteile einer fremden Sprache aufnimmt, wie leicht er aber auch, wenn er gänzlich in fremdem Sprachgebiet lebt, die eigene Muttersprache aufgibt.

Zunächst nimmt der Mensch nur einige Brocken der fremden Sprache auf und fügt sie in den Bau seiner Sprache ein. Er behält also vorerst die Grammatik seiner Muttersprache bei und denkt noch ausschließlich in dem Redegemisch in der Syntax seiner ursprünglichen Sprache; also wohl mehr oder weniger fremde Wörter, aber noch eigener Satzbau.

Erst viel später und ganz allmählich schleichen sich neben dem fremden Wortschatze auch fremdländische Wendungen ein. Ja, sie werden sogar in die eigne Sprache übertragen. So sagt z. B. der Straßburger: Ich habe kalt. Aber die fremden Satzkonstruktionen bürgern sich doch viel seltener ein als einzelne Wortglieder.

Freilich stehen wir vorläufig noch am Anfange unserer Betrachtung der einzelnen Gebärden, und viele Formen harren noch ihrer Besprechung. Wenn die Gebärde immer Körperbewegung ist, so drückt sie doch nicht immer Bewegungen von Personen, Tieren und Dingen aus. Oft ist es die Gestalt eines Gegenstandes, die die Aufmerksamkeit des Taubstummen in Anspruch nimmt und ihn zur Sprachbezeichnung veranlaßt. Er bemüht sich, den Umriss des gewonnenen Bildes zum Zwecke der Sprachäußerung wiederzugeben. Diese Gebärden nennen wir darum die zeichnenden oder dessinierenden. Der Taub-

stumme malt die Konturen mit Griffel oder Bleistift auf die Tafel oder auf Papier. Er benötigt aber nicht einmal des Zeichenmaterials; denn in Ermangelung desselben bedient er sich des Zeigefingers und bringt mit demselben die Linien auf irgend eine Fläche oder in die Luft. Man kann die Gebärden der Gruppe deswegen auch die umschreibenden oder deskriptiven nennen. Zur Darstellung gelangen auf diese Weise in erster Linie die geometrischen Figuren wie Dreieck, Viereck, Kreis, Ellipse etc., dann aber auch noch eine ganze Reihe von Sachen. Der Taubstumme hält die Hand in die Luft und beschreibt mit derselben einen Halbkreis, indem er Daumen und Zeigefinger anfänglich schließt, darauf langsam öffnet und allmählich wieder vereinigt. So bezeichnet er den Mond, den er in seiner Sichelform tatsächlich mit den beiden Fingerspitzen projiziert hat. Symetrische Figuren, wie Glocke, Herz, Hufeisen stellt er in der Weise dar, daß er die Hände in Kopfhöhe vor sich schließt und dann sie trennend nach außen und unten führt, dabei die charakteristischen Formen der beiden Hälften der betreffenden Gegenstände verfolgend. Ähnlich bildet er auch die Silhouette des Baumes, indem er mit den Händen von oben nach unten zwei Halbkreise beschreibt, die sich mit ihren Durchmessern berühren (Baumkrone) und dann die vereinigten Hände senkrecht weiter führt (Stamm). Um die Vorstellung von Fenster zu erzeugen, entwirft er ein Viereck und zeichnet ein Kreuz hinein. Bei Wagenrad macht er einen Kreis mit vielen Radien. Um den Anker zu bezeichnen, stilisiert er einfach die Form desselben in der Luft oder auf der Tischplatte. So malt er auch die Form des Sternes, der Brezel usw.

Wenn es ihm zu schwer wird, die Umgrenzung des ganzen Gegenstandes zu geben, so begnügt er sich bei seinen Darstellungen mit einem Teile derselben. Er beschreibt mit den beiden Handflächen einen sich nach unten öffnenden spitzen Winkel, erinnert damit an ein Dach und meint das Haus, wenn er die Hand senkrecht weiter gleiten läßt. Das Charakteristikum für Schwan ist ihm die S-Form des Halses; (dazu kommt, wenn er nicht gleich verstanden wird, die Schwimmbewegung der beiden Hände, welche er vorn an den Leib legt). Bei der Bezeichnung des Kamels ist ihm die Rückenkontur die Hauptsache. Um den Frack zu bezeichnen, setzt er beide Zeigefinger in der Nabelgegend ein, entfernt sie dann in horizontaler Linie

nach den Seiten und bricht darauf im stumpfen Winkel nach unten ab.

Unter den nachbildenden Zeichen gibt es nicht nur zwei-, sondern auch dreidimensionale. Neben den „deskriptiven“ oder Flächenzeichen treten nämlich auch gleichzeitig plastische oder Körperzeichen im engeren Sinne auf. Der Taubstumme bedarf dazu weder eines Werkzeuges noch eines besonderen Materials. Sein Körper ersetzt ihm beides. Will er Christus darstellen, so streckt er die Arme seitwärts aus und neigt das Haupt. Er denkt dabei an den Jesus des Kruzifixes und nimmt auch einen dementsprechenden schmerzlichen Gesichtsausdruck an. Manche gehörlose Kinder, die besonders genau beobachtet haben, nehmen es noch gewissenhafter, indem sie die Füße übereinander stellen. Um den Soldaten zu markieren, nimmt der Gehörlose eine straffe Körperhaltung an, legt einen Arm in einen rechten Winkel, als trüge er das Gewehr und ahmt den Marschtritt nach. Der Dieb ist ihm derjenige Mensch, der mit einem gierigen Blick die Hand nach einem Gegenstande ausstreckt (daher der Name Langfinger) und diesen mit einer bezeichnenden Handbewegung nach hinten heimlich verschwinden läßt. Um den Mörder darzustellen, setzt er einer anderen Person die Hand auf die Brust, indem er so tut, als drücke er die Pistole ab, oder er macht mit geschlossener Hand eine Bewegung, als wolle er den Dolch zücken und seinem Gegenüber in die Brust bohren. So weiß er die verschiedensten Personen darzustellen. Aber auch für viele Sachen findet er ganz treffende Bezeichnungen. Den Apfel muß ihm seine Faust ersetzen, sich dabei so stellend, als wolle er hineinbeißen. Er streckt Daumen und Zeigefinger steif aus, macht auf einer ihm augenblicklich zu Gebote stehenden Fläche mit denselben eine Handdrehung und hat damit die Gebärde für Zirkel gegeben.

Selbstverständlich ist es dem Taubstummen nicht möglich, in Gedanken in die Haut eines jeden anderen zu schlüpfen, um eine naturgetreue Veranschaulichung zum Zwecke der Sprachäußerung herbeizuführen, auch ist er nicht in der Lage, jedes Ding vollständig nach seiner Art zu verkörpern; aber er findet da auch einen Ausweg. Wie er bei der Bildung der deskriptiven Zeichen in vielen Fällen nicht des ganzen Umrisses bedurfte, sondern nur ein charakteristisches Stück der Umrandung zur Mitteilung nötig hatte, so braucht er auch jetzt nur einen Teil

des Ganzen, um sich verständlich zu machen. Natürlich hat er das Totalbild vor seinem geistigen Auge, kann es aber nur partial ausdrücken. Seinem Zwecke muß irgend ein auffälliges Merkmal des betreffenden Gegenstandes dienen. Das braucht nicht ein wesentliches zu sein; denn der kleine Taubstumme folgt dem bloßen Augenschein und nicht der Erfahrung, weil er sie in vielen Fällen noch nicht besitzt. Daher kommt es auch, daß er sich manchmal an nebensächliche Merkmale klammert, wenn er sie für ausreichend hält. Er berücksichtigt darum bei seiner Gebärdenschöpfung nur hervorstechende Merkmale, und diese werden ihm dann zu Merkzeichen. Dadurch gewinnt er ein großes Feld gebärdlicher Betätigung. Wenn er beide Hände mit gespreizten Fingern auf seinen Kopf setzt, so gibt die Gebärde das Zeichen für Hirsch ab. Beide Zeigefinger auf dem Scheitel aufgerichtet kennzeichnet den Hasen. Manche Taubstumme, die es genau nehmen, zucken auch noch mit den Nasenmuskeln dazu. Die hohlen Handflächen an die Ohren gelegt und in wackelnde Bewegung gesetzt, deutet den Esel an. Es sollen nämlich auf diese Weise die eigenen Ohrmuscheln durch die Hände verlängert werden. Einen Zeigefinger auf dem Scheitel steif emporgerichtet bezeichnet, wenn dazu eine strenge Miene aufgesteckt wird, für den Bauernjungen den Gendarmen und für den Großstädter den Schutzmann. Den Spiegel stellt er dar, indem er die eine innere Handfläche vor die Augen hält, sie leicht hin- und herbewegt und dabei das Hineinsehen nachahmt. Der steife Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand sich fortgesetzt entfernend und nähernd ist die Gebärde für Schere. Zeigefinger und Daumen lose in das Ohr läppchen gekniffen deuten den Ohrring an. Mit denselben Fingern beider Hände bildet er auch zwei Glieder einer Kette und erinnert damit an den Gegenstand selbst. Wenn er sie getrennt in derselben Stellung vor beide Augen hält, so bilden sie für ihn das Zeichen der Brille. Es handelt sich also hier gewissermaßen um eine Art der Synekdoche, eine Vertauschung, bei der der Teil für das Ganze gesetzt ist.

Zwischen den beiden Gruppen der nachbildenden Gebärden besteht noch ein Unterschied, wenn es sich dabei um Luftbilder handelt. Die zeichnenden Gebärden sind flüchtige, die plastischen dagegen dauernde Nachbildungen. Der Taubstumme kann in seiner Luftzeichnung nicht inne halten, wenn er das Umriß-

bild nicht verwischen will. Die plastischen Zeichen sind dagegen bleibend; denn der Taubstumme kann in seiner Gebärdenstellung nach Gutdünken verharren. Deshalb zieht er, wenn er die Wahl hat, die konstante Form der schnellvergänglichen vor.

Mit den Zeichen, die wir bisher beschrieben haben, kommt der Taubstumme im Leben indes bei weitem nicht aus. Er empfängt ja von der Außenwelt bedeutend mehr Eindrücke, die ihn auch fortgesetzt zu neuen Ausdrücken veranlassen. Verwendet er auch bei der Neubildung weiterer Zeichen die Elemente der soeben besprochenen vier Gruppen, wenn wir hier noch von willkürlichen Zeichen absehen, so tritt doch dabei ein neues Moment ein. Bestand vorher zwischen Inhalt und Form innige Übereinstimmung, so tritt nunmehr eine Trennung ein. Es vollzieht sich nach und nach ein Bedeutungswandel, so daß sich Sinn und Zeichen nicht mehr ganz genau decken. Sie rücken immer mehr auseinander. Die Gebärdenzeichen nennen wir darum die abgeleiteten oder abgezogenen. Die ersten Anfänge haben wir schon flüchtig erwähnt, als wir andeuteten, daß der Taubstumme mit der Bewegung nicht diese allein an sich meint, sondern außerdem auch den Träger derselben. So benennt er die meisten Handwerker nach ihren Beschäftigungen. Der Barbier seift ein und schabt ab. Der Arzt fühlt den Puls etc. Aber auch viele andere Zeichen bildete er auf diese Art. Der Vogel ist ihm der Fliegende, der Fisch der Schwimmende, der Frosch der Hüpfende, der Wurm der Kriechende, der Krebs der Kneifende, indem der Taubstumme beide Hände an den Kopf hält und mit denselben die Scherenzeichen macht. Der Blitz zuckt vom Himmel herab.

Wo es sich nicht um Aktivität handelt, da hält er sich an die Passivität. Die Nuß wird zwischen den Zähnen geknackt. Das Licht wird angezündet und ausgeblasen. Die Zeichen ergeben sich von selbst. Hier nur 4 Beispiele für Zeichen in der Leideform. Er macht mit Zeige- und Mittelfinger der rechten auf dem Handrücken der linken Hand das Zeichen der Schere. Die Bedeutung: das Schaf, das geschoren wird. Die Fliege kann er nicht mit der Gebärde von fliegen bezeichnen, weil man sie mit dem Vogel verwechseln könnte; darum macht er die Fangbewegung, die man ausführt, wenn eine Fliege an der Wand sitzt. Aus demselben Grunde mußte er für Schmetter-

ling ein neues Zeichen ersinnen. Er macht einfach die Fangbewegung mit dem Schmetterlingsnetz. Laus: Er tut so, als ob er sie zwischen den Daumennägeln zerdrücken will.

Nahe verwandt sind die Zeichen für Gegenstände, die nach ihrer Herstellungsweise bezeichnet werden. Wurst: die Finger der linken Hand schließen sich zu einer Röhre (Darm) und mit der rechten wird gestopft. Kaffee wird in der Kaffeemühle gemahlen (bezeichnende Bewegung) und dann gekocht. Der Brei ist das im Topfe gerührte. Hierher gehören auch die Gebärden für Butter, Kuchen, Klöße, Nudeln usw.

Wir nennen nun im Anschluß daran alle die Zeichen (und deren gibt es nicht wenig), die durch die Gebrauchs- und Verwendungsweise (also auch eine Art der Passivität) versinnlicht werden. Die Kartoffel wird geschält, die Mohrrübe geschabt, die Suppe gelöffelt, die Blume gepflückt und an die Nase gebracht, der Fingerhut auf den Finger gesteckt, der Rauchtobak in die Pfeife gestopft, der Schnupftobak in die Nase u. s. f. Dazu sind ferner auch alle Werkzeuge zu rechnen.

Andere Zeichen drücken die Wirkung aus, so für Meerrettich neben dem Schaben das Überlaufen der Augen. Pfeffer: Schmerzbewegtes Gesicht, Herausstrecken der Zunge und Kratzen darauf mit den Fingernägeln. Essig: Breitziehen des Mundes und ziemliches Schließen der Augen. Süß: Schnalzen mit der Zunge und behagliches Streichen des Leibes. Jedes dieser Zeichen ist gewissermaßen eine Metonymie.

Wieder andere Gebärden bezeichnen einen Zustand. Der Tote ist der Starrliegende, der Sträfling der Gefesselte, Jesus der am Kreuze Hängende, der Türke der mit untergeschlagenen Beinen Sitzende (oder mit dem Turban Bedeckte) etc.

Manchmal handelt es sich um eine Verneinung. Taub oder nicht hören. Zeigen in das Ohr und trauriges Schütteln des Kopfes.

Oft genügt auch schon eine Ortsbestimmung, z. B. beim Sporen, der Kravattennadel, der Spinne in der Wandecke an der Decke. Bei der Angabe von Zahn- oder Leibweh kommt zu der Ortsbezeichnung noch ein schmerzlicher Gesichtsausdruck dazu.

Die Divergenz wird später bei der Abwandlung immer größer; denn Zeichen und Bedeutung entfernen sich mehr und mehr voneinander. Besonders tun Zufälligkeiten, die mit dem

eigentlichen Wesen der Dinge nichts zu tun haben, und von-seiten der Personen, die die Gebärden durch Willkür prägen, das Ihrige, den Schöpfungsprozeß in der Zeichensprache weiter zu führen. Die Wirkungen sind indessen am Anfange nur wenig zu spüren, sie machen sich erst auf einer höheren Stufe bemerkbar. Wir werden darum erst bei der Besprechung der konventionellen Taubstummengebärde darauf zurückkommen.

Der Taubstumme ist in seinem Naturzustande, was sein geistiges Leben anbelangt, an die sichtbare Welt gebunden. Er vermag sich selbst nicht vom Konkreten in das Reich des Reinabstrakten zu erheben. Erst in einem kunstreich erdachten Unterrichte können ihm die Fesseln gelöst werden, in die ihn sein Gebrechen geschlagen hat. Für die Produkte der rein geistigen Funktionen stehen ihm nun aber direkt keine Gebärdenzeichen mehr zur Verfügung, weil sie von der Sinnenwelt gänzlich losgelöst sind. Es können ihm solche nur vom Lehrenden gegeben werden, die dieser selbst erfindet. Es handelt sich hier um einen ähnlichen Akt, wie bei dem Künstler, der seinen Gedanken im Material Ausdruck verleiht und sie auf diese Weise versinnbildlicht. Diese symbolischen Zeichen, um die es sich hier handelt, können aber nur durch Unterricht vermittelt werden. Sie gehören durchweg der künstlichen Gebårdensprache an, von der später noch die Rede sein soll. Wir nennen sie hier nur der Vollständigkeit der psychologischen Klassifikation der Gebärdenzeichen wegen, von der dieses Kapitel handelt. Wohl ist ja im allgemeinen Sinne jedes Wort und jede Gebärde ein Symbol von einem Begriffe, der Sprachgebrauch hat aber nach der Anwendung des Wortes im Kunstleben demselben jetzt engere Grenzen gezogen, und in diesem Sinne werden wir auch weiter unten von den symbolischen Zeichen sprechen. Es handelt sich also bei ihnen um ein Versinnbildlichen abstrakter Begriffe.

VII. Kapitel.

Irgend eine Eigentümlichkeit eines Gegenstandes, mag das nun eine eigenartige Bewegung, eine besondere Eigenschaft oder ein spezifischer Zustand sein, ist, wie wir in den obigen Zeilen eingehend ausgeführt haben, bestimmend für seine Darstellung in der Gebärdensprache. Das ihm anhaftende Merkmal wird, wie wir auch schon erwähnt haben, zum Merkzeichen. Jeder weiß aber auch, daß einzelne Merkmale in den meisten Fällen mehreren Personen oder Sachen eigentümlich sind. Dadurch treten nun, weil eben die Zeichen mehrdeutig sind, vielfach Verwechslungen ein. Um nun Mißdeutungen möglichst zu begegnen, sucht der Taubstumme durch Aneinanderreihen mehrerer Merkmale eine bestimmte Vorstellung oder einen Begriff immer mehr abzugrenzen, so daß sich seine Gedankengebilde, die er gern zum Ausdruck bringen will, von ähnlichen deutlich unterscheiden. Der Sprachgeber hat dann die Gewißheit, von dem Sprachempfänger richtig verstanden zu werden. Die Sicherheit im Ausdruck muß aber, wie wir an den nächsten Proben erkennen können, durch eine ungeheure Umständlichkeit erkaufte werden, wodurch der Fluß der Unterhaltung wesentlich Schaden erleidet. Selbst kurze, unbedeutende Mitteilungen erfordern einen großen Zeitaufwand.

Berücksichtigt man nun, daß die Zeichen der verschiedenen hier besprochenen Klassen an sich und mit allen ihren Unterabteilungen gegenseitig in Verbindung treten können, so kann man sich denken, daß durch die Konstellation so vieler Faktoren recht mannigfache Produkte entstehen können.

Den Freunden einer bis in die kleinsten Einzelheiten gehender Klassifikation bietet sich hier Gelegenheit, eine große Anzahl weiterer Gruppen und Grüppchen zu bilden. Ich verzichte hier darauf, weil es sich in dem vorliegenden Schriftchen bloß um eine Propädeutik der Gebärdensprache handelt, die nicht nur für Berufstaubstummenlehrer, sondern auch für Angehörige der verschiedensten in der Einleitung bezeichneten Stände geschrieben ist, und weil ich insonderheit eine weitere Einschachtelung der einzelnen Zeichen für ein klares Erfassen der Gebärdensprache nicht für unbedingt nötig halte. Jeder

Leser kann aus den nun folgenden Beispielen selbst abnehmen, wieviel und welche Gruppen bei der Verbindung vertreten sind.

Ich lasse hier eine Anzahl der Komposita aus den verschiedensten Anschauungskreisen in bunter Reihe folgen.

Taube: fliegen oder picken. Kopf ab, schmecken gut.

Biene: stechen, geschwollene Hand, schmieren, süß, schmecken gut.

Kuh: seitwärts gebogene Hörner, melken, weiß, trinken.

Ochs: dieselben Hörner, Stirnbrett, ziehen, stark, melken nicht.

Ziege: Bezeichnung der Hörner und des Bartes, melken, ungefähre Größenangabe des Widerristes.

Löwe: an beiden Seiten des Halses abfallende Mähne, stark, beißen.

Tiger: Katze, groß, beißen, Strichzeichnung am Leibe.

Panter: ebenso, bloß für die Strichzeichnung ein Zusammenlegen der Fingerspitzen zu sogenannten Katzenpfötchen und Betupfen des Körpers damit.

Kirsche: Zeichnung nach Form und Größe mit dem rechten Zeigefinger in den linken Handteller, anfassen am Stiele, zum Munde führen, abbeißen, ausspucken des Steines.

Kreide: schreiben, weiß.

Bleistift: schreiben, anspitzen mit dem Messer.

Griffel: schreiben, anspitzen auf der Feile oder auf dem Steine.

Stahlfeder: einstecken in den Halter, eintauchen in das Tintenfaß, schreiben.

Regen: Wolke, herabfallen, naß.

Schnee: Wolke, herabfliegen, weiß, vielleicht auch noch Schneebälle machen, werfen.

Chaussee: Parallele, mit Bäumen besetzt, gehen.

Kirche: Haus, predigen, beten, singen.

Schule: Haus, schreiben, lesen, rechnen.

Stall: Haus, Kuh, Pferd, schlafen.

Wie wir aus den bisherigen Darlegungen ersehen haben, bilden Zeichen für unsere Tätigkeits- und Hauptwörter zunächst den hauptsächlichsten Bestand seines Gebärdenschatzes, ohne damit behaupten zu wollen, daß er sie dem Charakter unserer Lautsprache gemäß in diese Wortklassen einteilt. Er kennt die Kategorien unserer Grammatik überhaupt nicht. Gleichwohl hat er für Repräsentanten aller Wortklassen Gebärdenzeichen, allerdings in so geringer Zahl, daß seine Sprache, was

Umfang anbetrifft, weit hinter allen Idiomen der Kulturvölker zurückstehen muß. Zur Vervollständigung des Gebärdmaterials will ich hier noch einige Beispiele angeben. Der gewissenhafte Beobachter wird finden, daß auch bei der Bildung dieser Zeichen dieselben Sprachgesetze wieder in die Erscheinung treten, die schon bei der Entstehung der vorher geschilderten Gebärden maßgebend gewesen sind.

heiß: Der Taubstumme fährt sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er den Schweiß wegwischen, oder er zuckt mit der herabhängenden Hand plötzlich zurück, wie man es unwillkürlich tut, wenn man versehentlich einen heißen Gegenstand berührt.

kalt: Er führt mit den leicht geschlossenen Händen eine zitternde Bewegung aus, wie sie sonst durch starken Frost hervorgerufen wird.

alt: Er kneift sich leise in die Backe, um eine Hautfalte zu erzeugen, welche an die Runzeln des Gesichtes, die dem Alter eigentümlich sind, erinnern soll.

jung: Er drückt mit einem Finger gegen das Kinn. Grübchen!

naß: Er weist auf die mit Speichel angefeuchtete Spitze eines Zeigefingers hin.

trocken: Er tut so, als wollte er eine trockene Blume zwischen den Fingern zerreiben.

stark: Er ballt die Fäuste und bewegt die Unterarme nach oben, wodurch die Muskeln hervortreten.

schwach: Er läßt die Arme schlaff herabhängen.

hoch: Er blickt über sich und macht mit der Hand eine Bewegung nach oben, soweit es der Arm nur zuläßt.

tief: Er hebt die Hand etwas, um sie dann mit nach unten gerichtetem Zeigefinger, soweit es nur möglich ist, zu senken, sie dabei mit den Blicken verfolgend.

breit: Er legt die Handflächen zusammen, um sie dann in demonstrativer Weise voneinander zu entfernen.

schmal: Er nähert sie bis zu einem gewissen Grade wieder.

fett: Er bläst die Backen auf und hält die Hände in einiger Entfernung vor den Leib, um dadurch die Fülle desselben anzudeuten.

mager: Er zieht den Leib und ebenso auch die Backen ein.

eckig: Er bildet mit den Zeigefingern durch Zusammenstoßen ihrer Spitzen einen Winkel.

rund: Er beschreibt mit der Hand einen Kreis oder ein Oval

taub: Er zeigt nach dem Ohr und schüttelt betrübt mit dem Kopfe.

stumm: Er führt die Hand vom Munde weg (sprechen) und zuckt bedauernd mit den Schultern. (schweigen: Er legt den Zeigefinger rechtwinkelig auf die Mitte der geschlossenen Lippen.).

blind: Er schließt die Augen und hält die Hände tastend nach vorn.

krank: Er verzieht das Gesicht schmerzlich und legt die Hand behutsam an die Stirn. Bei Bauchweh krümmt er sich und hält mit beiden Händen den Leib. Will er es sehr gefährlich machen, so hebt er auch noch etwas das eine Bein und öffnet ein wenig, wie wir es an der Gruppe des Laokoon sehen, den Mund.

Wie er die Substantiven oft durch ihre Merkmale ausdrückt, so verwendet er, wie wir soeben gezeigt haben, zu der Bezeichnung der Adjektiven vielfach die Gegenstände, an denen man gemeinhin die betreffende Beschaffenheit wahrnehmen kann.

Bei den Umstandswörtern des Ortes (da, dort, draußen, drinnen, hüben, drüben, oben, unten) hilft er sich meist durch einfache demonstrative Zeichen.

Die Adverbialbestimmungen der Zeit gründet er auf die des Ortes.

jetzt = auf der Stelle.

später = was noch vor ihm liegt = er zeigt vor sich.

früher = was bereits hinter ihm liegt = er zeigt über die Schulter zurück.

gestern = wie früher = er schließt dabei die Augen einmal.

vorgestern = er schließt die Augen dabei zweimal.

morgen = wie später mit einmaligem Augenschließen.

übermorgen = mit zweimaligem Schließen der Augen u. s. f.

Für die Zahlwörter hat er die Finger seiner Hand.

Die Fürwörter „ich und du“ ersetzt er durch direkte Hinweise; „er, sie, es“ hat er in seiner Sprache nicht. Er verwendet immer die entsprechenden Hauptwörter. Hingegen hat er für „wir und ihr“ wieder besondere Zeichen. Der Punkt mit dem Zeigefinger auf die eigene Brust beim „Ich“ wird, indem der Taubstumme bei dem „Wir“ die Hand über die anderen Personen weitergleiten läßt, zu einer horizontalen Kreis-

linie. Bei dem Fürworte „ihr“ bleibt diese Peripherie an der Stelle des „Sprechers“ offen.

Die besitzanzeigenden Fürwörter „mein, dein, unser, euer“ stellt er in derselben Weise dar, nur mit dem Unterschiede, daß er sich nicht des Zeigefingers, sondern der flachen Hand bedient, als wolle er etwas an die Brust drücken. Hier wendet er auch die dritte Person an, allerdings ohne Geschlechtsangabe. Er macht dieselben Zeichen in der Richtung nach einer fingierten Person in der Luft zu.

Dr. Steinthal meint, die Gebärdensprache der Taubstummen sei ohne Modusformen. Er sagt in Wolfsohns „Deutschem Museum“ v. 1851: „Haben, sein, können und ähnliche Zeichen fehlen der Sprache der Taubstummen, und ohne Hülfe dieser abstrakten Zeichen ist ihnen das Spiel der Ideen dunkel.“ So treffend er sonst beobachtet und soviel er demzufolge zur Erforschung der Gebärdensprache geleistet hat, so ist er doch in diesem Punkte entschieden im Irrtum, was um so verwunderlicher erscheint, da es ihm nicht an Gelegenheit fehlte, sich von dem Gegensätzlichen seiner Behauptung leicht zu überzeugen; hatte er doch unter seinen Verwandten einen Taubstummen, den Rentner Alfred Steinthal, der von der Gebärdensprache den ausgedehntesten Gebrauch machte, übrigens, nebenbei bemerkt, eine Persönlichkeit, die in Berlin wegen ihrer frappanten Ähnlichkeit mit Napoleon III. überall auffiel.

Näher kommt schon Magister Reich der Sache. Er sagt in seinem „Ersten Unterricht des Taubstummen“: „Für die Hilfszeitwörter: können, wollen, dürfen, mögen hat die natürliche Pantomime keine anderen Zeichen als das „Ja“ durch Kopfnicken, begleitet von einer dem: Ich will — kann — darf — möchte entsprechenden Miene.“ Letzteres ist eben das Wichtigere. Das Kopfnicken an und für sich drückt doch nur die bejahende Form aus. Es fehlt aber dem Taubstummen auch nicht an der verneinenden und an der Frageform, und dann handelt es sich auch nicht um eine bloße Miene, sondern es ist mit derselben auch noch eine Körpergebärde verbunden. Freilich handelt es sich, solange die Gebärde noch nicht eine künstliche geworden ist, nicht um unmittelbare Ersatzstücke für die einzelnen Hilfszeitwörter, wie ja auch die Negation nicht durch bloße Beigabe der verneinenden Gebärde gebildet wird, sondern der Modus wird, ohne Wortgebärde im engeren

Sinne zu sein, ganz allgemein ausgedrückt, und zwar, wie wir an einigen Beispielen sehen wollen, in der bejahenden und verneinenden Form durch verschiedene Gebärden.

Auf die Frage: Willst du Prügel haben? schüttelt der Taubstumme heftig mit dem Kopfe und macht eine abwehrende Bewegung mit den Händen. Fragt man dagegen: Willst du einen Apfel haben? so nickt er freudig und streckt dem Fragenden die Hand entgegen.

Ich kann die Last heben. = Er nickt überlegen mit dem Kopfe und tut so, als wolle er eine Bürde mit Leichtigkeit aufnehmen. Ich kann nicht. = Er zuckt mit den Achseln, neigt bedauernd den Kopf und läßt die Arme schlaff herabsinken. Du sollst. = Befehlende Bewegung des Armes mit ausgestrecktem Zeigefinger und einem herrischen, strengen Blick.

Die Notwendigkeit, die in dem Hilfszeitwort „müssen“ ihren Ausdruck findet, stellt er dar, indem er die Unterarme mit geballten Fäusten aus der Biegestellung einige Male nach unten streckt, dabei die Gesichtsmuskeln anspannt, daß der Blick dadurch etwas Energisches bekommt.

Der Taubstummensprache fehlen vollständig die Form- und Flickwörter, an denen unsere Sprache so ungemein reich ist und die doch durchaus nicht überflüssig sind, sondern mit dazu beitragen, die Beziehungen der Begriffe zueinander zu regeln und ihnen die feinsten Schattierungen zu geben. Wenn nun auch der Taubstumme diesem Mangel der pantomimischen durch Zutaten an mimischen Zeichen etwas abhelfen kann, so bleibt doch seine Sprache immer globig und roh. Die meisten Taubstummen empfinden das jedoch nicht, weil sie niemals in die Feinheiten unserer Sprache eingedrungen sind, wie ja auch ein Ausländer, der eine fremde Sprache nicht vollständig beherrscht, keineswegs ein Literaturwerk restlos mit dem Genusse eines Sprachkundigen aufnehmen kann.

VIII. Kapitel.

Aus den vorangegangenen Ausführungen haben wir nun wohl ein Bild von der Gebärdensprache gewonnen, aber noch keins von dem gebärdenden Taubstummen. Nachdem wir die objektive Seite der Zeichensprache des Taubstummen ins Auge gefaßt haben, gilt es nun, noch verschiedene Einzelheiten über die subjektive nachzuholen. In der Theorie lassen sich beide ohne Mühe scheiden; aber in der Praxis sind sie untrennbar verbunden, und was wir hier nacheinander behandeln, ist in Wirklichkeit ein Neben- und Durcheinander.

Dem Philologen könnten die obigen Darlegungen genügen, für den Pädagogen sind indessen die weiter unten niedergelegten Beobachtungen von größter Wichtigkeit.

Hätten wir es mit Maschinen zu tun, so würden alle bei gleicher Konstruktion die gleiche Arbeit verrichten, so handelt es sich aber um Menschen, die nicht nach einer Schablone geschaffen sind. Und auch der kleine Taubstumme ist trotz seines geistigen Tiefstandes eine selbständige Individualität, die sich zur Persönlichkeit entwickeln kann und soll. Daß sich die einzelnen Kinder körperlich unterscheiden, sieht jeder auf den ersten Blick, daß sie jedoch auch geistig Verschiedenheiten aufweisen, ist nicht so für jeden in die Augen springend, und daß auch schon bei den kleinen Taubstummen Unterschiede in bezug auf ihre geistige Verfassung vorhanden sind, ist noch weniger bekannt; denn einesteils hält man es nicht der Mühe für wert, sich um diese winzigen geistigen Regungen zu kümmern und andernteils fehlt auch den Personen der ersten Umgebung der Taubstummen die Fähigkeit, dieselben genauer zu ermitteln und psychologisch zu verarbeiten.

Die Kinderpsychologie hat in den letzten Jahrzehnten einen gewaltigen Aufschwung genommen; sie ist zu einem großen Zweige der allgemeinen Seelenkunde schon jetzt ausgewachsen; aber überall handelt es sich um Studien an hörenden Kindern. Und kann es auch anders sein! Wer macht denn die ersten Beobachtungen an Kindern? Doch niemand anderes als die Eltern. Die Freude an dem Fortschritt in der Entwicklung ihres Lieblingen schärft den Eltern Auge und Ohr und drückt

den Gebildeten unter ihnen den Griffel in die Hand, um ihre Beobachtungen zu Papier zu bringen. Wie sieht es nun bei den Taubstummen aus? Die meisten Eltern gehören den unteren Schichten der Bevölkerung an, weil eben die Taubheit oft eine Folge der sozialen Not ist.

Wenn nun das taubstumme Kind von der Außenwelt abgeschlossen wird, so muß es auch geistig zurückbleiben, und die Gebärdensprache kommt über die allerersten Anfänge nicht hinaus. Es wäre demnach verkehrt, aus einer gering entwickelten Gebärdensprache auf geringe Begabung voreilig schließen zu wollen. Viele Taubstummenlehrer werden da aus ihrer eigenen Erfahrung Belege haben. Manches Kind sitzt nach seiner Aufnahme resigniert in einer Ecke und kümmert sich um nichts. Der Lehrer kann anfangen, was er will, es reagiert auf nichts. Nach und nach taut es aber auf, und es entwickelt sich schließlich aus dem verschlossenen Kinde zur Freude seiner Erzieher ein ganz munteres Bürschchen. Es krankte in der ersten Zeit nur noch an den Folgen einer vernachlässigten Erziehung in der Familie. Die Eltern taubstummer Kinder mögen aus dem Beispiel lernen, daß sie ihre gehörlosen Sprößlinge nie abschließen sollen, daß sie vielmehr jede Gelegenheit wahrzunehmen haben, dem Kinde neue Eindrücke zuzuführen.

Die Umwelt ist dann auch maßgebend für die Auswahl der Gebärden; denn der Taubstumme macht sich nur davon Bilder und im Anschluß daran Zeichen, was er gesehen hat. Er steht also ganz auf dem Boden des Realismus. Das vollsinnige Kind schafft sich nun freilich dieselben Bilder, es redet aber auch so manches nach, wovon es keine klare Vorstellung hat. Wir sehen hier also schon einen starken Einschlag von Verbalismus. Das kleine blinde Kind spricht auch so manches und kann doch infolge seines Gesichtsmangels gar keine Anschauung davon haben. Die Tatsache bildet die Grundlage zu dem Sprichwort: Er redet wie der Blinde von der Farbe.

Unser heutiges Kulturleben weist recht viele gleiche Züge auf. Durch die Weiterentwicklung der Verkehrsmittel rücken sich die Menschen immer näher. Das Charakteristische, wie besondere Trachten etc., verschwindet, und eine gewisse Uniformität macht sich mehr und mehr geltend. Die Einrichtungen unseres Wirtschaftsbedarfes sind fast überall dieselben, was schon in der Massenproduktion der Fabriken und in der Aus-

dehnung des Handels seine Ursache hat. Diese Erscheinungen können nicht ohne rückwirkenden Einfluß auf die Gebärdensprache sein. Sie muß also, soweit das Milieu übereinstimmt, auch Gleichartiges oder wenigstens doch Ähnliches aufweisen. Darum ist auch überall eine Verständigung durch die Gebärdensprache angängig. Die natürliche Gebärdensprache ist darum auch nicht an die nationalen Sprachgrenzen gebunden. Es würden sich sogar taubstumme Kinder aus Berlin und aus Paris besser miteinander verständigen, als mit ihresgleichen aus den Dörfern ihrer Länder, weil sie in den Großstädten fast die gleiche Umgebung haben, und ein gehörloses Kind von der deutschen Wasserkante würde einem schwedischen gegenüber vielmehr Anknüpfungspunkte in der Unterhaltung finden als einem solchen aus Oberbayern gegenüber, trotz der verschiedenen Landessprachen.

Trifft nun einmal eine Familie der gebildeten Stände das Unglück, ein taubstummtes Kind zu haben, so ist der Schmerz so unendlich groß, daß sich die Eltern in ihrem Elend nicht an die Öffentlichkeit drängen. Es klappt hier auf dem Gebiete der Psychologie noch eine große Lücke, die ich auch nur zum kleinsten Teile ausfüllen kann. Man möge sich mit dem, was ich zu bieten vermag, vorläufig begnügen, bis etwas Vollständigeres und Besseres an seine Stelle gesetzt werden wird.

Es steht fest, daß auch schon die kleinen Taubstummen, wenn sie zur Schule kommen, sich seelisch wesentlich voneinander unterscheiden. Das lehrt uns die Phänomologie. Man braucht ja nur genau hinzusehen, um zu erkennen, wie sie sich so grundverschieden geben. Die Äußerungsbewegungen lassen nun Rückschlüsse auf die inneren Vorgänge zu. Unsere Aufgabe wird es nun sein, die Unterschiede bei den einzelnen Kindern festzustellen und ihren Motiven nachzuspüren. Beginnen wir bei den letzteren. Nach meiner Überzeugung bilden zwei Grundfaktoren die konstituierenden Elemente in den Menschen. Das ist die innere Anlage und der äußere Einfluß. Es hat Leute gegeben, die nur die Veranlagung für das geistige Wachstum gelten lassen wollten. Diesen Vertretern des reinen Nativismus war der innere Bildungsfaktor alles. Der Keim, den der Mensch von seinen Eltern mitbekommen habe, brauche sich nur zu entfalten. Schon im Mutterleibe sei darum beschloßen, was aus dem Sprößling werde; denn alle Entwicklung

geschehe von innen heraus. Es komme darum alles auf Vererbung an, und die schon vor der Geburt im Keime gegebenen Inhalte spotteten darum jeder äußeren Beeinflussung.

Der Empirismus bildet den Gegensatz dazu. Seine Vertreter meinten, die Kinderseele sei wie weiches Wachs, das man nach eigenem Ermessen formen könne. Von ihnen rührt der Ausdruck her, daß die Seele nach der Geburt eine „*tabula rasa*“ sei. Der äußere Bildungsfaktor war also für sie bestimmend. Unterschätzten die Nativisten den Einfluß von Erziehung und Unterricht, so überschätzten ihn die Empiristen.

Beide Richtungen vertreten einseitige Anschauungen und kommen darum für uns weiter nicht in Frage; denn sie geben ein falsches Bild von der Wirklichkeit. Vielmehr wirken der äußere und der innere Bildungsfaktor zusammen, und der Mensch ist ein Produkt beider. Nach meinen Beobachtungen, die ich in einer langen Reihe von Jahren an vielen Taubstummen zu machen Gelegenheit hatte, muß ich mich darum zu einem gesunden Evolutionismus bekennen; denn das Schicksal in uns ist gleich mächtig dem außer uns. Es handelt sich hier zunächst immer nur um Kinder, und von einer freien Selbstbestimmung kann bei ihnen vorläufig noch nicht die Rede sein.

Daß Vererbungen vorkommen, kann man in Taubstummenanstalten leicht feststellen. Gewisse Ursachen der Taubheit, Alkoholismus und Syphilis der Eltern, zeitigen bei ihren Nachkommen auch sonst noch Degenerationerscheinungen mannigfacher Art. Die Alten hatten schon Recht, wenn sie behaupteten, daß nur in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohne. Solche Kinder, bei denen von vornherein krankhafte Veranlagungen vorhanden sind, die psychopathischen Minderwertigkeiten, sind Waschlappen, ohne jede Willenskraft, die auch sonst noch verschiedene geistige und moralische Defekte aufweisen. Sie werden es nie den von der Vorsehung günstiger Bedachten in Schule und Leben gleichtun können. Wollte man sie aber nun ganz links liegen lassen, weil an ihnen doch Hopfen und Malz verloren sei, so wäre das eine grenzenlose Härte, weil durch eine verständige Diätetik des Leibes und der Seele sich doch manches noch einigermaßen gut machen läßt, wie man das ja in den heilpädagogischen Anstalten jederzeit sehen kann. Gäbe es von Hause aus keine Wertunterschiede, so müßten ja alle Kinder bei gleicher Behandlung gleiche Ergebnisse zeitigen.

Jeder Lehrer weiß aber, wie verschieden seine Schüler sind, trotzdem er doch in der Klasse auf alle in gleicher Weise einwirkt. Nun könnte man da einwenden, daß die Unterschiede auf das Konto der verschiedenartigen häuslichen Erziehung gesetzt werden müßten. Dem ist aber entgegen zu halten, daß auch in Erziehungs- und Lehranstalten mit Internaten und Alumnaten die Verschiedenheiten noch vorhanden sind. Die Begabung ist dem Kinde angeboren, es bringt sie schon aus dem Mutterschoße mit, und welche Abstufungen sie aufweist, hat Prof. Dr. Meumann durch seine experimentellen Messungen scharfsinnig nachgewiesen. Handelt es sich bei seinen Untersuchungen auch nur um Vollsinnige, so kann man aber auch verschiedene Abtönungen in der Veranlagung bei den Taubgeborenen nachweisen. Wohl hat es Taubstummgebildete gegeben, die andere glauben machen wollten, als widerständige ihrer Kunst nichts, sie sind aber jetzt im Absterben begriffen. Langjährige Erfahrungen in der Praxis erprobter Fachmänner haben in den meisten preußischen Provinzen und auch anderswo dahin geführt, die Schüler in den Anstalten nach Fähigkeiten zu trennen, um ihnen nach dem Grade ihrer Veranlagungen im Unterricht gerecht zu werden.

Aber schon lange vor dem Eintritt in die Schule macht sich die verschiedene Begabung der einzelnen gehörlosen Kinder dem aufmerksamen Beobachter bemerkbar. Bereits in den ersten Lebensjahren erfaßt das taubstumme Kind mit den ihm gebliebenen Sinnen die Vorgänge seiner Umwelt. Es sammelt auf diese Weise in seinem Gehirn eine größere Anzahl von Vorstellungen. Früher aufgenommene Sinneseindrücke und Vorstellungen vermag es durch das Erinnerungsvermögen wieder in das Licht des Bewußtseins zu stellen, sie zu reproduzieren. Wo das durch Krankheit verhindert ist, da ist das ganze geistige Leben unterbunden; denn das Gedächtnis bildet die Grundlage desselben. Die Reproduktion des Gedächtnisinhaltes kann nun willkürlich oder unwillkürlich erfolgen. Jedenfalls wird das Innenleben durch eine größere oder geringere Reproduktionsfähigkeit bestimmt, weil durch dieselbe die ruhenden Vorstellungsmassen wieder lebendig werden. Der Mensch verarbeitet nun dieselben dadurch, daß er sie in verschiedene Beziehungen zu einander setzt, verständnismäßig, entweder durch stilles Nachdenken oder ringt nach einer Äußerung, der Hörende gewöhn-

lich durch Laute und der kleine Taubstumme gemeinhin durch Gebärden. Wie nun das Seelenleben einen Weg nach außen bis zur Gebärde gefunden hat, so ist es dem Beobachter möglich, den Weg durch Gedankenschlüsse von der Gebärde aus zurückzufinden. Die Gebärdensprache ist uns also ein Schlüssel für das innere Leben des Taubstummen. Wir lernen sein Seeleninventar kennen. Wir sehen an den Gebärden, was den Taubstummen in seinem Innern beschäftigt, und wie er sich damit beschäftigt. Während der eine Taubstumme von Hause aus eine scharfe Beobachtungsgabe hat und über alles Mögliche gebärdet, geht der andere an den meisten Vorgängen achtlos vorüber, ohne sich durch sie zum Gebärdenmachen anregen zu lassen. So kann man schon von der Betätigung in der Gebärdensprache auf Scharfsinn oder Stumpsinn der einzeln Individuen schließen. Der total blödsinnige Taube gebärdet überhaupt nicht mehr. Er ist bloß noch ein Fleischklumpen.

An der Art der Gebärden kann man sodann ersehen, ob der Taubstumme genau oder nur flüchtig beobachtet. Je nach dem sind nämlich seine Zeichen sichere oder unsichere Kopien der Originale. So erschließen sich dem Auge des Gebärdenkundigen reichere und ärmere Seelenleben. Geradezu frappierend ist es, wie einzelne Taubstumme ihre Mitschüler und Lehrer bis auf die allerkleinsten Eigentümlichkeiten hin täuschend zu kopieren verstehen. Das können bei weitem nicht alle.

Unsere Empfindungen und Vorstellungen werden von einem Gefühlstone begleitet. Wie die Flamme Licht und Wärme aufweist und ausstrahlt, so finden wir diese beiden Kräfte auch bei uns. Wäre dem nicht so, so glichen wir gefühllosen Maschinen, und unser Leben verlief tröstlos kalt. Die Gefühle sind nun entweder gehobene oder gedrückte, jenachdem sie in uns Lust oder Unlust erwecken, was durch ein förderndes oder hemmendes, ein freundliches oder feindliches Verhältnis zu unserem Selbst bedingt wird. Unser Gemütsleben zeigt nun einen beständigen Wechsel von Lust- und Unlustgefühlen. Die vorübergehende Einwirkung des Gefühles auf den Geist nennen wir Stimmung; die plötzlichen Schwankungen nach oben oder unten an der Skala unseres Gemütsbarometers Affekte. Die dauernde Gesamtwirkung der Gefühlstone auf den Geist ist bei der Bildung der Temperamente nicht ohne Einfluß. Fühlen und Wollen sind nun mit einander eng verwandt, denn sie

haben eine gemeinsame Grundlage. Die Lustgefühle rufen ein Begehren hervor, und die Unlustgefühle lösen ein Widerstreben aus. Nimmt nun das Willensleben eine bestimmte feste Richtung an, so sprechen wir von einem Charakter.

Das Gefühlsleben prägt sich auch in der Zeichensprache aus, allermeist durch das Mienenspiel, das ja ein integrierender Teil der Gebärdensprache ist. Allerdings gehört es in demselben Maße auch der Lautsprache an. Hier ist eine Berührungsfläche der beiden Spracharten, die es jedem Vollsinnigen ermöglicht, die Gefühlstöne des Taubstummen zu ergründen. Freilich stehen letzterem auch sonst noch Mittel zur Verfügung, seine Gefühle zu äußern. Besonders pflegt er im Affekt heftige Gebärden zu machen. Er ballt die Faust, er ringt die Hände, er droht mit dem Finger, er stampft mit dem Fuße auf, er schlägt an seine Brust. Aber auch hier ist der Hörende in der Lage, dem Taubstummen ein richtiges Maß von Verständnis entgegen zu bringen, weil sich sein Gefühlsleben in der Sprache nicht bloß in der Modulation der Stimme, sondern auch in der Gestikulation der Hände dokumentiert, die ja der Gebärdensprache der Taubstummen verwandt ist.

Dem bildenden Künstler stehen noch nicht einmal die Mittel zur Verfügung, seinen an sich stummen Gestalten Geist einzuhauchen und ihnen Leben zu verleihen; denn die Aktualität des Lebens tritt uns in der Gebärde mehr entgegen als im Bildwerk. Die Gebärde erstarrt zur Pose, und von dem bewegten Mienenspiel kann nur ein einziger Gesichtsausdruck festgehalten werden. Der Künstler kann die Handlung nicht wie der Dramatiker ausführen, sondern nur andeuten. Dennoch gelingt es ihm, das Unsichtbare sichtbar zu machen, wenn er bloß den richtigen Augenblick festhält.

Er stellt, wie Brücke ausführt, „nicht einen beliebigen Moment der Bewegung dar, sondern denjenigen, welcher dem Beschauenden das deutlichste Erinnerungsbild hinterlassen würde, wenn die Bewegung tatsächlich ablief, und wo er unter mehreren in dieser Hinsicht gleichwertigen Momenten zu wählen hat, da wählt er entweder den, welcher am meisten charakteristisch für den Vorgang ist, am wenigsten zu einem Mißverständnis Veranlassung geben kann, oder den, welcher ihm aus künstlerischen, aus ästhetischen Rücksichten am besten paßt. Er muß hier wie anderswo dem Beschauer gegenüber

an die Erinnerungsbilder anknüpfen, die demselben von früheren Gesichtseindrücken zurückgeblieben sind. Ist einmal so der Anstoß gegeben und in richtiger Weise gegeben, so ist es die psychische Tätigkeit des Beschauers, welcher dem Bild Leben einhaucht.“

Wir können an guten Bildern die Skala aller Affekte, alle Leidenschaften und alle Tugenden und Laster studieren. Für eine genaue Auffassung ist es wichtig, daß die Pose dauernd, die Gebärde dagegen nur flüchtig ist. Wer die Gebärden der Gefühlserregungen studieren will, kann darum an guten Bildern viel lernen, und Taubstumme können durch das Versenken in die bildenden Künste viel zur Veredelung ihrer Gebärdensprache tun. Besonders sollen sie bedenken, daß das Gleichmaß schön, alles Übermaß dagegen häßlich ist.

Im allgemeinen wird man finden, daß die Gebärde leicht zur Übertreibung führt oder wenigstens doch neigt. Fast immer ist der Ausdruck des Gedankens stärker als dieser selbst. Es läßt sich aber immer noch ein verschiedener Stil in der Gebärde der einzelnen Taubstummen feststellen. Der Choleriker gebärdet erregt, heftig, hastig, ruckweise. Seine Augen sprühen Blitze. Die Gebärde geht bei ihm ins Groteske. Der Sanguiniker gebärdet viel, leicht, tändelnd und meist lächelnd. Der Melancholiker gebärdet langsam, ernst, bedächtig und mit Nachdruck, der Phlegmatiker gezwungen, träge, schleppend. Sein Auge ist trübe, sein Blick müde, und die Lider hängen etwas mehr als gewöhnlich über die Augäpfel herab. Natürlich prägen sich die Temperamente bei den erwachsenen Taubstummen mehr aus als bei den Kindern.

So wichtig also der Innenfaktor für das Seelenleben der Taubstummen und seine Gebärdensprache ist, so bedeutungsvoll ist aber auch der Außenfaktor. Wie ein Körper ohne Speise und Trank gar bald zugrunde geht, so bedarf auch die Seele der Nahrung, wenn sie nicht verkümmern soll, und von der Art der Zuführung derselben hängt ihre Entwicklung ab. Alles Äußere muß zu einem Inneren werden, der Makrokosmos zu einem Mikrokosmos, und diese transformierte Welt wird dann in der Gebärdensprache wieder nach außen projiziert.

IX. Kapitel.

Sobald der kleine Taubstumme in einen Kreis von Schicksalsgenossen eintritt, beginnt für seine Gebärdensprache ein neues Stadium der Entwicklung; denn es treten nun sowohl nach Inhalt wie nach Form einschneidende Veränderungen derselben ein. Die natürliche Gebärdensprache wird zu einer konventionellen. In welcher Weise sich der Prozeß vollzieht, soll in den nachfolgenden Zeilen gezeigt werden.

Wie die Dinge liegen, steht der kleine Taubstumme innerhalb seiner Familie einsam da. Sein Gebrechen hat ihn isoliert. Er ist vielleicht der Gegenstand besonderer leiblicher Pflege, ja man verhätschelt ihn unter Umständen sogar; aber sonst steht er infolge der Taubstummheit außerhalb des sprachlichen Verkehrs. Es bedarf gar keiner weiteren Auseinandersetzungen, daß er an der Unterhaltung der Familienmitglieder nicht teilnehmen kann. Sie fühlen sich durch die Sprache, die ja das wichtigste geistige Bindemittel ist, zu einander hingezogen und werden dadurch zugleich von dem Taubstummen abgezogen. Die Ursache dieser Zurücksetzung ist beileibe nicht Übelwollen, als vielmehr das Unvermögen, sich ihm durch sichtbare Zeichen verständlich zu machen, weil die Gebärdensprache bei den Vollsinnigen rudimentär geworden und zur Bedeutungslosigkeit in unseren Tagen herabgesunken ist. Wenn nun die Eltern auch ab und zu versuchen, ihrem taubstummen Kinde durch Gebärden etwas deutlich zu machen, so bezieht sich das meist nur auf Fragen, die des Körpers Notdurft und Nahrung betreffen, und wenn sie dadurch auch wieder einige Fertigkeit in der Anwendung der Zeichensprache erhalten, so steht das doch in gar keinem Verhältnis zu dem, was hörenden Kindern von Eltern, Geschwistern und der sonstigen Umgebung sprachlich geboten wird.

So kommt es, daß der Taubstumme auf sich selbst gestellt ist. Es fehlt ihm zwar nicht an Gelegenheiten, Wahrnehmungen zu machen, ja er kann diese auch auf Grund seiner geistigen Anlagen innerlich verarbeiten, so daß er, wenn ihn nicht Unverstand von der Welt abschließt, sich augenscheinlich von dem Blödsinnigen unterscheidet. Falls aber die Eltern ihn in ihrer Gemütsroheit und Lieblosigkeit — und auch an solchen

Beispielen fehlt es nicht — oder aus der gegenteiligen Seelenverfassung heraus, wie sie sich in übergroßer Besorgnis vor körperlichen Gefahren, denen ihr hilfloses Kind eventuell ausgesetzt sein könnte, zeigt, oder schließlich aus falscher Scham, die das Elend der Familie vor der Öffentlichkeit gern verbergen möchte, geflissentlich innerhalb der vier Stubenwände belassen, so werden auch die wenigen seelischen Regungen im Keime erstickt, und der kleine Taubstumme wird auf einem geistigen Tiefstande gehalten, der der Idiotie nicht allzufern steht.

Aber selbst bei sorgfältiger Familienerziehung geht doch ein Teil von dem, was um ihn herum vorgeht, verloren, weil durch seine Gehörlosigkeit die Tore zu seiner Seele verschlossen sind und nur der Weg durch die Fenster, da er bloß auf seinen Gesichtssinn angewiesen ist, verbleibt. Aber selbst die Wahrnehmungen durch das Auge sind denen der vollsinnigen Kinder nicht vollständig gleich. So manches geht ihm verloren, weil oft die Beobachtung durch die Lautsprache auf den Punkt eingestellt wird, worauf es ankommt. Dagegen wird er wieder manches sehen, weil sein Gesichtssinn durch den alleinigen Gebrauch geschärft ist, worauf der Hörende nur wenig Gewicht legt. So legt er vielfach belanglosen Vorgängen eine größere Wichtigkeit bei als diesen zukommt. Überhaupt zieht ihn das Sensationelle vor allem an. Alles das, was von außen verstanden werden kann, begreift er auch, ins Innere dringt er jedoch nicht ein, besonders bleibt ihm vielfach der kausale Zusammenhang der Dinge fremd.

In unserer Sprache ist die Erfahrung von Jahrtausenden aufgespeichert. Jeder Hörende tritt in den Genuß des Erbes. Er eignet sich durch den Gebrauch spielend an, was Generationen vor ihm in mühevoller Gedankenarbeit errungen haben. Der Taubstumme ist nach dieser Seite hin durch ein herbes Geschick enterbt. Das Sprachgut, das anderen mühelos in den Schoß fällt, wird ihm nicht zu teil, und damit bleibt ihm auch der Erfahrungsschatz, der diesem eignet, vorenthalten. Er ist auf sich selbst angewiesen, und weil er mit seinen Beobachtungen an der Oberfläche haften bleibt, darum verwechselt er oft den Schein mit dem Sein.

So ist er nicht nur vom lautsprachlichen Standpunkte eine „tabula rasa,“ sondern er bleibt auch geistig hinter seinen hörenden Altersgenossen zurück. Es handelt sich aber nicht

nur um ein durch den Gehörmangel bedingtes geistiges Zurückstehen und um ein geringeres Wissensquantum, sondern auch, da es an der nötigen Geistesgymnastik mangelt, um eine Schwächung der geistigen Kräfte. Sie sind wohl vorhanden, aber sie befinden sich bis zu einem gewissen Maße hin in einem schlummernden Zustande. Daher erklärt sich bei vielen Taubstummen die große Langsamkeit und Schwerfälligkeit in ihren geistigen Funktionen.

Tritt nun der Taubstumme mit anderen seinesgleichen in dauernde Verbindung, so kann er selbstverständlich seine natürlichen Gebärdenzeichen in ganz anderer Weise verwerten als dem Vollsinnigen gegenüber. Erstens findet er schon bei seinen Schicksalsgenossen leichter Anschluß als bei Hörenden, weil sie ja in sprachlicher Hinsicht von der allgemeinen Gesellschaft ausgeschlossen und so mehr aufeinander angewiesen sind, wodurch sich für sie reichliche Gelegenheit zu sprachlichem Austausch ergibt. Zweitens stehen sie sich aber auch viel näher als andere Menschen, weil sie doch ein viel größeres Gebärdenmaterial und eine größere Gewandtheit im pantomimischen Ausdruck mitbringen, als sie die Sprechenden besitzen. Wohl ist ihre Ausdrucksweise zu Anfang vielfach verschieden; weil aber die natürlichen Gebärden innendeutsam oder selbstverständlich sind, so finden sich die Taubstummen überraschend schnell zusammen.

Ein Beispiel, das meine Behauptung bestätigt, erzählt uns Oehlwein: „Eine nicht gebildete taubstumme Negerin kam mit einer reichen Kaufmannsfamilie nach Frankfurt a. M., sie besuchte die dortige Taubstummenanstalt, und nun war Unterzeichneter gespannt auf die Unterhaltung zwischen ihr und den Zöglingen, die 1853 schon vorherrschend in der Lautsprache unterrichtet wurden. Die Gebärdenbezeichnungen für sinnlich wahrnehmbare Dinge, welche in Amerika und in Deutschland in gleichen Erscheinungsformen vorkommen, waren bei beiden sprechenden Teilen bis auf wenige Ausnahmen ziemlich gleich. Zu Bezeichnungen für Gegenstände, die in Amerika oder in Deutschland nicht vorkamen, wurden betreffende Gegenstände oder Bilder geholt, gezeigt und das Gebärdenwort festgesetzt. Am zweiten und dritten Tage waren die Sprechenden soweit gekommen, daß sie der Vermittlung durch das Bild und den wirklichen Gegenstand nicht mehr bedurften.“

Das Gemeinschaftsleben bleibt nicht ohne Einwirkung auf ihre geistige Entwicklung. Der einzelne Taubstumme wird dadurch seiner Vereinsamung entrissen. Er wird auf manches durch seine Kameraden aufmerksam gemacht, was er früher übersehen hat, und worauf er allein nicht gekommen wäre; denn 4 Augen sehen mehr als 2 und 6 mehr als 4. Es fällt dem einen dies und dem andern das auf. So kommt es zwischen den einzelnen Kameraden zu einem gegenseitigen Geben und Nehmen ohne Ende. Durch diesen Austausch ihrer Beobachtungen breitet sich ihr Vorstellungskreis immer mehr aus, und in demselben Maße wächst auch ihr Sprachschatz an Gebärdenzeichen.

Es weitet sich aber nicht nur ihr geistiger Horizont, sondern durch die fortgesetzte Anregung werden auch die geistigen Kräfte aus ihrer Lethargie geweckt, und diese steigende formale Bildung bleibt dann wieder nicht ohne Rückwirkung auf das eigene Beobachtungsvermögen und auf die Aufnahmefähigkeit. Die konventionelle Gebärdensprache ist also, was die Zahl der Zeichen anbelangt, der natürlichen weit überlegen.

Aber nicht nur nach Umfang, sondern auch nach Inhalt und Form unterscheidet sie sich in vielen Punkten, wie wir weiter sehen werden, ersichtlich von der pantomimischen Urform. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß der Taubstumme nicht in der Lage ist, das Gesamtbild, das er vor seinem geistigen Auge hat, in seiner Vollkommenheit mit Hilfe seines Körpers zum Ausdruck zu bringen. Die dem Zwecke der sprachlichen Mitteilung dienende Reproduktion erstreckt sich nicht auf die Summe der Merkmale, die dem Dinge eigen sind, sondern nur auf einen Teil derselben. So tritt ihm z. B. der Sperling nicht immer als fliegender Vogel entgegen. Er ist ihm manchmal auch der pickende Vogel, der die Körner aufsucht. Diese verschiedenartige Auffassung dokumentiert sich auch in seiner Gebärdensprache. Der kleine Taubstumme verlängert einfach seinen Mund durch den zusammengelegten Daumen und Zeigefinger und pickt mit diesem improvisierten Schnabel munter auf den Tisch. Er folgt also in seiner Weise bei der natürlichen Gebärdensprache immer von Fall zu Fall seiner augenblicklichen Inspiration.

Durch unausgesetzten Verkehr miteinander werden die Taubstummen in ihrer eigenartigen Konversation immer sicherer.

Wenn der Einzelne die Gewißheit gewinnt, daß er von seinem Partner verstanden wird, so bedient er sich dann immer derselben Zeichen, um Mißverständnissen aus dem Wege zu gehen. Auch hier ist also die Sozietät die Grundlage für das weitere Wachstum der Sprache. Durch stillschweigende Übereinkunft werden also die Gebärdenzeichen nach und nach fixiert. Es vollzieht sich hier ein ähnlicher Prozeß wie in unserer Lautsprache. Waren bei der natürlichen Gebärdensprache die sinnlichen Wahrnehmungen mit den einzelnen Körperzeichen verknüpft, so werden nun durch die stereotype Form die Gebärden Vorstellungs- und Begriffszeichen. Während der Taubstumme früher malte, so bezeichnet er jetzt. Waren die natürlichen Gebärden variabel, so werden die konventionellen nach und nach konstant. Sie vertreten also die Stelle von Wörtern.

Bildet sich jeder Einzelne seine natürliche Gebärdensprache mehr oder weniger selbst, so ist die konventionelle das Werk der Vereinigung. War die erste Form der Ausdruck des subjektiven Empfindens, so hat die zweite für die Lebensgemeinschaft objektive Gültigkeit. In welcher Weise vollzieht sich nun die Prägung der einzelnen Zeichen? Jedes Mitglied der neuen Sprachgemeinde steuert aus dem Schatze seiner Beobachtung und Erfahrung dazu bei. Natürlich sind die Beiträge der Einzelnen recht verschieden. Alle nehmen nach dem Grade ihrer geistigen Veranlagung daran teil. Der geistig Überlegene weiß sich auch hier eher durchzusetzen als der Schwachbeanlagte. Während sich der Stärkere — wie überall — Geltung verschafft, muß sich der Schwächere stillschweigend zu Zugeständnissen bequemen; der eine ist bei der Sprachschöpfung mehr aktiv, der andere mehr passiv, der eine mehr gebend, der andere mehr annehmend. Die Menge legt aber erst durch die regelmäßige, fortgesetzte Anwendung die verschiedenen Zeichen fest.

Die geistige Überlegenheit kann nun in größerer angeborener Begabung oder in einem durch fortgeschrittenes Alter bedingten geistigen Wachstum begründet sein. Auch rein äußerliche Verhältnisse können hier noch mitsprechen, so der Einfluß durch körperliche Kraft, ferner durch Wohlhabendheit, für die die Taubstummen jederzeit ein scharfes Auge haben; doch sind

diese Einwirkungen den ersteren gegenüber nur von untergeordneter Bedeutung.

Nun kommt es aber nur höchst selten vor, daß eine größere Zahl von Taubstummen mit einem Male zusammentritt. Das kann sich nur bei der Begründung einer neuen Taubstummenanstalt ereignen, oder bei dem Besuch eines Kindergartens, der nur einen einjährigen Kursus hat. In der Regel treten immer einige Taubstumme in einen größeren Kreis ein, der schon längere Zeit besteht, so in der Taubstummenanstalt am Schulanfang die neu aufgenommenen Zöglinge, außerdem mitunter auch gehörlose Erwachsene, wenn sie sich einem schon bestehenden Taubstummenvereine anschließen. In diesen Fällen ist schon eine konventionelle Gebärdensprache vorhanden, die in der oben geschilderten Weise vorher durch Vereinbarung entstanden ist, und die sich nun durch Überlieferung im Wechsel der Zeiten von Person zu Person weiterverpflanzt hat.

Aus meiner Kindheit her weiß ich noch, daß die kleinen Taubstummen in Weißenfels den Begriff Frau durch die hervorspringende Büste markierten, indem sie mit beiden hohlen Händen einfach über die gedachten Körperteile weggleiteten. Der unkultivierte Taubstumme zeigt überhaupt in der Darstellung gewisser menschlicher Verrichtungen einen krassen Naturalismus. Damit nun das Anstandsgefühl nicht verletzt wird, hat man an verschiedenen Orten andere Zeichen eingeführt. So schreibt Oehlwein aus Weimar in diesem Falle: „Frau wird durch die natürliche Gebärde folgendermaßen ausgedrückt: Mensch, Angabe der Größe und der Stelle am Ohr, wo die Ohrringe sitzen.“

In Berlin wird der Haarknoten am Hinterkopf mit einer Hand angedeutet.

Wundt macht über die Gebärde folgende Mitteilungen: „Eine Frau wird bei den Taubstummen in der Regel durch die auf die Brust gelegte Hand ausgedrückt. (Wir haben gesehen, daß das nicht überall der Fall ist.) Die Cistercienser bedienten sich zum gleichen Zwecke einer mit dem Zeigefinger horizontal über die Stirn ausgeführten Bewegung, um damit die geringere Körpergröße anzudeuten. Daß das Zeichen kein zufälliges und vereinzelt ist, dafür spricht übrigens die Tatsache, daß Prinz

Wied bei den nordamerikanischen Indianern das nämliche Zeichen beobachtete.“

Sehr umständlich ist nach Oehlwein das Zeichen für Mann: „Mann ist bei den Taubstummen Mensch; (diesen bezeichnet er, indem er mit der rechten flachen Hand von dem Kinn bis zur Stirn zieht, um das den Menschen am meisten charakterisierende Merkmal, das Gesicht, anzudeuten), hierauf tut er, als zupfe er an den Haaren des Backenbartes und nehme eine Kopfbedeckung ab.“

In Berlin ist nur noch eine Handbewegung an der Stirn übrig geblieben, die entfernt an das Hutziehen erinnert.

Über das Gebärdenzeichen von Kind schreibt Wundt: „Das Kind bezeichnet der deutsche Taubstumme meist durch Schaukeln des rechten Ellbogens auf der linken Hand, gleichsam als das, was auf dem Arm getragen und geschaukelt wird. Die Cistercienser drückten denselben Begriff durch den an den Mund geführten Zeigefinger aus, eine Gebärde, die nach Mallerys Nachweisungen auch bei den Indianern weit verbreitet ist, und die genau ebenso in der hieroglyphischen Bilderschrift und in den Darstellungen des „Harpokrates,“ des „Gottes des Schweigens,“ wiederkehrt. In der Tat soll mit der Gebärde offenbar die Sprachlosigkeit des Kindes angedeutet werden.“ In Berlin werden die Unterarme nach oben gebeugt und in Bewegung gesetzt. Man denkt sich einfach ein Kind im Steckkissen auf den Armen liegend dazu. Wenn der Taubstumme einen Arm nicht frei hat, so reicht auch dieselbe Stellung und Bewegung des andern Armes allein aus.

Überall ist die konventionelle Gebärdensprache auf der Basis der natürlichen aufgebaut. Das Fundament ist darum allerwärts dasselbe, nicht aber der weitere Aufbau. Die Zeichensprache erhält an den einzelnen Orten ein lokales Kolorit, und es entstehen gewissermaßen einzelne Dialekte.

Beispiel: „Affe zeigt der Taubstumme an, indem er die Finger der rechten Hand krümmt, solche an den Mund hält und damit wackelt, hiernach auf seine Haare deutet und an seiner Brust zupft, was nichts anderes heißen soll, als der Körper des Affen ist behaart.“ So schildert Direktor Oehlwein die in Weimar übliche Gebärde.

In Berlin drückt der Taubstumme mit der Zunge gegen die Unterlippe des geschlossenen Mundes, um dadurch den vor-

springenden Unterkiefer des Affen zu markieren und kratzt sich, indem er den Arm in einen Bogen legt, mit der Hand in der Weichengegend (Ungeziefer!).

„Storch drückt der Taubstumme durch natürliche Gebärden so aus: Vogel, Andeutung des langen Schnabels, der langen Beine, der Flügelringe und Froschessen“ (Weimar).

Für die kleinen Berliner Taubstummen ist der Storch der Vogel, der die kleinen Kinder bringt; denn nur so kennen sie ihn von den Bildern her.

Nach Professor Czech-Wien:

- 1) weiß: man fahre flüchtig mit dem Zeigefinger über den Hemdkragen.
- 2) gelb: mit der Hand bei ausgestrecktem kleinen Finger, worauf sich der Ring befindet, eine zitternde Bewegung, zur Bezeichnung des schimmernden Glanzes des auf den Finger gesteckten Ringes.
- 3) rot: sanft mit dem Zeigefinger über die untere Lippe fahren.
- 4) grün: Zeichen für Hervorkommen aus der Erde und Wachsen (des Grasses) mittels der Bewegung des kleinen Fingers von unten nach oben.
- 5) blau: man weise darauf bei wolkenlosem Himmel hin, indem man mit einem oder zwei Fingern in der Richtung des Firmamentes eine Bewegung macht. Dieses Zeichen nehme man auch zur Bezeichnung der blauen Farbe.
- 6) braun: Zeichen für Kaffee, nämlich getreue Nachahmung der Haltung und Bewegung der Hände beim Kaffeemahlen.
- 8) grau: man nehme Staub zwischen die Finger, streue ihn vor den Augen allmählich hinab und behalte dann die Bewegung der Finger als Zeichen für grau bei.
- 9) schwarz: Bewegung der flachen Hand vor die Augen (Abwesenheit des Lichtes).

(Versinnlichte Denk- und Sprachlehre, 1836.)

Nach Dr. Schmalz-Dresden:

weiß wird durch leises Berühren der Zähne angedeutet.

gelb: deuten auf den Ring am Goldfinger.

rot: leise Berührung der Lippen.

grün: Zeichen für Gras und für malen.

blau: deuten auf den Himmel mit heiterem Gesicht.

braun: Zeichen für rot, dann dazu ein Reiben der inneren Handflächen aneinander.

grau: Zeichen für weiß, dann das Mischen mit schwarz, durch das diese Farbe bezeichnende Reiben der flachen Hände.

schwarz: man hält die flache Hand mit zusammen gehaltenen Fingern vor die Augen.

(Über die Taubstummen, 1848.)

Nach Direktor Oehlwein-Weimar:

weiß wird angezeigt durch ein leises Berühren der Zähne mit dem rechten Zeigefinger.

Bei gelb faßt der Taubstumme ein Ohr läppchen an der Stelle, an der sich bei den Frauen die gelben Ohrringe befinden.

rot: durch eine leise Berührung der Lippen.

Bei grün hält der Taubstumme die inneren Flächen seiner Hände, als wolle er damit eine vor ihm sich befindende, senkrecht stehende Fläche (diese Fläche, die er darstellen will, ist der Hag oder Zaun) befühlen und macht zugleich, aber mit den Händen, die Bewegung nach, welche entsteht, wenn der Wind die Blätter durchstreift.

blau ist ein Deuten auf den Himmel mit heiterem Gesicht.

braun: der Taubstumme tut, als befühle er mit der rechten inneren Handfläche die Rinde eines im linken Arm gehaltenen Brotes.

Bei grau aber deutet er mit dem rechten Zeigefinger auf eine geschorene Stelle des Bartes.

schwarz ist ein Halten der flachen Hand mit festverschlossenen Fingern vor die Augen (verwandt mit finster).

(Die natürliche Zeichensprache der Taubstummen, 1867.)

Ein Vergleich drängt sich hier von selbst auf. Man sieht, daß die Bezeichnung der Farbe überall von Gegenständen, die Träger derselben sind, abgezogen worden ist. Da ergibt sich bei den einzelnen Autoren so manches Gleichartige (rot und schwarz), aber auch erheblich Abweichendes (braun und grau).

Ich lasse nun noch Beschreibungen von Gebärden der Wochentage, der Monate, der Jahreszeiten und der großen Kirchenfeste folgen, damit man sehen kann, wie sich die Taubstummen behelfen. Wie weit die Gebärden an den einzelnen Orten gleichartig oder abweichend sind, ergibt sich durch Vergleiche von selbst. Nur darauf möchte ich noch aufmerksam machen, daß auch bei verschiedenen Beispielen schon die künstliche Gebärdensprache sich bemerkbar macht. Die Grenzen sind zwischen beiden Arten nicht in allen Fällen streng ge-

zogen, sondern hier und da fließend. Wenn auch heute in den Schulen die künstliche Gebärdensprache nicht mehr gelehrt wird, so haben sich doch noch Reste derselben im außerschulischen Leben, ganz besonders aber in den Vereinen der erwachsenen Taubstummen, durch die Tradition erhalten.

Berlin:

Sonntag: Streichen mit jeder der beiden Hände von den Schultern senkrecht über die Brust herab, um die schmutzige Sonntagskleidung anzudeuten.

Montag: Bewegung des Briefstempels, weil früher die meisten Briefschaften am Montag ausgetragen wurden.

Dienstag: Handbewegung mit gekrümmten Fingern in Kopfhöhe seitwärts hin und her, das Zeichen für dienen.

Mittwoch: Zwischen Zeigefinger und Daumen der rechten Hand das eigene Kinn mehrfach herunterstreichen. Früher soll die Handbewegung noch höher eingesetzt haben. Man wollte nämlich damit einen hageren Lehrer mit eingefallenen Wangen bezeichnen, der Mittwochs eine Lektion gab.

Donnerstag: Streichen des rechten ausgestreckten Zeigefingers unter der Nase von rechts nach links.

Freitag: Heruntergleiten des rechten Zeigefingers über den Nasenrücken.

Sonnabend: Andeuten des Judenbartes unter dem Kinn (Sabbath).

Hamburg:

Sonntag: Liebkosendes Streicheln des Kleides, oder betend zusammengelegte Hände.

Montag: Mond.

Dienstag: Kein sinnenfälliges Zeichen aufzutreiben, höchstens zwei Finger erheben, um den 2. Wochentag anzudeuten.

Mittwoch: Mittelfinger der rechten Hand in die Mitte der linken Handfläche gestellt.

Donnerstag: Zickzack des Blitzes, um an den Donner zu erinnern.

Freitag: Zeichen für frei.

Sonnabend: Bewegung des Scheuerns.

(Nach Redakteur Metelmann [selbst taubstumm] von der „Neuen Zeitschrift für Taubstumme.“)

Königsberg, O.-P.:

Sonntag: Rechte Hand in der Haltung einer „zeigenden Hand“

(wie auf Schildern und Plakaten) mit gestrecktem, senkrechten Zeigefinger, Handrücken nach dem Gesicht, in der Mittellinie des Gesichts von der Stirn an längs der Nase herunterführen.

Montag: Rechte Hand in der Fingerhaltung des Schreibens (oder wie man einen Bissen in den Mund steckt), vom Mund nach der Innenfläche der etwas vorgehobenen, offen gehaltenen linken Hand führen.

Dienstag: Beide Fäuste mit aufrecht stehenden Daumen rechts und links an den Hüften kippend hin und her bewegen, so daß die Daumen an die Seiten schlagen.

Mittwoch: Rechte Hand mit rechts auswendetem Daumen und hakenförmig gebogenem Zeigefinger, die anderen Finger eingeschlagen, das Kinn unter den Lippen umfassend, so daß der Daumen den rechten Mundwinkel berührt.

Donnerstag: Die Arme leicht vor den Körper gehoben, Fingerhaltung wie beim *D* des Handalphabets, Zeigefinger aufwärts gerichtet, dann kitzelnde, blitznachahmende Abwärtsführung der Zeigefinger.

Freitag: Beide Arme leicht gehoben, die 4 Finger leicht gekrümmt nach innen geschlagen, Finger an den Rock legen (zwischen Rockklappe und Schulter) und leicht mit allen 4 aneinanderliegenden Fingern den Stoff vom Rock wiederholt kratzend (in senkrechter Richtung).

Sonabend: Rechte Hand in der Bewegung des Waschens an der rechten Halsseite hinter dem rechten Ohr. (Dir. Kraft.)

Breslau:

Sonntag: Zusammenlegen der Hände wie beim Beten, nicht etwa Hände falten, also: beten = Bettag.

Montag: Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, knieförmig nach innen geknickt wie zwei Haken, werden auf den linken Handteller aufgesetzt. Das will sagen: Das Siegel wird auf den Brief gedrückt. Der Montag war vor Olims Zeiten der Hauptbriefposttag in Breslau. Also Brieftag.

Dienstag: Der rechte Zeigefinger fährt an der oberen Stirnkante auf und ab, etwa wie man den Hahnenkamm andeutet. Etymologie trotz aller Forschungen unbekannt.

Mittwoch: Daumen und gekrümmter Zeigefinger der Rechten tun, als ob sie vom Kinn, das sie umfassen, etwas (nach hinten hin) abputzen wollten. Etymologie gleichfalls für mich nicht erforschbar.

Donnerstag: Die beiden Fäuste ahmen, sich aufeinander zubewegend, die Donnererschütterung nach. Also: Donner, Donnerstag.

Freitag: Nachahmung des Melkens. Am Freitag gab es früher einmal hier stets Milchreis zum Mittagbrot. Also: Melken, Milch, Milchreis, Milchreistag.

Sonnabend: Die beiden Fäuste, die rechte über der linken, halten den (langen) Stiel der Scheuerbürste und scheuern. Also: scheuern, Scheuertag. (E. Ulbrich.)

Dresden:

Der Tag besteht aus Tag und Nacht. Um den Tag anzudeuten, gebraucht man gewöhnlich beide Hände, sie werden offen (nicht mit ausgespreizten Fingern) in Hüfthöhe gehalten, und fährt man darauf nach Art der Seitenstrahlen einer Fontäne in die Höhe. Im Gegensatze hierzu fährt man bei Andeutung der Nacht mit den Händen in gleicher Haltung vor dem Gesicht abwärts. Es wird dadurch angedeutet, daß man bei Nacht nichts sieht, weil es finster ist. Auf die einzelnen Tage der Woche kommend, beginne ich mit dem Montag. Die Gebärde hierfür ist verhältnismäßig einfach und leicht verständlich. Die flache Hand wird mit der Daumenseite senkrecht vor die Gesichtsmitte gehalten, und fährt man darauf abwärts, oder man schließt die Hand und bildet aus dem Zeigefinger einen Haken, worauf man ebenso verfährt. Der Mond, von dem ja der Name Montag abgeleitet wird, hat ja das Aussehen eines menschlichen Gesichtes. Dienstag wird bei uns abgeleitet von „Dienst“ und darum die Gebärde für dieses Wort gemacht, indem man die Hand schließt und mit dem vorgestreckten Daumen mehrmals leicht die Schulter herabfährt. Andere führen die Gebärde in der Weise aus, daß sie die Finger der Hand leicht biegen, Daumen und Zeigefinger aufeinander drücken und damit zwischen Mund und Kinn abwärts streichen. Die nähere Auslegung hierfür fehlt mir vollständig. Mittwoch heißt der Tag in der Mitte der Woche. Man hat also nur eine Mitte anzudeuten; dies geschieht, indem man die linke Hand flach vor sich hält, die rechte aber senkrecht und darauf mit der rechten Hand auf der linken die Mitte bezeichnet, indem man tut, als wollte man sie in der Mitte zerschneiden. Der Donnerstag ist dem Donnergott Tor geweiht, man deutet also den Donner an. Beide Hände werden zu Fäusten geballt, in Kopfhöhe vor sich gehalten, und darauf

fährt man in leichten Windungen abwärts. Es entspricht dies jedenfalls dem Vorgang in der Natur, wo die Luft, durch den Blitz geteilt, wieder zusammenfährt. Der Freitag mag zwar der Göttin Freya geweiht sein, bei uns kommt aber bloß das Wort „frei“ in Betracht, und dieses bedeutet frei sein von allen Pflichten. Die beiden inneren Handflächen werden so zusammengelegt, daß der kleine Finger der rechten Hand den Daumen der linken berührt, worauf man mit der rechten Hand über die linke streicht. Angedeutet wird „frei“ auch, indem man beide Hände mit den inneren Handflächen nach oben vor sich hält und sie, indem man einen kleinen Zug nach seitwärts macht, dreht, daß die inneren Handflächen nach unten kommen; die Fesseln sind gefallen, man ist frei. Sonnabend oder Samstag ist gewöhnlich der Tag der Reinigung. Scheuerlappen führen das Regiment. Man deutet ihn, indem man die linke Hand wagerecht mit der inneren Handfläche vor sich hält und die rechte Hand zur Faust geballt in den Handteller der linken Hand preßt, als wollte man etwas auspressen. Der Sonntag ist der Feiertag, man ruht von der Arbeit aus und legt bessere Kleidung an. Die saubere Kleidung oder das Vorhemdchen und damit den Feiertag deutet man an, indem man mit der flachen Hand senkrecht an der Brust herabfährt. Gläubige Gemüter dagegen deuten den Sonntag als den Betttag an, indem sie die Hände, mit den Fingerspitzen sich gegenseitig berührend, vor sich halten. (Redakteur Schott [selbst taubstumm]

von der „Deutschen Taubstumm-Zeitung“.)

Graz:

Sonntag: Sonne = Gesicht.

Montag: Mond = halbes Gesicht.

Dienstag: dienen = auf den Händen tragen.

Mittwoch: Mitte = zwischen Mittel- und Ringfinger — und Woche = Bogen mit „w“.

Donnerstag: Donner = die Fäuste bewegen (blitzartig!).

Freitag: frei = die Fäuste gefesselt, dann auseinander.

Samstag: Sabbaths- oder Judentag = Judenbart rechts oder links am Halse.

Dazu kommt dann bei jedem Zeichen ein Bogen mit dem „T“ des Fingeralphabetes (Gebärde für „Tag“). (G. Pipetz.)

Berlin.

Um die 12 Monate hier in Gebärdensprache schriftlich aufzuzeichnen, muß ich voraussetzen, daß man sich erst mit dem Fingeralphabet vertraut zu machen hat. Es kommt vor, daß einige dieser Monate mit dem Anfangsbuchstaben ihren Anfang nehmen, wie Januar, Februar, Oktober und November. Andere Monate nehmen zur deutlichen Ausdrucksweise einen Zwischen- und Endbuchstaben an, wie März und Mai. Juni und Juli werden fast ganz mit der Fingersprache wiedergegeben. Nur Dezember nimmt eine besondere Gebärde in Form von Weihnachtslichtern im Umkreis an.

Fangen wir nun mit Januar an. Der Buchstabe J wird an beiden Händen gebildet, wie i. Also die beiden Endfinger, Daumen und kleine Finger, werden vorgestreckt und bis zur Aussprache in horizontaler Lage hin und herbewegt. Das ist Januar.

Februar: Die Daumen werden an den beiden Zeigefingern angelegt. Das bildet somit ein F und wird wie Januar in gleicher Lage bis zur Aussprache verfahren.

März fängt mit R an. Man legt die beiden Mittelfinger auf die Zeigefinger, das ist R, und so zusammengehalten, macht man in horizontaler Lage einen halben Umkreis. Das ist März.

Mai fängt mit dem letzten Buchstaben i an. Beide Hände wie bei Januar, stellt die Hände mit diesem Zeichen nach unten und hebt sie mit einem Viertelbogen nach oben. Das ist Mai.

Juni und Juli werden fast mit der Fingersprache wiedergegeben. Bei Juni kann man auch den Zeigefinger des deutlichen Ausdrückens des N wegen an die Nase legen. Bei Juli selbst gibt L den Ausschlag.

August hat eine besondere Gebärde schon des Vornamens August wegen, man legt die rechte Hand, die Finger zusammen gehalten, an die Nase und bewegt sie einigemale bis zur Aussprache.

September fängt mit P an. Beide Daumen hinter die Zeigefinger gelegt und macht in diesem Zeichen die Hände so vorgehalten einige kleine Kreise.

Oktober: Man macht mit beiden Händen, die Zeigefinger und Daumen zusammengehalten, ein O und bewegt die Hände

in gleicher Lage wie bei Januar und Februar. Das ist Oktober.

November fängt mit N an. Also die Zeigefinger und den Mittelfinger nach unten gestreckt gehalten, ist N gebildet, und sie in dieser Lage einigemale bis zur Aussprache bewegen. Das ist November.

Dezember wie oben gesagt. Man nimmt die beiden Zeigefinger für sich allein senkrecht, daß sie so wie Lichter gehalten und macht einen Umkreis, wie die Lichter auf dem Tannenbaum gestellt sind. Das ist Dezember.

(Rumpf [selbst taubstumm],

Vorsitzender des Zentralverbandes für das Wohl
und die Interessen der Taubstummen Deutschlands.)

Dresden:

Aus den Wochen werden Monate. Da hat der liebe Leser nur nötig, einen großen Almanach vor sich zu halten; mit dem Zeigefinger wird auf den „Ersten“ des Monats gewiesen, dann schnell herunter gefahren auf den „Letzten“, und die Gebärde für Monat ist fertig. Im Kalender hat jeder Monat Bilder, welche die entsprechenden Ereignisse des betreffenden Monats darstellen. Im Januar gibts Schnee und Eis, da fährt man Schlittschuh, wenn man kann. Die Hände werden bei Deutung dieses Monats nach Art der Schlittschuh vorgehalten, also senkrecht, und mit ihnen die Bewegung des Ausschreitens beim Schlittschuhfahren gemacht. Im Februar gibts Maskenbälle, da legen die Leute sich eine Maske vor das Gesicht. Wir Taubstumme deuten diesen Monat also an, indem wir scheinbar eine Maske mit beiden Händen anfassen und uns vor das Gesicht halten; einfacher geschieht es, indem man eine Hand mit gespreizten Fingern vor das Gesicht hält. Im März ist Frühlingsanfang, das erste junge Grün kommt, man beschneidet auch noch die Bäume. Man gebraucht also beide Hände derart, indem man sie vor sich hält, als ob der Herr Lehrer mit dem Rohrstockchen auf die Finger schlagen wollte; das ist die Form einer Knospe, die Knospe öffnet sich, also öffnet man auch die Hände und macht zugleich eine kleine Bewegung nach aufwärts, das Wachstum andeutend; oder man streckt den Zeigefinger der linken Hand in die Höhe und fährt mit dem der rechten Hand leicht über die Spitze hin, damit das Abschneiden eines Zweiges markierend. Ostern fällt gewöhnlich in den Monat April und

da gibts Ostereier. Man deutet also den Monat, indem man 2 Finger der linken Hand vorstreckt und mit zwei Fingern der rechten Hand als Messer darauf schlägt um das Ei aufzuschlagen. Der April ist aber auch ein Schalk, der einen an der Nase herumführt; man faßt also mit dem Daumen und dem Zeigefinger sich leicht an die Nase, wendet in derselben Haltung dann die Hand der Person zu, mit der man spricht und dreht einen Kreis. Wer es aber noch einfacher liebt, der dreht eben bloß eine lange Nase. Der Mai ist der Liebesmonat, da legt man die Hände aufs Herz, die Gebärde ist so einfach und verständlich, daß eine Beschreibung ganz überflüssig ist. Im Mai gibts aber auch Lämmer, die Lämmer geben später Wolle. Man deutet den Mai also auch, indem man die linke Hand flach ausstreckt und zwei Finger der rechten Hand zur Schere bildend über die Oberfläche der linken Hand führt, als ob man Wolle abschneiden wollte. Im Juni sind die Getreidehalme schon lustig emporgeschossen. Man deutet dies an, indem man Daumen und Zeigefinger der linken Hand mit den Spitzen zusammenlegt und so vor sich hält mit dem Handrücken nach unten. Daumen und Zeigefinger der rechten Hand werden ebenso geschlossen, jedoch kommt der Handrücken nach oben, beide Hände führt man so zusammen, daß die Spitzen sich berühren und fährt darauf mit der rechten Hand aufwärts die Länge andeutend. Die Ernte beginnt im Juli; man nimmt also die Sense in die Hände und mäht, damit ist genug gesagt. Wenn im August die Sonne heiß vom Himmel brennt, dann schwitzen wir armen Menschenkinder, den Schweiß wischen wir mit der Hand oder dem Taschentuch ab; wie die Handstellungen sind, weiß schließlich ein jeder. Im September gibt es Obst, das langt man sich vom Baume; man hat also nur die Gebärde des Pflückens zu machen, die wohl auch jedermann kennt. Der Oktober ist der Weinmonat; die Traube hält man mit der linken Hand, nimmt mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand eine Beere nach der andern ab und führt sie zum Munde. Im November ist große Jagd; auch der Taubstumme beteiligt sich daran, indem er scheinbar ein Gewehr an die Backe legt und lustig drauf losknallt, natürlich in die Luft. Das Weihnachtsfest feiern wir im Dezember; der Christbaum trägt viele Lichter, die einen hellen Glanz ausstrahlen; weil also Dezember und Weihnachten unzertrennlich, legen wir die beiden Zeige-

finger an die Spitze des Christbaumes und fahren dann in leichten Windungen am Baume herunter, natürlich nur in der Form. Es haben sich also Tage zu Wochen, diese zu Monaten und diese wieder zu einem Jahre gereiht. Die ihnen zugeschriebenen Eigenschaften haben sie immer gehabt und werden sie auch behalten so lange die Erde besteht, mir bleibt deshalb nur zu wünschen übrig, daß alle die Tage, Wochen, Monate und Jahre für den Leser gesegnete sein mögen. (Schott.)

Hamburg:

Eine schriftliche Beschreibung solcher Zeichen, die durchaus konventionell sind, für die sich eine einigermaßen sinn-gemäße Erklärung nicht aufstellen läßt, ist natürlich kaum möglich. Schon das Wort „Monat“ bietet da Schwierigkeiten. An dem einen Ort streicht der Taubstumme mit dem Zeigefinger senkrecht durch die Luft. Man wird an das Absuchen der Tabellen eines Wandkalenders erinnert. Anderswo bringt er das Wort mit „Mond“ in Verbindung und formt mit Daumen und Zeigefinger die Mondsichel.

Hierbei muß ich jedoch bemerken, daß nach meiner Beobachtung der Taubstumme, wenigstens der in einer Anstalt nach deutscher Methode unterrichtete, bei solchen Zeichen stets das betreffende Wort zugleich spricht. Da dies bei anderer Unterhaltung in viel beschränkterem Maße der Fall ist, so scheint es, als ob er selbst instinktiv fühlt, daß das Zeichen den Begriff des Wortes nicht zu erschöpfen vermag, er also mit der sonst oft stiefmütterlich behandelten Lautsprache zu Hilfe kommen muß. Für die Anhänger der Lautsprache ist dies unbeabsichtigte Zugeständnis eigentlich recht, interessant!

Die einzelnen Monate haben sämtlich ihre konventionellen Zeichen, die sich auf dem Papier kaum wiedergeben lassen. Wenn ich trotzdem einige Gebärden erklären kann, so muß ich voraus bemerken, daß dieselben nicht an einem Ort heimisch, sondern aus verschiedenen Gegenden zusammengetragen sind.

Für den „Januar“ habe ich eine Gebärde beobachtet, die mit geballten, zitternd halb erhobenen Fäusten entsprechender Mimik starken Frost vortäuscht. Auch der bei geballter Faust allein rasch erhobene Daumen bezeichnet diesen Monat als den „ersten.“

Bei „Februar“ werden demgemäß Daumen und Zeigefinger erhoben; doch sah ich ihn auch durch die Nachahmung

der zitternden Bewegung von Schellenglöckchen auf einer Narrenkappe angedeutet; ebenso durch ein Schwingen der Faust, als ob dieselbe eine Pritsche hält.

Für „März“ fand ich gelegentlich ganz naturgemäß das gleiche Zeichen, das „wachsen“ bedeutet.

Für „April“ gilt wohl meist das Symbol der „langen Nase“, eine Anspielung, die sich leichtverständlich auf die beliebten Aprilscherze bezieht.

Im Wonnemonat „Mai“ entdeckt auch der Taubstumme sein Herz und legt daher für diesen Namen die Hand oder die Faust dorthin, wo er dasselbe vermutet.

Für „Juni“ sah ich einmal eine Gebärde, die den Genuß am Duft einer aufbrechenden Rose versinnbildlicht.

„Juli“ wird oft dem „Juni“ gleichbezeichnet, wobei wieder die Lautsprache durch energisches Betonen des „n“ oder „l“ den Unterschied angeben muß.

Daß man im „August“ zuweilen reichlich transpirieren muß, deutet auch die für diesen Namen hier und da übliche Gebärde an; großstädtische Taubstumme bezeichnen den Monat auch gelegentlich mit einer Gebärde, welche den Grimassen des sprichwörtlichen „dummen August“ im Zirkus entlehnt ist.

Dagegen weiß ich zu den mir bekannten Zeichen für September und November keine Erklärung, die dem Charakter der Monate entspräche. Es dürfte übrigens auch nicht gar so leicht sein, jeden Monat mit einem charakteristischen Zeichen zu nennen.

Eine Gebärde für „Oktober“ erinnert mich immer an fallendes Laub.

Für „Dezember“ findet sich begreiflicherweise oft eine Bezeichnung, die das Aufleuchten der Kerzen am Weihnachtsbaum ahnen läßt.
(Metelmann.)

Berlin:

Weihnachten: Zeichen für Christbaum, nämlich Bewegung beider Hände von der Mundgegend aus im Winkel nach unten mit lebhaftem Fingerspiel (konische Form der Tanne mit der gezackten Kontur und den Lichtern.

Ostern: Das Klopfen des ausgestreckten rechten Zeigefingers auf den linken soll an das Aufklopfen der Ostereier er-

innern. Eine Galoppbewegung beider Hände von der Brust aus deutet den laufenden Osterhasen an.

Pfingsten: Mittelfinger vom Kinn aus mit einer Handdrehung nach unten (ähnlich wie die Gebärde für *treu*). Als zweites Zeichen die Flamme auf dem Scheitel.

Schleswig:

Weihnachten: Die senkrecht stehenden Zeigefinger beider Hände (Lichte) werden etwas über Kopfhöhe nicht zu weit von einander gehalten und dann in zitternder Bewegung (Flackern der Lichte) sich von einander entfernend (Form und Gestalt der Tanne) abwärts geführt.

Ostern: Mit dem Zeigefinger der rechten Hand (einen Eierlöffel darstellend) klopft man auf die linke, senkrecht gehaltene, geballte, etwas hohl gehaltene Faust (ein Osterei darstellend).

Pfingsten: Die rechte Hand, schräg abwärts gebeugt, über den Kopf gehalten, die Finger etwas gespreizt, die Fingerspitzen etwas einander genähert, bewegt sich in senkrechter Richtung auf den Kopf herab. (Kruse-Sohn.)

Wien:

Weihnachten: Christus, Bezeichnung der Wundmale in den Handtellern und der Umriss des Christbaumes. Bewegung der Finger, um das Glitzern desselben anzudeuten.

Ostern: Gebärde für Ei. Die Zeigefinger an den Daumen werden wiederholt gegen die Schneidezähne gebracht.

Pfingsten: Zeigefinger und Mittelfinger versetzen der Wange einen sanften Backenstreich (Firmung). (Baldrian.)

Berlin:

Frühling: Wagerechte Bewegung mit der ausgestreckten Hand dicht unter dem Halse quer über die Brust, außerdem auch fächelnde Bewegung der Hand an der einen Wange.

Sommer: Die innere Handfläche fährt über die Stirn (Schweißwischen); bei einigen Taubstummen geht dann die Hand mit der vorderen Kante noch die Backe herab (Schweißbahn).

Herbst: Fächelnde Bewegung wie für Frühling, nur etwas tiefer.

Winter: Zitternde Bewegung der Arme (Kälte).

Stettin:

Frühling: Beide Hände heben sich, die Finger machen

die Bewegung, als ob sie etwas hoch ziehen wollten; sie bezeichnen das Wachsen.

Sommer: Die rechte Hand macht die Bewegung des Schweißwischens von der Stirn; das Auge nimmt einen müden Ausdruck an.

Herbst: Durch Hand- und Fingerbewegung wird das Ausmachen der Kartoffeln bezeichnet; auch das Abschütteln und Abpflücken des Obstes wird nachgeahmt.

Winter: Arme und Hände (Fäuste) legen sich an den Bauch; der Oberkörper schüttelt sich wie beim Frost.

(F. Feldt.)

München:

Frühling: Eine Hand bewegt sich unmittelbar vor dem Körper aufwärts und ahmt so das Wachsen nach; die andere bildet eine Faust.

Sommer: Hohle Hand schließt sich vor dem Munde und zieht gleichsam etwas aus demselben (warmer Hauch = es ist warm, heiß).

Herbst: Beide Hände greifen nach oben und ziehen herab (Darstellung der Früchte der Herbstes).

Winter: Die geballten Fäuste zittern vor der Brust. (Es ist kalt = mich friert.)

(Pongratz.)

Wien:

Frühling: Das Sprießen der Pflanzen anzeigend. Die linke hohle Hand mit Daumen nach oben leicht gebogen, mit den ausgestreckten Fingern der rechten das Emporsprießen der Gräser andeutend.

Sommer: Bewegung mit der flachen Hand vom Munde zur Stirn. (Handrücken nach außen.) Wärme und Schweiß andeutend.

Herbst: Das Einsammeln des Obstes andeutend. Die rechte Hand greift wiederholt nach aufwärts und holt die reifen Früchte herab.

Winter: Gewöhnliches Zeichen für Kälte. Geballte Faust, gebogene Arme und zitternde Bewegung.

(Baldrian nach Mitteilungen vom Vereins-Obmann Druschba.)

Genua:

Frühling: Im allgemeinen gebraucht man für „Frühling“ dieselbe Bezeichnung wie für „Blume“, indem man nämlich das Riechen an einer solchen nachahmt, die man scheinbar mit

Daumen und Zeigefinger der Nase nähert, um dann die Hand mit einer resoluten Bewegung wieder davon zu entfernen.

Sommer: Um den Charakter dieser Jahreszeit zu bezeichnen, gebraucht man ein anderes natürliches Zeichen, man fährt mit dem Zeigefinger über die Stirn, indem man die Bewegung des Schweißabwischens nachahmt.

Herbst: Für „Herbst“ wendet man zwei entsprechende Zeichen an; das eine wird durch das Abschneiden einer Weintraube, die man dann zum Munde führt, bezeichnet; das andere Zeichen ahmt die Bewegungen der Schere, mit der man eine Traube abschneidet, nach.

Winter: „Winter“ wird durch dasselbe Zeichen, das man für „Kälte“ hat, ausgedrückt; die Arme nehmen die Haltung des Schleuderns an, sie werden mit geballten Fäusten bis zur Brust erhoben. Darauf werden sie in zitternde Bewegung gesetzt.

Das sind die Zeichen, die in unserem Institut angewandt werden, aber ich kann nicht mit Gewißheit sagen, ob alle Taubstummen Italiens davon Gebrauch machen. Ich brauche wohl nicht erst hinzuzufügen, daß bei jeder Geste, die man macht, der übrige Körper nur schwer ruhig bleibt, und daß besonders das Gesicht einen Ausdruck annimmt, der genau dem Gedanken, den man bezeichnen will, entspricht, daß er sogar in einigen Fällen durch den Gesichtsausdruck besser als durch das Zeichen, das man mit der Hand ausführt, übersetzt wird.

(Nach Dr. Monaci.)

Mailand:

Frühling: An einer Blume riechen = Daumen und Zeigefinger, die sich mit den Fingerspitzen berühren, werden nach der Nase geführt.

Sommer: Den Schweiß von der Stirn wischen.

Herbst: Auf das Land zeigen und Abbeeren der Weintrauben.

Winter: Zittern der Hände und auf die Fingerspitzen blasen, um sie zu wärmen. (Prof. Pasquale Fornari.)

Bezüglich des Inhalts der konventionellen Gebärden wäre noch darauf hinzuweisen, daß im Laufe der Zeiten in manchen Fällen auch eine Verschrumpfung der inneren Sprachform eintritt, das alte Zeichen aber auch fernerhin noch in Kurs bleibt. Ein kleines Mädchen kommt mit einem auffälligen Lockenkopfe in die Schule. Die Anstaltsgenossen sind keinen Augenblick im Zweifel, welchen Gebärdennamen sie der neueingetretenen

Trägerin der Locken geben sollen. Die Bezeichnung der Person bleibt auch, wenn sie erst einmal festgewurzelt ist, noch, nachdem das krause Haar später in einen Zopf geflochten worden ist.

Auch Gebärdenverschiebungen machen sich bemerkbar. So wurde in einer Anstalt das Zeichen eines entlassenen Zöglings einfach auf einen später eintretenden Namensvetter übertragen, trotzdem äußerlich keine Veranlassung dazu vorlag. Überhaupt spielt der Bedeutungswandel in der konventionellen Gebärdensprache eine große Rolle.

Tylor berichtet in seinen „Forschungen über die Urgeschichte“, daß in Berlin in einer(?) Anstalt die Bezeichnung für Frankreich die Gebärde des Kopfabschlagens sei. Hier handelte es sich nach seinen Erklärungen um folgenden Zusammenhang mit zwei Assoziationsgliedern. Das Kopfab schlagen bezog sich 1) auf den geköpften König Ludwig XVI., der 2) in Frankreich regierte und sein Leben verlor.

Kleinpaul:

„Kaiser Friedrich III. hat bei seiner Rückkehr von Italien die Stadt Charlottenburg zur Residenz gewählt. Wenn sich die Zöglinge des Berliner Taubstummeninstituts darüber unterhalten, so wählen sie für Charlottenburg ein besonderes Zeichen, sie heben das linke Knie in die Höhe und verbinden es. Wie kommen sie dazu? Am Abend des 2. August A. D. 1854 machte im dortigen Schloßgarten der König Friedrich Wilhelm IV. einen Spaziergang und stieß sich dabei mit einem Fuße an eine steinerne Bank. Die Verletzung war anscheinend leicht, aber es erfolgte eine rosenartige Entzündung, und seit jener Zeit will man die ersten Spuren eines Gehirnleidens bei dem Könige bemerkt haben.“

Als ich die Ausführungen der beiden Autoren gelesen hatte, sagte ich mir: Es könnte wohl so sein, aber es ist nicht so. Die Beispiele sind nach den psychologischen Gesetzen ganz richtig konstruiert; nur bleiben dem Sprachgeiste mehrere Wege, die er gehen kann. Nirgends in Berlin habe ich diese Zeichen in Gebrauch gefunden. Jedenfalls sind sie auch früher nur ganz vereinzelt angewandt worden, wenn überhaupt die Autoren von ihrem Gewährsmann wahrheitsgemäß unterrichtet worden sind, und bald darauf wieder abgestorben. Den Fachmann wird es interessieren, daß sich an die Kleinpaul'schen Bemerkungen im „Organ der Taubstummenanstalten“ (1891) eine Preßfehde

zwischen Dr. Treibel-Berlin und Inspektor Stahm-Langenhorst anschloß. Auch mit der nächsten Bemerkung ist Dr. Kleinpaul nicht im Recht, wie uns das schon der Fall Vorspel (S. 31) zur Genüge gezeigt hat.

„Und gleich als ob zwischen ihnen eine geheime Übereinkunft getroffen worden wäre, alle drei brauchen sie fast überall dieselben Bilder und einen gleichen Stil der Gebärdenmalerei, so daß ein Dominus Reverendissimus von Clairvaux, ein Indianer vom Lorenzbusen und ein Zögling des Berliner Taubstummeninstituts an jedem Winkel der Erde eine geistreiche Unterhaltung führen können.“ Wohl ist eine Verständigung nicht ausgeschlossen, aber nicht in ihren konventionellen Sprachen. Sie müssen vielmehr, um ins Einvernehmen zu kommen, auf die natürliche Gebärdensprache zurückgreifen. Mit einer „geistreichen“ Diskussion ist es dann aber nicht weit her. Dr. Kleinpauls Werk ist überhaupt ein schnurriges Buch. Es zeigt im großen und ganzen einen anekdotenhaften Charakter. Die Erotika sind darin nicht zu knapp.

Wir haben an einer großen Zahl von Beispielen gesehen, daß bei dem Gebärdenspiel der ganze Körper in Mitleidenschaft gezogen wird: Kopf, Hals, Rumpf, Arme, Hände, Beine und Füße. Man kann also bei der Gebärdensprache im wahren Sinne des Wortes von einer Verkörperung der geistigen Regungen sprechen. Wir haben aber auch zugleich erkannt, wie umständlich und schleppend die sprachliche Mitteilung ist. Je länger nun der Taubstumme gebärdet, um so mehr macht sich bei ihm das Bedürfnis geltend, seine seelischen Funktionen den äußerlichen Bewegungen unmittelbar zu verschmelzen. Da sind nun die Hände nach ihrem Bau und ihrer Form mehr als alle anderen Körperteile geeignet, den Gedankenblitzen zu folgen. Es sei bloß daran erinnert, zu welcher Fingerfertigkeit es ein Klaviervirtuose bringen kann.

Man braucht nicht Anatom zu sein, um das Skelett der Hand zu kennen. Jeder kann heute sogar den Knochenbau seiner eigenen Gliedmaßen sich mit Hilfe des Röntgenstrahlenapparates ansehen. Welche feine Architektonik! Auf einem doppelt gewölbten Fundament, den kleinen, ziemlich würfelförmigen Handwurzelknochen, bauen sich die fünf Säulen der Mittelhand und, in ihrer Fortsetzung, die Finger auf. Im ganzen sind es 27 Knochenteile, die von einem kunstreich angeordneten



System von Sehnen, Muskeln, Adern und Nerven umgeben sind. Die Säulen stehen nicht wie die Latten eines Staketes parallel, sondern sie sind fächerförmig angeordnet, wie die Strahlen der Fischflossen.

Welche wichtige Stellung die Hand im Haushalte des Menschen einnimmt, weiß jeder aus eigener Erfahrung. Mit ihr nimmt, gibt, greift, langt, stößt, schlägt, formt, ja herrscht der Mensch. Durch die fortgesetzte Übung und die daraus resultierende immer weitere Ausbildung und Vervollkommenung ist sie dem menschlichen Willen wie kein zweites Organ untertan. Geist und Hand stehen in so engem Konnex, daß verstehen und begreifen bei uns gleichbedeutende Begriffe geworden sind.

Durch die mannigfachen Hantierungen ist die Hand dem Taubstummen so gefügig wie dem Vollsinnigen. Sie ist dadurch bestimmt, in seiner eigenartigen Sprache eine ganz besondere Rolle zu spielen; denn sie muß ihm als Stellvertreterin anderer Körperteile dienen. Wollte er früher „gehen“ darstellen, so ging er in Wirklichkeit. Das ist nun unter Umständen, wenn er in einer Gesellschaft sitzt, sehr störend, weil er dann seinen Platz der sprachlichen Bemerkung halber vorübergehend verlassen müßte. Er spaziert einfach mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand über die Handfläche der linken. Durch ein derartiges Vikariat der Extremitäten ist es ihm ermöglicht, bei dem Erzählen ruhig sitzen zu bleiben. Ebenso kann er auch beim Gehen mit den Händen ungestört weiter erzählen. Wenn er das Tanzen bezeichnen will, so bewegt er die rechte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger in horizontaler Bahn im Kreise vor der Brust um die linke Hand. Manche drehen auch die linke Hand im Kreise noch mit.

So werden nach und nach die übrigen Körperteile immer mehr entlastet, und die Hände erhalten den Löwenanteil bei der sprachlichen Darstellung zugewiesen. Es ist darum keineswegs übertrieben, wenn man die konventionelle Gebärdensprache schlechthin als Sprache der Hände bezeichnet. Joh. Jörgensen hat 1907 bei Alfred Jakobsen in Kopenhagen unter dem Titel „De dovstummes Haandalfabet og 280 af de almindeligste Tega“ erscheinen lassen. Das Buch enthält, wie schon aus dem Titel hervorgeht, außer dem Handalphabet noch 280 bildliche Darstellungen von konventionellen Gebärden im Lichtdruck aus-

geführt. Wir sehen da, daß es sich ausschließlich dabei um ein Spiel der Hände handelt. Die Beine kommen gar nicht in Betracht; deshalb genügten dem Verfasser auch durchweg Brustbilder. Bei der Herstellung sind auf den photographischen Negativplatten Pfeillinien eingekratzt, die die Bewegungen der Hände andeuten sollen.

Im Hinblick auf die Berliner Gebärde möchte ich hier noch bemerken, daß der Taubstumme auch den Mund zum Sprechen reservieren will, weil viele das Sprechen und Gebärdenmachen gleichzeitig parallel nebeneinander herlaufen lassen. Während der kleine Taubstumme, um Kuß darzustellen, einfach die betreffende Person oder, wenn dieselbe nicht anwesend ist, seine eigene Hand küßt, so legt der der konventionellen Gebärdensprache mächtige, erwachsene Taubstumme die Finger beider Hände zu sogenannten Katzenpfötchen zusammen und bewegt die Fingerspitzen der beiden Hände, damit an die geschürzten Lippen der beiden Küssenden erinnernd, gegeneinander.

Ich verweise auch auf die ziemlich umständliche, weiter oben angegebene, natürliche Gebärde von Jesus. Sprechen und Körperzeichen würden da nicht gleichen Schritt halten können. Deshalb hatte der Taubstummenseelsorger, Superintendent Schönberner die folgende konventionelle Gebärde in Gebrauch genommen. Er berührte beide Handflächen mit je einem Finger der anderen Hand, so die Wundmale des Heilandes markierend. Hierdurch kam auch die Zweisilbigkeit des Lautwortes bei der begleitenden Gebärde heraus. Noch eins! Die Gepflogenheit die Ausdrucksbewegungen immer mehr auf die Hände abzuwälzen, steigerte indes die Zahl der Handzeichen dermaßen, daß das Unterschiedliche der einzelnen Gebärden immer weniger hervortrat, wodurch für denjenigen, der außerhalb eines ständigen Sprachverkehrs der Taubstummen stand, es schwerer wurde, die einzelnen Zeichen zu verstehen. Verwechselungen sind da an der Tagesordnung.

Außerdem dürfen wir noch ein Moment nicht außeracht lassen, das uns als wichtiger Erklärungsgrund erscheint, weshalb die konventionelle Gebärde immer mehr an Allgemeinverständlichkeit einbüßt. Die fortgesetzte Übung im Gebärdenspiel hat eine entsprechende Handfertigkeit zur Folge, die sich in einer wachsenden Geschwindigkeit der ausführenden Organe kundgibt. Die Geläufigkeit nimmt aber auf Kosten der Deut-

lichkeit zu. Wie unsere Scheidemünzen durch andauernden Umlauf ihr deutliches Gepräge verlieren, so schleifen sich auch im täglichen Verkehr die einzelnen Gebärdenformen mehr und mehr ab. Es macht sich hier wieder das Gesetz der Trägheit, oder sagen wir höflicherweise der Bequemlichkeit geltend, dessen Erscheinungsformen wir auch täglich an unserer Laut- und Schriftsprache beobachten können. Welcher Ausländer wird aus dem flüchtig hingeworfenen „Moin“ unser „Guten Morgen“ gleich heraushören? Die meisten Menschen merken es gar nicht mehr, wieviel Laute und Silben sie bei ihrer Umgangssprache verschlucken. Die Witzfabrikanten, die in unseren humoristischen Blättern oft die Sprache des Alltags wiedergeben wollen, müssen darum auch mit einer großen Zahl von Apostrophen arbeiten. Ebenso verhält es sich, was die Deutlichkeit anbelangt, auch mit vielen schwer leserlichen Handschriften. Die Gebårdensprache macht keine Ausnahme davon; auch sie verwischt einzelne Zeichen durch die schnelle Aufeinanderfolge und flüchtige Ausführung so, daß sich oft die Ausgangsformen kaum noch erkennen lassen, und daß nur der Eingeweihte noch aufnahmefähig ist.

X. Kapitel.

Die Denktätigkeit, die sich mit der Verknüpfung der Begriffe befaßt, findet in der Wortsprache ihren Ausdruck in der Satzkonstruktion. Dem Satzbau entspricht in der Gebårdensprache die Aufeinanderfolge der Zeichen, wenn sich letztere auch nicht mit ersterem deckt. Weichen doch auch bei den einzelnen Nationalsprachen die Wortfolgen nicht unwesentlich voneinander ab. Ohne viel Federlesens verfährt dabei der kleine Taubstumme, solange er die natürliche Gebårdensprache anwendet. Sein Gedankengang ist einfach dem Vorgang, der ersteren hervorgerufen hat, adäquat. Dementsprechend erfolgt

auch die Aneinanderreihung der Gebärden. Die geschilderten Dinge und Begebenheiten werden kurzerhand ihrer realen Natur entsprechend vorgeführt. Will der Taubstumme über eine Begebenheit berichten, so ahmt er den betreffenden Vorgang einfach nach und läßt ihn mit allen seinen Einzelheiten wie die Bilder eines Kinematographen an den Augen seines Partners vorüberziehen. Er erzählt so, als spiele sich das Geschehnis soeben vor seinen Augen ab; denn er hat in seiner Gebärdensprache nichts, was an die Konjugation unserer Verben durch die einzelnen Zeiten erinnert. Liegt ihm daran, den Hergang seiner Geschichte in die Vergangenheit oder die Zukunft zu legen, so fügt er die entsprechenden Gebärden für früher oder später noch zu. Jenachdem ihm diese mehr oder weniger wichtig erscheinen, setzt er sie an den Anfang oder an den Schluß. Wenn mehrere Personen handelnd auftreten, so weist er jedem Akteur einen bestimmten Platz an und spielt nun, sich von einem Punkte zum anderen hin- und herbewegend, abwechselnd die einzelnen Rollen alle selbst.

In der konventionellen Gebärdensprache tritt dann eine größere Beständigkeit in der Anordnung der Zeichen hervor. Die strengen Regeln, denen unsere Satzkonstruktion unterworfen ist, kennt der Taubstumme freilich auch da nicht; aber die Summe seiner Zeichen ist auch nicht, wie manche wähnen, eine chaotische Masse. Er läßt die einzelnen Gebärdenzeichen nach dem Grade ihrer Wichtigkeit, die sie für ihn haben, aufeinander folgen. Oberstes Sprachgesetz ist für ihn: erst das Hauptsächliche, dann das Nebensächliche. Was ihm überflüssig erscheint, läßt er ganz weg. Daher kommt es auch, daß die Zahl der Satzglieder in unserer Sprache sich, wenn es sich um einunddieselbe Mitteilung handelt, oft nicht mit der Anzahl der Gebärden deckt, vorausgesetzt, daß er seine Sprache noch nicht künstlich ausgebildet und nach dem Plane der Wortsprache modifiziert hat.

Dem Sprachgebrauch der konventionellen Gebärdenkonstruktion folgend, stellt der Taubstumme das Subjekt an die Spitze des Satzes. Kommt ein Attribut dazu, so tritt dieses nicht wie bei uns das Adjektiv vor das Subjekt, sondern stets hinter dasselbe. Er sagt also nicht wie wir: Der große Hund, das fette Schwein, das weiße Kaninchen, sondern: Hund groß, Schwein fett, Kaninchen weiß. Die Regel gilt auch, wenn

andere Wortklassen die Attribute stellen. So sagt er: Hut mein, Messer dein etc. Das Substantiv im Genitiv folgt dem im Nominativ. Die Sätze: „Die Nase des Mannes ist lang“ drückt er aus: „Nase Mann sein lang“ und: „Die Brille der Frau ist entzwei“ — „Brille Frau ihr entzwei.“

Besteht der Satz aus Subjekt, Prädikat und Objekt, so stellt der Taubstumme das Objekt gleich hinter das Subjekt und läßt dann erst den Verbalbegriff des Prädikates folgen, z. B. der Jäger schießt den Hasen = Jäger Hase schießen. Die Formel sieht dann so aus:

S. O. V.

Wenn ein Attribut dem Subjekt zugesellt ist, wie in dem Satze: Der böse Wolf frißt das Lamm = Wolf schlecht Lamm fressen, so entsteht folgendes Schema:

S. A. O. V.

Der adverbiale Begriff ist oft mit dem verbalen eng verbunden, so daß beide durch ein Zeichen ausgedrückt werden, z. B. der Knabe schreibt schnell, oder der Knabe schreibt langsam. In diesem Falle wird eben die Gebärde des Schreibens in verschiedenen Zeitmaßen ausgeführt. Ist das nicht möglich, so tritt die adverbiale Bezeichnung hinter den Verbalbegriff, z. B. Knabe schreiben schön.

S. V. Ad.

Es treten aber auch bei manchen Taubstummen kleine Abweichungen von der Regel auf. Die Ortsbestimmungen verhalten sich gewöhnlich wie alle Adverbialen in syntaktischer Beziehung zu dem Prädikat und wie die attributiven dem Subjekt gegenüber. Die Formel ist.

S. A. V. Ad.

wie in dem Satze: Vogel gelb hüpfen Bauer. Jedoch kommt es auch vor, daß in einigen Fällen das Verb hinter das Adverb tritt, z. B. der schwarze Rock hängt im Schranke = Rock schwarz Schrank hängen. Ja, der Verbalbegriff bleibt schließlich als überflüssig ganz weg.

Ist das Subjekt das persönliche Fürwort ich oder du, so tritt es immer an das Ende des Satzes, z. B. ich habe einen Storch über die Häuser fliegen sehen = Storch Haus über fliegen sehen ich.

Eine besondere Wortstellung für die Frageform des Satzes gibt es nicht. Sie wird durch den fragenden Gesichtsausdruck

als solche gekennzeichnet. Wir sehen aus allem, daß die syntaktischen Verhältnisse den unseren gegenüber sehr einfache sind.

XI. Kapitel.

Die großen Mängel, die der Gebärdensprache, wie wir sie bisher kennen gelernt haben, unbedingt anhaften, sind die Ursache, daß der Taubstumme, der auf sie einzig und allein angewiesen ist, in bezug auf seine geistige Bildung in erschreckend engen Schranken gehalten wird. Er bleibt durch sie an die Sinnenwelt gefesselt und vermag nicht, den Boden des Konkreten zu verlassen und sich in kühnem Fluge in das Reich des rein Abstrakten zu erheben. Er würde zu einem geistigen Tiefstande verdammt sein, wenn sich nicht Leute gefunden hätten, denen es gelungen ist, Mittel und Wege zu finden, die geistigen Bande, in die ihn sein Gebrechen unbarmherzig geschlagen hat, nach und nach zu lösen. Die beiden Wege sind, wie wir gleich sehen werden, die französische und die deutsche Methode, die Mittel — die künstliche Gebärdensprache und die Lautsprache.

Uns kommt es hier zunächst darauf an, die Gebärdensprache in ihrer Weiterentwicklung näher kennen zu lernen. Bevor wir aber auf ihre weiteren Erscheinungsformen eingehen, wollen wir erst einen Augenblick bei ihrem Ursprung verweilen und dann die Zeichen in den drei Entwicklungsphasen gegenüberstellen.

Die natürliche Gebärdensprache ist etwas selbst Empfundenes und selbst Erfundenes. Sie ist im wahren Sinne des Wortes eigenwüchsig, denn ursprünglich und ungesucht ist sie als gedankenmäßiger Ausdruck innerer Gefühle aus jedem einzelnen Taubstummen hervorgequollen. Das einzelne Individuum steht unter einem unbewußten Drange, d. h. es folgt instinktiv seinen Eingebungen, ohne sich selbst darüber Klarheit zu verschaffen.

Die konventionelle Gebärdensprache ist über die natürliche hinausgewachsen. Sie ist ein weiteres Stadium in der Entwicklung der Gebärdenzeichen. Waren diejenigen Gedankenäußerungen auf der ersten Stufe eine Schöpfung des einzelnen Individuums, so ist die konventionelle Gebärde aus dem Boden des Gemeinschaftslebens der Taubstummen hervorgegangen. Zugleich bildet sie den Übergang zu der dritten Form der Gebärdensprache. Alle drei Gruppen verhalten sich zu einander, was Umfang und Tiefe der Sprache betrifft, wie Positiv zum Komparativ zum Superlativ.

Die künstliche Gebärdensprache rührt ursprünglich nicht mehr von Taubstummen her. Sie ist ein Werk der Vollsinnigen. War die natürliche aus dem Leben hervorgegangen, so ist die künstliche aus der Studierstube gekommen. Das hindert allerdings nicht, daß sie, wenn sie erst einmal vorhanden ist, auch von Taubstummen, die sie erlernt haben, an solche, die noch nicht in ihrem Besitze sind, weitergegeben werden kann. War die natürliche Gebärdensprache instinktive Intuition, so ist die künstliche bewußte Konstruktion. Die natürliche Gebärdensprache ist danach etwas Gewordenes, die künstliche dagegen etwas Gemachtes, erstere ist konstitutiv, letztere konstruktiv. Die natürliche Gebärde wächst von innen heraus, die letztere wird von außen her erst an den Taubstummen herangebracht. Erstere findet er ohne Mühe ganz von selbst, weil die natürlichen Gebärden in dem Wahrnehmungsprozeß wurzeln und an die Originale gemahnen, aus denen sie mit unwiderstehlicher Macht hervorgegangen sind; letztere muß unter Aufgebot von viel Mühe schulmäßig erlernt werden, da viele Abstrakta die ihnen zugrunde liegenden konkreten Anschauungen nicht mehr durchschimmern lassen; und die Schwierigkeiten wachsen in dem Maße, wie sich die künstliche Form von der natürlichen Gebärdensprache entfernt und in ihrem Bau den Charakter der Wortsprache annimmt. Die natürliche Gebärde ist für den Taubstummen unverlierbar, weil die umgebende Natur sie immer nährt und erhält, die künstliche kann indessen, wenn der Taubstumme nicht immer durch fortgesetzten Gebrauch in Übung bleibt, dem Gedächtnis wieder verloren gehen.

Alle drei Gruppen unterscheiden sich demnach merklich voneinander, so daß sich die meisten Gebärdenzeichen nicht schwer einer dieser Klassen zuteilen lassen. Es gibt allerdings

außer diesen auch eine Anzahl von Zeichen, die auf der Grenze stehen und dadurch sowohl der einen wie der andern Gattung zugerechnet werden können.

Bei der Bildung der künstlichen Gebärdensprache waren natürlich die Methodiker bemüht, die den Schülern noch unbekannten Begriffe aus der abstrakten Welt und die sich anschließenden Zeichen von naheliegenden bekannten Geistesgebilden aus der Sinnenwelt abzuleiten. Wie sie dabei argumentierten, soll hier an einem Beispiele, das ich der Schrift „Methodenbuch oder Anleitung zum Unterricht der Taubstummen“ von Venus entnehme (Wien 1826), gezeigt werden:

„Der Stoff zum Denken wird durch die Sinne dem Verstande zugeführt.

So haben selbst die abstrakten Begriffe ihren Ursprung in den sinnlichen Vorstellungen, wovon wir uns durch die Auflösung solcher Begriffe überzeugen können.

Alle Wörter welche Verstandesbegriffe bezeichnen, sind ursprünglich von sinnlichen Gegenständen genommen.

So ist es unverkennbar, wie das Sinnliche auf das Übersinnliche übertragen worden ist, z. B. in den Wörtern: verstehen, begreifen, fassen, behalten, einbilden, besinnen, erörtern usw.

Verstehen heißt: ein Ding an gewissen Merkmalen erkennen, wobei das Gebärdenzeichen gemacht wird, daß es in mir ist.

Begreifen, fassen, behalten heißt: wie ich etwas mit der Hand greife, fasse und halte, so fasse, begreife und halte ich innerlich in mir den Umfang der Merkmale eines Dinges.

Einbilden: sich innerlich ein Bild machen.

Besinnen: eine schon gehabte Vorstellung durch Anstrengung eines oder des anderen Sinnes wieder in mir zu erwecken suchen.

Erinnern: eine schon gehabte Vorstellung wieder in das Gedächtnis bringen.

Erörtern: den Ort aufsuchen, an welchen eine Sache in der Reihe der Vorstellungen gehört.“

Wenn nun auch die einzelnen Methodiker in dem guten Glauben lebten, sich bei der Abstrahierung immer auf die konkreten Formen zu stützen, so entfernten sich doch die künstlichen Zeichen mit zentrifugaler Macht von ihrer natürlichen Unterlage, und zwar an den einzelnen Orten nach den verschiedensten Richtungen hin. So war für die Gebärdensprache auch der Tag von Babel mit seiner grenzenlosen Verwirrung

gekommen. Die nachfolgenden Beispiele werden meine Behauptung bekräftigen. Ich habe 6 Vertreter aus 3 Wortklassen ausgewählt. Die Nummern 1, 3 und 5 sind vorwiegend konkreter, 2, 4 und 6 dagegen mehr abstrakter Natur. Während sich die konkreten Zeichen allerwärts ähnlich sind, ist zwischen den abstrakten an den einzelnen Orten (und auch in gleichen Heimatländern) nur schwer noch eine Verwandtschaft aufzuspüren. Dem nachdenklichen Leser bieten sich in den nächsten Zeilen viel Gelegenheiten zu interessanten Vergleichen.

Berlin:

- 1) Kuh: Andeuten der Hörner mit den Händen am eigenen Kopfe.
- 2) Neid: Beschreiben einer nach unten gebogenen Linie von dem inneren Augenwinkel über den oberen Teil der Wange mit einer Hand. (Gesichtsfurche, die der Neid erzeugt.)
- 3) scharf: Herabsinken der Hand und dann plötzliches Zucken nach oben, als ob der kleine Finger einen scharfen Gegenstand versehentlich getroffen hätte.
- 4) treu: a. Die Gebärde für „gut“, die darin besteht, daß man mit der flachen Hand an einem vor sich gedachten Gegenstande wohlgefällig herunterstreicht; aber in diesem Falle mit einem Einsetzen des fingeralphabetischen Zeichens für T.
b. Berühren des Kinns mit der Spitze des großen Fingers und darauf folgendes Senken der Hand mit einer leichten Drehung über die Daumenseite.
- 5) fliegen: Flügelbewegung mit den Armen.
- 6) hoffen: Hand in Kopfhöhe mit einem mehrmaligen leichten Heranwinken durch 4 Finger. Dazu kommt noch ein sehnsüchtiger Blick.

Königsberg, O.-Pr.:

- 1) Kuh:
 - I. a. Daumen und Zeigefinger zum O. Die 3 letzten Finger eingeschlagen.
 - b. Rechte und linke Hand so, daß sich die Zeigefinger an der Stirn berühren.
 - c. Bewegung nach oben in der Richtung der dadurch angedeuteten Hörner.
 - II. Handbewegung des Melkens (abwechselnd rechts und links im Takte) vor sich her.

2) Neid:

- I. Rechter Daumen mit Nagelseite der Nase zugewandt und Herunterführen des Daumens vom rechten Auge an der Nase herunter in der Richtung der mimischen Grenzlinie von Lippe und Backe.
- II. Mimik des vorwurfsvollen Abweisens: Vorneigen der Gesichtspartie, Aufreißen der Augen.

3) scharf:

- I. Rechte Hand, Finger gespreizt, senkrecht über die linke breitliegende Hand (Handrücken nach oben) in der Richtung nach der Brust herüberziehen.
- II. Mimik der beängstigenden Erregung (Atemholen mit auffallender Mundöffnung. — Zukneifen eines Auges. — Schulterheben).

4) treu:

- I. Beide Daumen und Zeigefinger vor der Brust zu O aneinandergeführt, die übrigen Finger in freier Haltung, beide Handrücken der Brust zugekehrt, dann beide Hände in geschwungener Abwärtsbewegung nach der Brust hin und an der Brust seitlich heruntergeführt.
- II. Mimik: Ernster Gesichtsausdruck mit Senken und Heben des Kopfes.

5) fliegen:

- a. Beide Arme in Schulterhöhe heben, Einschlagen der Unterarme in der Richtung der Horizontalen der Oberarme, Hände in der gleichen Horizontalen, Finger etwas gespreizt nach außen gedreht.
- b. Leichtes Ab- und Aufwärtsbewegen der die Flügel markierenden Hände.

6) hoffen:

- a. Beide Daumen und Zeigefinger zu O vor der Brust aneinandergeführt (wie bei treu), die übrigen Finger in freier Haltung, innere Handflächen der Brust zugekehrt.
- b. Beide Hände von oben her nach der Brust in ziemlich gerader Linie zu sich heranziehen.

Mimik: Bittender Aufblick, dann andachtsvolles Neigen des Kopfes. (Dir. Krafft.)

Öslin:

- 1) Kuh: wie Berlin.

- 2) Neid: Man ballt die rechte Hand ganz leicht zur Faust und bringt sie an die Nasenspitze, bewegt sie alsdann nach vorn.
- 3) scharf: Man fährt mit der Schneide der flachen, rechten Hand über die Handfläche der linken.
- 4) treu: = gut = mit der rechten, flachen Hand das Zeichen für gut machen.
- 5) fliegen: Mit beiden etwas erhobenen Armen ahmt man mit den Händen das Schlagen der Flügel nach, als ob ein Vogel fliegt.
- 6) hoffen: legt einen oder zwei Finger an die Stirn; Zeichen des Denkens. (T.-L. Lamprecht.)

Stettin:

- 1) Kuh: wird nach den Hörnern bezeichnet; die rechte Hand beschreibt durch eine seitliche Bewegung des Armes die Form des Hornes.
- 2) Neid: Die Augen nehmen den Ausdruck des Scheelsehens an, der Zeigefinger der rechten Hand fährt scharf mit der Spitze unter dem rechten Auge nach auswärts entlang. Das Warum dieser Bewegung mit dem Zeigefinger wissen die Taubstummen nicht anzugeben. Ich habe das Gefühl, daß diese Bewegung sagen soll: dem möchte ich „eins auswischen“. Einige Taubstumme machen auch eine zerpfückende Bewegung mit den Fingern an der Kleidung auf der Brust; das soll wohl heißen: ich möchte ihm das Seine zerpfücken oder nehmen. Einige begleiten auch das Scheelsehen mit einem Rümpfen der Nase.
- 3) scharf: Die rechte Hand fährt wie eine Säge oder ein Messer über die Oberfläche der linken Hand; das Gesicht drückt ein Schmerzgefühl aus und die rechte Hand hebt sich mit einem Ruck empor.
- 4) treu: Beide Hände legen sich fest ineinander; der Blick ist fest und ruhig.
- 5) fliegen: Mit beiden Händen bzw. Armen wird die Tätigkeit des Fliegens nachgeahmt.
- 6) hoffen: Der Zeigefinger der rechten Hand zeigt von der Stirn aus vorwärts nach oben; der Blick ist erwartungsvoll in die Zukunft gerichtet. (T.-L. Feldt.)

Schleswig:

- 1) Kuh: Die geballten Fäuste werden, wie beim Melken, auf- und abwärtsbewegt, geöffnet und geschlossen.

- 2) Neid: Die rechte Hand wird bis auf den aufwärtsstehenden Daumen geballt und dann in senkrechter Haltung mit verächtlichem Gesichtsausdruck mehrmals ziemlich schnell von der Gegend der Herzgrube nach dem rechten Oberschenkel bewegt.
- 3) scharf: Der Zeigefinger der rechten Hand (ein Messer darstellend) wird im rechten Winkel über den Zeigefinger der linken Hand geführt, wobei das Gesicht, zum Zeichen, daß letzterer verwundet worden ist, einen schmerzhaften Ausdruck annimmt.
- 4) treu: Beide Hände, Handflächen nach unten gerichtet, Finger etwas gebogen und etwas gespreizt, werden mehrmals vor dem Körper energisch von oben nach unten bewegt, während der etwas nach vorn gebeugte Kopf gleichzeitig senkrechte Haltung annimmt, wobei die Augen weit geöffnet werden (zuversichtlich blicken).
- 5) fliegen: Die Arme, zur wagerechten Haltung seitwärts geschwungen, werden wie die Flügel beim Fliegen schnell und kurz abwärtsbewegt, die Finger beider Hände sind dabei gespreizt.
- 6) hoffen: Beide Hände, die Handflächen nach dem Körper gerichtet, die Finger etwas gebogen und gespreizt, werden nicht zu langsam von der Gegend des Unterleibs mehrmals bis über die Herzgegend bewegt, wobei die Augen hoffnungsvoll nach oben gerichtet sind.

(T.-L. O. Kruse.)

Emden:

- 1) Kuh: = die Gehörnte oder die zu Melkende.
- 2) Neid: vacat.
- 3) scharf: kreuzweises Reiben der Zeigefinger.
- 4) treu: vacat.
- 5) fliegen: Die bekannten Bewegungen werden nachgeahmt.
- 6) hoffen: vacat. (Dir. Stelling.)

Breslau:

- 1) Kuh: Die kleinen Taubstummen ahmen, wie wohl überall, das Melken nach, die älteren dagegen die Hörner, die (im Gegensatze zum Ochsen) mit geschlossenen Fäusten dargestellt werden. Bei der Ochs-Gebärde öffnen sie sich halb, um die größere Dicke der Hörner anzudeuten.
- 2) Neid: Die Augen sehen scheel, d. h. schräg rechts ab-

wärts. Um diese Augengebärde auffälliger zu machen, deutet der rechte Zeigefinger diese Blickrichtung an, indem er von der Nasenwurzel über die rechte Nasenwand und die rechte Backe gleichfalls nach rechts abwärts fährt. In der Eile wird die Blickaktion weggelassen, so daß nur das Fingerzeichen bleibt.

- 3) scharf: Der kleine Finger der rechten Hand (die 5 Finger befinden sich in Spreizstellung) fährt mit der Nagelecke rasch über den Rücken der linken, gleichsam als ob er diesen ritzen wollte.
- 4) treu: Ein Zeichen hierfür fehlt. Ich setze dafür wahr: Rechte Hand aufs Herz.
- 5) fliegen: Nachahmung der Flugbewegung durch die Arme.
- 6) hoffen: Gehört zu den weniger geläufigen Symbolen: Daumen und Zeigefinger parallel gestreckt fahren an den zwei Ankerarmen, von oben angefangen, gleichzeitig entlang: *u.* (T.-L. Ulbrich.)

Braunschweig:

- 1) Kuh: Mit beiden Händen die Hörner andeuten, oder die Tätigkeit des Melkens.
- 2) Neid: Zeigefinger seitlich an der Nase vorbei, Heben der Oberlippe und Öffnen der Nasenflügel.
- 3) scharf: Prüfen eines Messers auf dessen Schärfe.
- 4) treu: Verschlungene Hände.
- 5) fliegen: Anlegen der Hände an die Brust und flatternde Bewegung.
- 6) hoffen: Mit einer Hand an der Backe vorbei in die Zukunftweisend. (T.-L. M. Schneider.)

Leipzig:

- 1) Kuh: Wie jedes Horn vom Kopfe der Kuh ausgeht, so muß man bei der Darstellung des Gebärdenzeichens von seinem eigenen Kopfe ausgehen und nach rechts und links die Form der Hörner mit Hilfe der geballten Fäuste nachmachen. Das Zeichen für Ochs entsteht, wenn die Hörner bedeutend länger gemacht werden.
- 2) Neid: Mit der rechten geballten Faust macht man in der Nähe der Magengrube eine zweimal kreisende Bewegung und schielt dabei auf eine zweite Person. Für Ärger gilt dieselbe Gebärde mit ärgerlichem Gesichtsausdruck.
- 3) scharf: Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand fahren

über dieselben der linken Hand so, als ob man recht schnell einen Schnitt ausführen will. Dabei begleitet diese Gebärde ein Gesichtsausdruck, als ob einem der Schnitt selbst ins Fleisch ginge. Scharfer Wind: Hier macht man bloß mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand die schneidende Bewegung nach dem rechten Backen zu.

- 4) **treu**: Beide Hände ineinander gedrückt und nach unten zu kräftig bewegt, begleitet von einem treuen Blicke. Für Freund gilt dasselbe Zeichen.
- 5) **fliegen**: Hierbei macht man mit beiden Händen die Bewegung der Flügel nach.
- 6) **hoffen**: Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand hält man gespreizt, mit der inneren Seite nach dem Gesicht zu, vor beide Augen; dann bewegt man die Hand kräftig nach unten und vereinigt dabei die beiden Finger mit den anderen zur geballten Faust. Es ist dies Zeichen dasselbe wie für Zuversicht. (Oberlehrer Lehm.)

München:

- 1) **Kuh** wird bezeichnet mit der Darstellung eines Hornes am Kopfe mit einer Hand.
- 2) **Neid** bezeichnen die Taubstummen hier mit der Darstellung einer Furche, die der Neid in das Gesicht eines mit dieser Eigenschaft behafteten Menschen zeichnet: Der Daumen der rechten Hand führt eine gebogene Linie unter dem rechten Auge aus.
- 3) **scharf**: Die linke Hand macht eine rasche, schneidende Bewegung gegen den rechten Zeigefinger (Schärfe des Messers).
- 4) **treu**: Daumen und Zeigefinger der beiden Hände berühren sich und machen von der Brust aus eine Vor- und Aufwärtsbewegung (etwas, das von Herzen kommt).
- 5) **fliegen**: Hände und Arme ausgebreitet machen die Bewegung des Fliegens.
- 6) **hoffen**: Hände hohl, Arme, ausgestreckt nach vorn, bewegen sich dem Körper zu (ähnlich der Bewegung: „komm zu mir“ oder „gib mir etwas“). (T.-L. Pongratz.)

Wien:

- 1) **Kuh**: Hörner und melken.

- 2) Neid: Der ausgestreckte Daumen mit gegenüberstehendem gestreckten kleinen Finger wird ins Herz gebohrt.
- 3) scharf: Die ausgestreckten 4 Finger werden senkrecht (d. h. die Hand liegt wagrecht) zur Wange gehalten und in horizontaler Richtung an derselben rasch vorbeigeführt.
- 4) treu: Mit beiden Händen, Zeigefinger am Daumen, wird gleichsam das Herz herausgenommen und präsentiert.
- 5) fliegen: Arme in der Seithebbalte ausgestreckt und Flugbewegungen.
- 6) hoffen: Gleiches Zeichen wie „warten“: Zeigefinger und Daumen ausgestreckt, Auf- und Abbewegung bei an den Leib gehaltenen Ellenbogen.
Ähnliches Zeichen wie „wünschen“: Arme mit hohler Hand vorstrecken und einen imaginären Gegenstand an sich ziehen. (Hauptlehrer Baldrian.)

Graz:

- 1) Kuh: Hörner, melken.
- 2) Neid: Die Finger ein paarmal über das Kinn hinwegziehen.
- 3) scharf: Zeige- und Mittelfinger der linken Hand sind das scharfe Messer; Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand stoßen vom Messer, wie verletzt, plötzlich ab.
- 4) treu: Beide Hände ineinander legen.
- 5) fliegen: Nachahmen des Flügelschlages.
- 6) hoffen: Aus der Ferne etwas an sich ziehen; beide Hände machen die Bewegung 2—3mal. (T.-L. G. Pipetz.)

Lemberg:

- 1) Kuh (krowa): Nachahmung des Melkens eventl. auch noch Andeuten der Hörner.
- 2) Neid (zazdrosé): Mit je etwas eingebogenen Fingern vor den Augen (schauen), die Hände zur Halsgegend bewegen und das Begehren nach etwas mit Fingern und Gesichtsausdruck darstellen oder auch die Faust mit vorgestrecktem Daumen in der Magenegend nach oben bewegen, als ob man die Umwendung des Magens ausdrücken möchte und dazu der entsprechende Gesichtsausdruck.
- 3) scharf (ostry): Mit zwei über Kreuz gelegten Fingern schnell das Schneiden nachahmen.
- 4) treu (wierny): Ähnlich wie wahr, zwei gehobene Finger, oder ein Klopfen der rechten Hand an der oberen linken, oder gleich mein eigener Lieber.

- 5) **fliegen** (látac): Nachahmung der Flügelbewegung.
6) **hoffen** (nadzieja): Ein Wägen mit den Händen und der Ausdruck des Wunsches der Gewährung und Bejahung.
(Dir. Bardach.)

Budapest:

- 1) **Kuh** (pihenés): Zeige- und Mittelfinger beider Hände in jener Stellung, welche der Schöler beim Melken gebraucht. Rechter und linker Arm auf der linken Seite des Körpers von der Schultergegend nach unten gezogen, doch so, daß die Melkestellung der linken Hand unter die der rechten kommt; die Finger beider Hände liegen parallel übereinander und dürfen den Körper nicht berühren. Die Distanz der beiden Hände beträgt beiläufig 5 Centimeter. Mit der Bewegung nach unten der beiden Arme wird außerdem das bekannte Zeichen, resp. die bekannte Bewegung des Sitzens gemacht.
- 2) **Neid** (irigysék): Der Zeigefinger der rechten Hand wird in der linken Schultergegend von oben nach unten gezogen. Der Finger darf den Körper nicht berühren.
- 3) **scharf** (éles): Bezieht es sich auf ein Messer, so wird Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand auf der rechten Wange von hinten nach vorn quer gezogen. Wird ein anderes Ding mit scharf bezeichnet, so geschieht dieselbe Bewegung auf der inneren Fläche der linken Hand.
- 4) **treu** (hü): Die Finger beider Hände sind ausgebreitet (innere Fläche nach unten gewendet). Zeigefinger und Daumen der rechten Hand auf der linken Seite des Körpers von unten bis an die Herzgegend gezogen. Die Distanz beider Hände bleibt wie unter 1) bezeichnet.
- 5) **fliegen** (repülnie): Linker und rechter Arm, seitwärts halb ausgestreckt, imitieren die Bewegungen der Flügel.
- 6) **hoffen** (remélni): Dieser abstrakte Begriff wird hauptsächlich durch das Spiel der Gesichtsmuskeln und Kopfbewegungen bezeichnet; die Gebärde selbst, welche diesen mimischen Ausdruck begleitet, wird durch den befragten Taubstummen als sehr nebensächlich bezeichnet. — Linker und rechter Zeigefinger nach vorn gerichtet, beide Fäuste an die Brust gelehnt, werden beide Zeigefinger im Viertelkreise nach dem Kinn gewendet.
(Dir. Klis Lajos.)

Mailand:

- 1) Kuh: Die Melkhandlung wird mit beiden Händen ausgeführt.
- 2) Neid: Die Zeigefinger (zuerst zwischen den Schneidezähnen) beschreiben von den Lippen einen kleinen Kreisbogen zum Kinn.
- 3) scharf: Die beiden Zeigefinger kreuzweise übereinander gelegt und die Bewegung des Schneidens.
- 4) treu: Die linke Hand auf das Herz und mit der rechten mehrere Schläge in die Luft (immer).
- 5) fliegen: Schwenken der beiden offenen Handflächen wie Flügel.
- 6) hoffen: Die beiden Hände über der Brust von oben nach unten streichen.

(Prof. Pasquale Fornari,
Ex-Inspektor der italienischen Taubstummen-Anstalten,
der Nestor der Taubstummenlehrer seines Landes.)

Genua:

- 1) Kuh: Dieses Wort wird in unserer Gebärdensprache durch dieselbe Bewegung, die der Bauer beim Milchmelken macht, bezeichnet.
- 2) Neid: (Im Manuskript hinter „hoffen“.) Der Wunsch wird durch eine mit dem Vorherigen fast identische Geste bezeichnet, nur mit dem Unterschiede, daß man über der Brust, anstatt die Daumen zu drücken, die Spitzen der anderen Finger gestreckt von unten nach oben bringt, also vom Leibe nach der Brust führt und dann eine alternierende Bewegung eintreten läßt.
- 3) scharf bezeichnet man durch die Bewegung des Brot- oder Käseschneidens.
- 4) treu: Um dieses Adjektiv zu bezeichnen, muß man eine Umschreibung, nämlich „aufrichtig lieben“, gebrauchen. Infolgedessen sind dazu zwei Gesten nötig: man bringt nacheinander alle Finger der rechten Hand, weniger den Daumen, an die Lippen und Brust, dann wirft man die Arme vor, die Hände sind dabei geöffnet, die Daumen berühren die Zeigefinger, während alle anderen Finger gespreizt und gestreckt sind.
- 5) fliegen: Dieses Verb wird durch eine ganz bekannte Geste übersetzt; die Finger der rechten oder linken Hand werden fächerartig gespreizt und geschlossen.

- 6) **hoffen**: Die Daumen der ausgestreckten Hände fahren sanft von oben nach unten über die Brust, indem sie sie kaum berühren.
(Nach Dir. Dr. Silvio Monaci.)

Paris:

- 1) **Kuh**: *vacat*. Dagegen ist Ochse folgendermaßen bezeichnet: man beschreibt mit den beiden kleinen Fingern ein Horn und ahmt den schweren Gang nach.
- 2) **Neid**: Man beißt in die Fingerspitze und betrachtet sie eifersüchtig mit beiden Augen. Will man die Eifersucht bezeichnen, so betrachtet man die Schmuckgegenstände, den Putz eines anderen oder die Person selbst, aber bloß kaum und nur von der Seite mit dem Ausdruck des Verlangens.
- 3) **scharf**: Man ahmt die Bewegung des Halsabschneidens nach oder schneidet eine Scheibe Schinken oder Pastete ab.
- 4) **treu**: 1. Zeichen für einen Getauften, 2. wenn man verspricht, etwas zu tun und es auch ausführt, 3. wenn man etwas zur Aufbewahrung erhalten hat und sich nicht daran vergreift.
- 5) **fliegen**: Man bezeichnet mit den beiden Ellbogen das Fliegen der Vögel.
- 6) **hoffen**: Der Wunsch wird ausgedrückt, wenn man einen Gegenstand fest ansieht, ihn mit den Augen geradezu verschlingt. Man breitet die Arme von der linken Seite nach dem Gegenstand aus und nähert sie mehrere Male wieder dem Körper, wobei man die Finger nach der Handfläche biegt. Der Sinn ist: ja, ja, das möchte ich gern haben.
(Nach Abbé Ferrand.)

Berchem Ste. Agathe in Brabant:

- 1) **Kuh**: Man bezeichnet mit den Händen zwei Hörner, indem man die eine Hand an die rechte und die andere an die linke Seite der Stirn führt, die Daumen berühren die Stirn.
- 2) **Neid**: Man steckt die Spitze des rechten Zeigefingers zwischen die Zähne und betrachtet einen Gegenstand.
- 3) **scharf**: Man tut so, als ob man mit dem rechten Zeigefinger den linken schneidet, indem man die rechte Hand, sobald die beiden Finger sich berührt haben, schnell zurückzieht.
- 4) **treu**: Man hakt die beiden Zeigefinger ineinander, die anderen Finger werden geschlossen, und zwar zeigen die

Spitzen der linken Hand nach unten, die der rechten nach oben.

- 5) fliegen: Man ahmt den Flug eines Vogels mit beiden Händen nach.
- 6) hoffen: Man streckt die beiden Hände schräg nach links aus, die Handflächen müssen hierbei einander zugekehrt sein, und biegt die Finger mehrere Male nach den Handflächen um, ohne sie jedoch zu berühren.

(Nach Prof. Landrain.)

Groningen:

- 1) Kuh (koe): Mit beiden Händen werden die Hörner am eigenen Kopfe nachgeahmt; darauf folgt (meistens) die Gebärde des Melkens.
- 2) Neid (nyd): Man zieht ein grämiges Gesicht, weist die Zähne und tut, als ob man mit der rechten Hand vom Bauche aus dem Herzen zu sich ein- oder zweimal kratzt.
- 3) scharf (scherp): Man streicht mit dem rechten kräftig über den linken Zeigefinger.
- 4) treu (trouw): Entweder wird die rechte konvex gebogene Hand in die konkav gebogene linke gelegt und dann darin gedrückt (dies ist auch das Zeichen für heiraten), oder besser: man drückt mit beiden geschlossenen Fäusten vor dem Leib kräftig nach unten, als ob man sich auf etwas stützte; alles dies von einer ernsten zuversichtlichen Miene begleitet.
- 5) fliegen (vliegen): Mit beiden Armen wird der Flügelschlag imitiert.
- 6) hoffen (hopen): Man blickt bittend gen Himmel und streckt dabei den rechten Arm mit aufwärts gekrümmten Fingern aus, die man nachher an die Brust zieht (= gern).

(Oberlehrer H. de Vries.)

Council Bluffs, Iowa (Amerika):

- 1) Kuh: Man bezeichnet mit den Händen ein Y des Fingeralphabetes und legt die Spitzen der Daumen an die entsprechende Schläfenseite, die kleinen Finger streckt man nach oben, um die Hörner der Kuh zu bezeichnen; mit einer drehenden Bewegung des Handgelenkes kehrt man die kleinen Finger nach oben, um dadurch die liegende Bewegung der Kuh anzudeuten.
- 2) Neid: Man beißt in die Spitze des rechten Zeigefingers der

rechten „G“-Hand; das ist das Zeichen für „eifersüchtig.“ Um Neid zu bezeichnen, muß man das nachfolgende Zeichen für „Wunsch“ hinzufügen; man breitet die Hände über die linke Seite aus, wobei die Handflächen geöffnet sind, die Finger stehen einzeln (wie in „5“) und werden dann wie Klauen gebogen, um das Gierige darzustellen. Mit den Augen betrachtet man scharf den gedachten Gegenstand, richtet die Hände gegen sich selbst und bearbeitet die Fingerspitzen, als ob man etwas mit Klauen festhalten möchte.

- 3) scharf: a) Man wendet es bei einem Instrument mit einer Schneide an, mit der Spitze des Mittelfingers der rechten gebogenen Hand fährt man über den Rücken der linken „5“-Hand, als ob man wirklich eine Schneide prüfen wollte; dann zieht man die rechte Hand schnell zurück. Bei einem spitzen Instrument befühlt man mit derselben Bewegung einen Finger, als ob man sich gestochen hätte.

b) In dem Sinne, eine Sache richtig und ruhig zu erfassen, legt man den Mittelfinger der rechten Hand (dieselbe Stellung wie oben) an die Stirn und wirft den Kopf schnell vor und zurück.

c) In dem Sinne von verschmitzt, gewandt u. s. w. macht man mit der rechten „B“-Hand die Bewegung, als ob man eine Sense dengelt, indem man die linke Hand als die vermeintliche Sensenklinge benutzt.

- 4) treu: Man hebt die linke, geschlossene Hand ein wenig, bis sie wagerecht mit dem Kopfe ist, streckt die rechte „5“-Hand aus, legt die Fingerspitzen auf den Rücken der linken Hand und umfaßt sie leicht, das bedeutet Glauben, zieht dann die Hände beiseite und hebt die linke Hand über die rechte wie bei einem Seil, das bedeutet Vertrauen. Glaube und Vertrauen bedeutet Treue. Um „treu“ zu bezeichnen, d. h. genau in der Erfüllung seiner Pflichten sein, setzt man das folgende Zeichen für „genau“ hinzu: breitet die „G“-Hände vor sich aus und bewegt sie auf und herunter (die Daumen nach oben), die linke Hand bleibt über der rechten; dann hebt man die rechte Hand und bringt sie mit einer hämmernden Bewegung unter die linke und wiederholt das mehrere Male.

- 5) fliegen: Man breitet die Arme aus, benutzt sie als Flügel

und macht die Bewegungen der Schwingen beim Fliegen nach.

- 6) hoffen: Man streckt die offene, linke Hand aufwärts und vorwärts von der linken Seite aus; die Handfläche ist nach oben gekehrt, bringt die Spitze des Zeigefingers der rechten „G“-Hand an die Stirn, dann macht man damit eine „5“-Hand, die Handfläche nach unten gegen die linke, über sie; bewegt die Finger beider Hände leicht von den Mittelgelenken aus und bringt die Arme ebenfalls in leichte Bewegung. (?) Nach J. Schuyler Long durch Vermittelung von Prof. Dr. Gallandet zu Washington.

Um noch mehr meine Behauptung über die Verschiedenheit der einzelnen künstlichen Gebärdensprachen zu erhärten, soll hier noch eine Auslese von Zeichen folgen, die der Terminologie des religiösen Lebens entnommen sind.

Berlin:

- 1) Sünde: Die Faust (der Daumen den 4 anderen Fingern gegenüber aufgelegt) stößt ein paarmal kurz hintereinander gegen die linke Brust (Herzgegend), Handrücken nach außen. Dasselbe Zeichen einmal = boshaft (Bosheit); ferner vorn am Körper, mehr streifend = Ärger = ärgerlich.
- 2) Schuld: Die Spitze des rechten Zeigefingers wird auf die des linken Zeigefingers (Nagel) gelegt und ein wenig hin und hergedreht; es ist auch das Zeichen für „borgen“.
- 3) Strafe: Das einfache Zeichen des Strafens, wie wenn man mit einem Stocke in der (geschlossenen) Hand jemanden schlägt.
- 4) Buße: Zeige- und Mittelfinger der sonst leise geschlossenen rechten Hand werden (mit dem Handrücken nach außen) leicht an die Stirn geführt, von dort herab zur Brust und dort ein paarmal rechts herum im kleinen Kreise herumgeführt, (der letzte Teil der Gebärde, nur daß die Hand geöffnet ist — aber gekrümmte Finger! — bedeutet traurig, trauern).
- 5) Vergebung: Die flach geöffneten Hände berühren mit den Fingerspitzen leicht die Stirn (Handrücken nach außen); dann werden die Hände nach vorn und unten geführt, aber bei der Entfernung von der Stirn mit der Innenfläche nach vorn gedreht (letzteres das Zeichen für lassen, erlassen, verlassen).

- 6) Gnade ist eigentlich dasselbe Zeichen nur mit der Fingerhaltung G (Fingeralphabet).

(Pastor H. Schulz, der Seelsorger der erwachsenen evangelischen Taubstummen in Berlin.)

Prag-Smichow:

- 1) Sünde: Mit der geballten Faust der rechten Hand (und zwar mit der Daumen- und Zeigefingerseite) zweimal gegen die Brust (in der Gegend der linken Brustwarze) schlagen.
- 2) Schuld: Die rechte Hand schreibt auf dem Handteller der in Augenhöhe emporgehobenen linken Hand. (Der Wirt schreibt die Schuld des Gastes auf die an der Wand hängende Tafel.) (Dies also mit den Händen nachahmen.)
- 3) Strafe: Die rechte Hand ahmt bei leicht geschlossenen Fingern die charakteristische Bewegung nach, wie sie sich beim „Auszahlen“ auf das Gesäß unserer kleinen Taugenichtse von selbst ergibt.
- 4) Buße wird gedeutet wie Strafe.
- 5) Gnade: Die rechte Hand macht in das Herz (also gegen die linke Brustseite) einen Griff, als ob sie etwas aus dem Herzen herausnehmen wollte und macht dann bei natürlich gestreckten und geschlossenen Fingern mit dem Handrücken nach abwärts eine Bewegung, die das Austeilen von Gaben andeuten soll. Also so, als ob man mit der in soeben beschriebener Stellung befindlichen Hand auf etwa 4 in einer Reihe stehende Personen, und zwar auf jede einzelne deuten würde. Ließe sich auch vergleichen mit der Geldauszahlung die von einem, an etwa 4 in der Reihe neben einander Stehende erfolgt.
- 6) Vergebung: (Die Schuld ist getilgt und wird vom Wirte von der Tafel weggewischt.) Die linke Hand wird horizontal in Brusthöhe mit dem Handteller nach oben gehalten, währenddem die 3 Finger und zwar der Zeige-, Mittel- und Ringfinger der mit dem Handteller nach abwärts gehaltenen rechten Hand auf dem Handteller der linken Hand eine kreisende, abwischende Bewegung ausführen. Also die genannten 3 Finger der rechten Hand reiben den Handteller der linken Hand. Alle Finger der linken und rechten Hand sind hierbei gestreckt und natürlich geschlossen.

(T.-L. Kindmann.)

Groningen:

- 1) Sünde (zonde): Ernste, mißbilligende Miene, dabei einige Male mit dem rechten Daumen an die Herzgegend stoßend.
- 2) a. Schuld (schuld = dette): Man legt den rechten Daumen über den Zeigefinger und tut so, als ob man Geld zählte; dann weist man mit dem Zeigefinger umher, als ob man damit auf eine Person wiese, und endet, indem man mit saurer, gebieterischer Miene das Zeichen des Müßens macht (mit niederwärts gerichtetem Zeigefinger macht man mit dem rechten Arme einen Ruck).
b. Schuld (schuld = faute): Mit dem Daumen beschreibt man einen Bogen von der rechten Seite hin bis fast an das linke Auge in die Höhe fahrend. Hernach zeigt man kopfnickend auf die schuldige Person. (Dieses Zeichen wird auch für „Ursache“ angewandt.)
- 3) Strafe (straf): Man macht mit der rechten, flachen Hand die Bewegung des Schlagens, von finsterer Miene begleitet.
- 4) Buße (pénitence = boese = doening): Mit demütigem Gesichtsausdruck senkt man den Kopf auf die Brust, während man hernach mit schlaffhängenden Armen gereuig zum Himmel emporblickt.
- 5) Gnade (genade): Die aufeinander gedrückten Hände werden auf die Brust gelegt, während man mit geschlossenen Augen mitleidsvoll das Haupt zum Himmel (Gott) emporrichtet.
- 6) Vergebung (vergevenig = vergiffenis): Man streicht mit der Außenfläche der rechten Hand über die Innenfläche der linken, dann umgekehrt auf dieselbe Weise die linke über die rechte. (Oberlehrer de Vries.)

Lund in Schweden:

- 1) Sünde: Hin- und Herfahren der Hand vor dem Leibe, um das Kratzen im Herzen anzudeuten.
- 2) Schuld: Schweres Tragen (der Schuld).
- 3) Strafe: Gebärde für Hauen.
- 4) Buße: Traurig die Hand vor der Stirn herunterziehen, so, als ob sich die Fingernägel in die Stirnhaut eingraben wollten.
- 5) Gnade: Auflegen der Hände.
- 6) Vergebung: Blick nach oben (in Gedanken: Ich bitte um Vergebung.) (Nach persönlicher Rücksprache mit Herrn Pastor und Tbstn.-L. Malmer.)

Malland:

- 1) Sünde: Schütteln der rechten Hand hoch vor der Stirn.
- 2) Schuld: Eine Hand wird mehrmals über die andere kreuzweise gelegt.
- 3) Strafe: Mit der rechten, offenen Hand zweimal die Luft spalten.
- 4) Buße: Mit der Faust rechts und links auf die Brust schlagen.
- 5) Gnade: Drei Gebärden: 1. Gott (den rechten Zeigefinger nach oben richten), 2. Gnade (die beiden Hände schütteln, wie das natürliche Zeichen für danken), 3. mir (Anzeige der eigenen Person).
- 6) Vergebung: Gebärde der Entfernung beider Hände vom Körper.
(Dir. Prof. Giulio Ferreri.)

Paris:

- 1) Gewöhnliche Sünde: Zeichen für Sünde und für verbotene Frucht.
Todsünde: Zeichen für Sünde, die den Tod der Seele bringt.
Verzeihliche Sünde: Zeichen für Sünde, Zeichen für klein.
- 2) Strafe: Jemand körperlich strafen. Zeichen für leiden und lassen.
- 3) Buße: (Tugend) Zeichen für weinen, fasten, beten und um Verzeihung bitten.
- 4) Schuld: Zeichen für Pflicht. Substantiv, Femininum.
- 5) Gnade: Geschenk Gottes, der uns hilft, das Rechte zu tun und der das Böse von uns abwendet. Zeichen: Man beschreibt einen Halbkreis vor der Brust, als ob man sich einrahmen möchte. Um diese kleine Szene zu erklären, stellt man sie mit einem Kinde dar, dem man an einem Festtage Zuckerwerk vorsetzt und ihm verbietet, davon zu essen. Trotz des Verbotes will es etwas davon nehmen; nun legt man dem Kinde von hinten ein Tuch um den Körper, um es zu behüten, doch muß man dafür sorgen, daß es nicht zu sehr eingeengt wird, damit es volle Freiheit hat, ob es der Versuchung widerstehen kann, oder ob es ihr unterliegt.
- 6) Verzeihen: Zeichen für Herz, auslöschen und vergessen.
(Nach Abbé Ferrand.)

Berchem Ste. Agathe in Brabant:

- 1) Sünde: Man vereinigt die 5 Fingerspitzen der rechten Hand und schlägt sich zweimal auf die rechte Brustseite.

- 2) Schuld: Man berührt leicht die linke und dann die rechte Schulter des Vorstehenden mit der Faust. (Wenn man einen schweren Fehler bezeichnen will, benutzt man dasselbe Zeichen, wie für Sünde, nur nimmt das Gesicht einen bestürzten Ausdruck an.)
- 3) Strafe: Man dreht die Spitze des rechten Daumens zweimal um den linken, der sich in der gleichen Weise dreht, ohne daß die beiden Daumen sich berühren.
- 4) Buße: Dasselbe Zeichen wie für Geldstrafe in dem Sinne, daß man vom Gericht zu einer Geldstrafe von 100 frs. verurteilt worden ist.
- 5) Gnade: Man streckt die Hände schräg nach links und tut so, als wollte man sie auf die Schultern einer Person legen, die sich vor einem, aber ein wenig links, befindet.
- 6) Verzeihung: Man reibt die Handflächen aneinander.

(Prof. Landrain.)

Budapest:

- 1) Sünde (bűn): Die rechte Hand zur Faust gedrückt, während der rechte Daumen 2—3 mal die rechte Hüfte sticht.
- 2) Schuld (vétek): Dasselbe Zeichen.
- 3) Strafe (büntetés): Die rechte Hand in jene Stellung, als halte sie einen Stab, während sie die Bewegung des Schlagens macht.
- 4) Buße (megbánás): Während die rechte Hand eine Faust bildet, wird der rechte Daumen an der Stirn von links nach rechts gezogen.
- 5) Gnade (kegyelem): Die innere Fläche der rechten und linken Hand an die Vorderseite des Körpers gedrückt (Rechte oben, Linke unten), beide Hände von unten nach oben gezogen.
- 6) Vergebung (megbocsátás): Daumen, Zeige-, Mittel- und Ringfinger der rechten Hand werden geschlossen (nur die Fingerspitzen berühren sich) auf die Finger der linken inneren Handfläche gelegt; darnach wird die linke Hand auf die Rückseite gewendet, auf welcher mit der inneren Fläche der rechten Hand, bei welcher die Finger jetzt gerade gestreckt werden, zwei bis drei Mal nach der Länge zu ziehen ist.

(Dir. Klis Lajos.)

Council Bluffs, Iowa (Amerika):

- 1) Sünde: Halte die „G“-Hände vor dir unter der Taillenlinie,

indem man die Finger von entgegengesetzten Seiten zu einander kehrt; danach bewegt man die Hände kreisförmig und zwar ein wenig von der Seite fort; dann wirft man sie gegen einander nach vorn, so daß die Spitzen sich nähern, aber nicht berühren; wiederhole diese Bewegung mehrere Male.

- 2) Schuld: Breite die linke, offene Hand vor dir aus, weise mit der Spitze des Zeigefingers der rechten „G“-Hand auf die Handfläche der linken und bewege sie in dieser Stellung vorwärts; das bedeutet „schulden.“ Nun bringe die geschlossenen Hände zusammen, Handgelenk auf Handgelenk, als ob die Hände fest gebunden wären und lasse sie ein wenig sinken; das bedeutet, es ist einer „gebunden“ zu zahlen.
- 3) Strafe: Man tut so, als hielte man den vermeintlichen Schuldigen in der linken Hand und schlänge ihn mit einer Peitsche, die man in der rechten Hand hält.
- 4) Buße: Zu dem obigen Zeichen für Strafe füge das für leiden hinzu: lege die rechte „S“-Hand an das Herz und reibe kreisförmig mehrmals mit der Hand dagegen.
- 5) Gnade: Mache zuerst das Zeichen für „Gott“, dann bringe die „A“-Hände an die Stirn in einer Linie mit dem Kopfe, Daumen an Daumen, aber so, daß sie sich nicht berühren; allmählich öffne die Hände und lasse sie langsam fallen, um anzudeuten, daß etwas von Gott gewährt wird. Das bedeutet eigentlich „Segen“, aber es mag das beste sein, um Gnade in dem „Sinne Gottes“ zu bezeichnen.
- 6) Verzeihung: Breite die linke offene Hand aus, bringe sie leicht an die Stirn, und auf die Handfläche nahe dem Handgelenk lege die Spitze der offenen, rechten Hand, Handfläche an Handfläche, und bringe die rechte Hand quer der Länge nach an die linke Hand. Die Fingerspitzen der rechten Hand bringe in die Mitte der linken Hand.
(Nach Dir. J. Schuyler Long.)

Schließlich möchte ich an dieser Stelle auch noch auf den Taubstummen vor Gericht kurz hinweisen. Da er laut Gesetz gerichtsfähig ist, so muß er auch seine Handlungsweise so einrichten, daß sie dem Gesetz nicht zuwiderläuft, und daß er sie

eventl. vor dem Richterstuhl vertreten kann. Deshalb ist er schon in der Schule über die Einrichtungen unseres Rechtslebens in einem seinem Alter und seinem Bildungsstandpunkte angemessenen Weise zu belehren. Ich habe zu diesem Zwecke mit Herrn Burckhardt eine kurze „Einführung in das bürgerliche Leben“ herausgegeben, die bereits IV Auflagen erlebt hat. Natürlich kann es sich nur um eine ganz elementare Darstellung juristischer Einrichtungen und des Gerichtsverfahrens handeln. Ein Mehr würde dem kindlichen Interesse nicht entsprechen und über den geistig-sprachlichen Horizont des taubstummen Schülers hinausgehen. Die Schule und zuallerletzt die Taubstummenschule kann die Aufgabe haben, Kriminalstudenten auszubilden. Weil nun aber unser vielgestaltiges modernes Leben öfters sehr verwickelte Rechtsfälle zeitigt und der Taubstumme nach seiner Schulzeit mehrfach nur wenig oder keine Gelegenheit zu sprachlicher Weiterbildung findet und somit vielen gerichtstechnischen Ausdrücken und ihrem abstrakten Inhalte fremd gegenübersteht, so darf er sich unter Hinzuziehung eines Dolmetschers ganz in seiner Weise verständlich machen.

Da mein Kollege Herr Schiller als vereidigter Dolmetscher vielfach vor Berliner Gerichten zu tun hat, so habe ich ihn gebeten, mir aus seinen reichen Erfahrungen heraus für die Leser meiner Schrift einige informatorische Mitteilungen zur Verfügung zu stellen. Hier sind sie:

„Bei Gerichtsverhandlungen mit Taubstummen, welcher Art sie auch sein mögen, wird sowohl die Gebärdensprache — sei es als natürliche, konventionelle oder künstliche — als auch die Schrift- und die Lautsprache gebraucht. In den seltensten Fällen ist eine Verständigung allein durch die Lautsprache möglich. Die Gepflogenheiten der Richter weichen bei den Verhandlungen von einander ab. Einige derselben wünschen der schnelleren Abwicklung der Geschäfte wegen nur die Anwendung der Gebärdensprache, ja selbst die Eidesleistung wird in dieser Sprache verlangt. Andere dagegen überlassen die Verständigung mit dem Taubstummen dem Dolmetscher, der jedes Mittel (Gebärde, Laut- und Schriftwort) anwenden darf, um die Wahrheit zu erforschen, was wohl als das Richtigste bezeichnet werden muß, wenn auch dadurch die Verhandlung in die Länge gezogen wird. Die Eidesleistung wird in der

Schriftform gestattet. Der Taubstumme schreibt die Eidesformel ab, und nachdem sich der Dolmetscher überzeugt hat, daß er dieselbe inhaltlich voll und ganz versteht, unterschreibt er sie. Ist der zu vernehmende Taubstumme des Lesens und Schreibens unkundig (oder ist er Ausländer), so ist selbstredend seine Vernehmung und eine etwaige Eidesleistung nur in der Gebärdensprache möglich. Bei minderwertigen Taubstummen kann von einer Vereidigung nicht die Rede sein, und ihre Aussagen sind wie immer als belanglos zu betrachten. In Fällen, wo eine Verständigung überhaupt ausgeschlossen ist, stellt der Dolmetscher eine Bescheinigung dahin aus, daß der betreffende Taubstumme weder vernehmungsfähig noch imstande ist, seine Rechtsangelegenheiten (besonders in Erbschaftssachen) selbst zu besorgen, worauf demselben alsdann ein Pfleger bestellt wird.

Da die Gerichtssprache mit ihren abstrakten Begriffen rücksichtlich ihres Verständnisses dem Taubstummen nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereitet, so ergibt sich für den Taubstummenlehrer mit Notwendigkeit die Forderung, bei Einführung seiner Zöglinge in das bürgerliche Leben, gerade dieser Sprache seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Alle Arten von Formularen: Ladungen, Zustellungen, Verfügungen etc. muß er zur Hand haben und nichts unversucht lassen, um Klarheit und Verständnis zu schaffen. Insbesondere aber sollte er sein Augenmerk auf die Erklärung der Eidesformel und die Bedeutung des Eides vor Gericht lenken.

Auch auf die Militärpflicht, auf die jährlichen Musterungen hinzuweisen, darf er nicht vergessen. Vor Gericht lange sprachliche Erklärungen machen zu wollen, würde in den meisten Fällen mit dem Beimerken, daß hier keine Unterrichtsstube ist, zurückgewiesen werden.

Da, wie schon bemerkt, bei den Gerichtsverhandlungen fast nie ohne Gebärdensprache auszukommen ist, so folgt daraus, daß jeder Taubstummenlehrer der Gebärdensprache mächtig sein muß, da ja jeder als Dolmetscher hinzugezogen werden kann, ohne der anderen Gründe zu gedenken, die für diese Notwendigkeit sprechen.

In größeren Orten, wo viele Taubstumme leben und zusammenkommen, müßten alle Gerichtsverhandlungen mit den Gehörlosen von ein und demselben Richter ausgeübt und geleitet werden. Er würde sich sicher bald mit der Eigenart

dieser unglücklichen Menschen vertraut machen, ihre Sprache verstehen und den wirklich Tauben von dem Simulanten unterscheiden lernen.

Will der Taubstumme den Ausdruck „Voruntersuchung“ bezeichnen, so macht er die Zeichen für „vor“, „unter“ und „suchen“. Vor: Bewegen der rechten, flachen, senkrecht gehaltenen Hand gegen die senkrecht vorgehaltene linke. Unter: Halten der rechten, flachen, wagerecht gestreckten Hand unter die wagerecht gehaltene linke. Suchen: Hinführen des gestreckten Zeige- und Mittelfingers vor die Augen, Wegziehen derselben von den Augen und Bewegen dieser Finger nach verschiedenen Richtungen hin mit dem Gesichtsausdruck des Suchens nach irgend einer Sache.

Bei der Frage: Sind Sie mit der Fassung des Protokolls einverstanden? = Ist es richtig? überfährt der Dolmetscher mit gestrecktem Zeigefinger besagte Niederschrift, ohne diese zu berühren, macht darauf das Zeichen für „richtig“ (= gut) und schließlich mit fragender Miene und Kopfnicken das Zeichen für „ja“. Selbstredend ist vorher das Protokoll von dem Taubstummen in Gemeinschaft mit dem Dolmetscher durchgelesen worden, wobei die Gebärde eine fortwährende, deutende Begleiterin des Wortausdrucks war.“

Zu Vergleichszwecken habe ich noch drei der einfachsten und gebräuchlichsten Bezeichnungen, resp. sprachlichen Wendungen ausgewählt.

Berlin:

- 1) Das Wort Richter wird folgendermaßen gebärdet: Beide Mittelfinger werden auf beide Zeigefinger gelegt (sie bilden hierdurch ein R), und dann werden die Hände in dieser Stellung — die übrigen Finger bilden eine Faust — entgegengesetzt auf und niederbewegt, und zwar so, daß wenn die rechte Hand oben, die linke unten ist und umgekehrt
- 2) Für das Wort reine gebraucht der Taubstumme folgende Gebärde: Er nimmt die rechte Hand und streicht mit der Fläche derselben über die linke Handfläche. Für das Wort Wahrheit nimmt er die rechte Hand und legt dieselbe kräftig auf die linke Brustseite. Für das Wort sagen nimmt er den Zeigefinger der rechten Hand und hält ihn an die Lippen und bewegt ihn dann einige Male in wagerechter Linie vom Munde ab hin und her.

- 3) Die Gebärde „ich bekenne mich nicht schuldig“ bei einer an ihn gerichteten Anklage drückt der Taubstumme folgendermaßen aus: Er setzt den Zeigefinger der rechten Hand auf seine Brust und schleudert ihn dann energisch von sich, indem er mit demselben in der Luft einen U-Haken beschreibt.

(Frau Schenk, gerichtlich vereidigte Dolmetscherin, auch Schriftleiterin des „Taubstummenfreundes.“

Posen: Die hiesigen Taubstummen machen folgende Gebärdenzeichen:

- 1) für „Richter“: Erheben der beiden Zeigefinger und bewegen derselben als Nachahmung des Wägens;
- 2) für „reine Wahrheit sagen“: Die rechte, flache Hand auf die Herzgegend legen und eine betuernde Miene annehmen;
- 3) für „ich bekenne mich nicht schuldig“: Hinweisen auf die eigene Person, nennen der ihm zur Last gelegten Tat und verneinen durch Schütteln mit dem Kopfe.

(Kgl. Schulrat Radomski.)

Strassburg i. E.:

- 1) Richter wird angedeutet, indem man mit den beiden Händen das Zeichen einer das Gleichgewicht haltenden Wage nachahmt.
- 2) Die reine Wahrheit sagen — indem man wie zum Schwur Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand stellt und kräftig abwärts bewegt — mit ernstem Gesichtsausdruck. —
- 3) Ich bekenne mich nicht schuldig — verneinende, kräftige Bewegung der rechten Hand mit entsprechendem Gesichtsausdruck. —

Dem Briefe des Herrn Oberlehrer Kohler, der als technischer Leiter an der katholischen Taubstummenanstalt „Zum Kindlein Jesu“ in Neudorf bei Straßburg wirkt, entnehme ich noch die folgenden interessanten Stellen: „Dieser Tage war ich in Colmar zu einer Verhandlung geladen, die mit der Freisprechung eines mitangeklagten Taubstummen endigte. Für den 28. April bin ich auf das Amtsgericht nach Truchtesheim bestellt, wo ein gänzlich ungebildeter Taubstummer wegen Bedrohung und Sachbeschädigung verdonnert werden soll. Derselbe wurde schon vor etwa 12 Jahren wegen Stecherei zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt. Ein roher Mensch aus roher Familie. Der Vater

ist ein notorischer Alkoholiker. Vor 12 Jahren, als er im Ober-Elsaß verhaftet wurde, hatte er keine Papiere. Es handelte sich also darum, auf irgend eine Weise seine Herkunft festzustellen. Sein Alter gab er an den Fingern an, nachdem ich ihm gezeigt hatte, wie alt ich sei. Religion: ich machte ihm das bei den Katholiken gebräuchliche Kreuzzeichen vor, das er sicher nachahmte. Herkunft: daß er deutsche Gendarmen und Soldaten kannte, war ja selbstverständlich. Ich deutete ihm nun einen französischen Soldaten — Käpi und Épaulettes — und gleich gab er an, daß er solche ebenfalls oft gesehen. Ich schloß nun, daß er unweit der Grenze zu Hause sei und wahrscheinlich links und rechts von derselben vagabundierte hatte. Man schickte darum seine Photographie an die Grenzpolizei, und richtig — ein Gendarm aus der Gegend von Metz erkannte ihn. Da er damals noch Papiere bei sich trug, war seine Identität festgestellt. Es ist schade, daß man nicht nach jeder Gerichtsverhandlung eine kurze Zusammenstellung der angewandten Zeichen macht. — Vielleicht fange ich damit das nächste Mal an.“

XII. Kapitel.

Weitere Vergleiche hier anzustellen, müssen wir uns aus Gründen der Raumökonomie versagen. Wollte man die Gebärdenzeichen aller Vokabeln, wie sie an einzelnen Orten üblich sind, der Reihe nach gegenüberstellen, so reichten mehrere dickleibige Bände zur Aufnahme dieser Arbeit nicht aus, und eine genaue Kenntnis aller Idiome der künstlichen Gebärdensprache wäre die unerläßliche Vorbedingung zu dieser enzyklopädischen Studie. Wer sich alle diese aneignen wollte, müßte von Ort zu Ort ziehen und sie im Verkehr mit gebärdenkundigen Taubstummen erlernen. Dazu wird sich aber wohl niemand bereit finden, da zu dieser undankbaren Arbeit eine lange Zeit

erforderlich wäre. Nun gibt es allerdings noch einen zweiten bequemeren, aber dafür auch unsicheren Weg, nämlich durch Zuhilfenahme von Fachwerken. Viele Schriften, die sich mit einer Darstellung der Gebärdensprache beschäftigen, bringen auch eine größere Anzahl von Gebärdenbeschreibungen. Hauptsächlich zeichnen sich nach dieser Seite hin die Werke von Czech, Degerando, Hill, Oehlwein, Reich, Reitter und Dr. Schmalz aus; aber selbst in diesen handelt es sich doch nur um eine kleine Blütenlese, die auf Vollständigkeit, wenn es sich insbesondere um Abstrakta handelt, keinen Anspruch erheben kann.

Prof. Czech hat seinen Beschreibungen auch Bilder beigegeben, von denen ich hier eine Probe folgen lasse. Die



64 Kupfertafeln der „Versinnlichten Denk- und Sprachlehre“ (Wien 1836) sind ein Werk der Mechitaristen, eines Ordens, der in Armenien gegründet wurde, sich später auf Morea nieder-

ließ, wo er unter den Schutz des geflügelten Löwen von St. Marcus trat, um dann schließlich ganz nach dem Lido bei Venedig überzusiedeln und eine Niederlassung zu begründen, die von Fremden (auch Kaiser Wilhelm I., Napoleon III. und der Kaiserin Auguste Viktoria) gern besucht wird. Ursprünglich der orientalischen Kirche angehörend, trat er später zur abendländischen über, erhielt aber vom Papst die Erlaubnis, einen Teil seines morgenländischen Ritus beizubehalten. Die mühsame Arbeit verdient es, besonders hervorgehoben zu werden, wenn sie auch heute im Unterricht so gut wie nicht mehr verwendet wird. Übrigens ist Czechs Buch (die Prachtausgabe) das umfangreichste Werk über Taubstummensbildung in deutscher Sprache.

Dem Zwecke eines Vergleiches dienen am besten Gebärden-Wörterbücher, deren Zahl aber nur klein ist. Frankreich besitzt deren zwei, eins von Abbé de l'Epée und ein anderes (umfangreicheres Dictionaire) von dessen Zeitgenossen Abbé Ferrand. Beide lagerten viele Jahre als Manuskripte im Archiv des National-Instituts zu Paris, bis sie Dr. med. Rattel, der Anstalts-medicus, in einer „Otologischen Bibliothek“ der Allgemeinheit durch Drucklegung zugänglich machte.

Dann nennen wir ein englisches Gebärden-Lexikon: The Pocket Book of Deaf and Dumb signe. Windsor Place 25 à Cardiff. 1 Shilling.

Das nordische alphabetische Gebärdenwörterbuch von Johs. Jörgensen (Kopenhagen 1907) enthält, wie wir schon ausführten, neben dem Fingeralphabet nur 280 Vokabeln in Bild und Beschreibung.

Ein italienisches Manuskript zu einem Gebärden-Wörterbuche hat Dir. Prof. Ferreri zu Mailand bei der Bearbeitung seiner Angaben in diesem Buche benutzt. Es ist von Dir. Bagutti in der Schule zu Genua bearbeitet und enthält die Gebärden Assarotti's.

Die „Methode für den Unterricht der Taub-Stummen in der Lautsprache, im Rechnen und in der Religion“ (Regensburg 1851), verfaßt von Hieronymus Anton Jarisch, Weltpriester der Leitmeritzer Diözese, enthält im Anhang ein zwölf Seiten umfassendes „Lexikon verschiedener Deutungen als Anleitung zum Deuten“ und 11 Tafeln.

Das ausführlichste Gebärdenwörterbuch in deutscher Sprache

(und zwar das einzige größere) ist — wunderbare Fügung des Schicksals — Eigentum einer ungarischen Anstalt, nämlich der zu Waitzen. Es sind 4 Handschriften desselben vorhanden. Eine davon führt den Titel: „Versuch eines Wörterbuches in der Gebärdensprache zum Unterricht der Taubstummen.“ Sie ist aus dem Jahre 1819, also aus einer Zeit, als in den ungarischen Anstalten noch die deutsche Sprache gepflegt wurde.

Durch die liebenswürdige Vermittelung des Herrn Erdős Jstvan zu Keszkmét bin ich in der Lage, das nachstehende Gebärdensmaterial folgen lassen zu können. Jede Veränderung die auf Sprache und Stil abzielt, ist unterblieben, um den Darstellungen ihre Ursprünglichkeit zu bewahren.

A, Siehe das Handalphabet.

— —

Ab, Das A der rechten Hand wird von der Fläche der linken Hand abwärts gesenkt.

— —

Aber, Die A beyder Hände werden bis über die Schultern gehoben.

Aberglaube der, S. falsch, und deute es mit A, dann Glaube mit dem Zeichen der Selbstständigkeit.

— —

Abscheu der, S. Ab und scheuen mit dem Zeichen der Selbstst.

Abschied der, Ein Händedruck, und Empfehlung mit der rechten Hand, und Verbeugung des Kopfes.

— —

Abt der, S. Priester, dann werden die zwey Zeigefinger überekreuz gelegt und an die Brust geführt.

— —

Accord der, Das A, wird vom Munde weg, sodann zu demselben zurückgeführt, und der Handschlag gemacht.

Ach! Die beyden geballten Fäuste werden mit einer schmerzhaften Miene emporgehoben.

— —

Acht die, a) (figyelem) Das A der rechten Hand wird an die Stirn und von dort weg, wie auf einen vor sich stehenden Gegenstand gewendet. b) (számkivetés) S. Bann, und Ausschließen.

Acht, Diese Zahl wird an den Fingern gezeigt.

Achte, Als Ordnungszahl, diese Zahl wird mit den Fingern abwärts gedeutet, und dann aufwärts geschleudert.

Achtel das, S. Achte, und Theil mit dem Zeichen der Selbstst.

Achtens, S. Acht, dann wird mit dem Zeigefinger der rechten Hand die vor sich aufwärts gehaltene linke Handfläche gegen sich zweymal bestrichen.

Adel der, Das A der rechten Hand wird von der Gegend des Herzens etwas ab, dann aufwärts geführt, und das Zeichen der Selbstst. beygelegt.

Adeln, S. Adel, und Zeitwort.

Admiral der, S. See und General.

Advent der, S. vier Wochen vor Weihnacht.

Alaun der, S. Salz und herb.

Alt, Die beyden Wangen werden mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, bey gebeugtem Leibe von oben abwärts bestrichen.

Amen, Die beyden abwärts gehaltenen Handflächen werden vor sich aneinander gelegt und ein wenig gesenkt.

Amerika, S. Welt, Theil, Menschen und röthlich.

Amethyst der, S. röthlich blauer Stein.

Amper der, S. Holz, dann wird vor sich mit beiden Zeigefingern eine Rundung gemacht, und mit der rechten Hand das Heben und Tragen nachgeahmt.

Antwort die, Man führt das A der rechten Hand in eine kleine Entfernung vom Munde weg, dann wieder zurück.

Antworten, Z. Antwort mit dem Zeichen des Zeitwortes.

Apostel der, Z. Prediger Christi.

Apostolisch, Z. Apostel mit dem Zeichen des Beywortes.

April, S. 4ter und Monath.

Ärger der, S. ärgern, und das Zeichen der Selbstst.

Ärgerniß die, das, Z. Reitzen, mit A, dann die Endsylbe niß.

Aufrichtig, S. Auf, dann wahr mit R und die Endsylbe ig.

Aus, a) Das A der rechten Hand wird mit der Fläche abwärts gesenkt, dann der freigelassene kleine Finger aufwärts gewendet, und sodann in die Höhe gefahren. b) Wird es aber mit einem Zeitworte, welches eine Endung der Handlung bedeutet, verbunden, kann man auch mit A das Zeichen des Endes hinzugeben.

Außen, Deute Aus, und den Buchstaben n.

Außer, Deute Aus, und führe die Hand in der nähmlichen Höhe gegen die rechte Seite, und lasse sie senkrecht fallen.

(183 Wörter.)

B.

Bald, Mit der Spitze des Zeigefingers der rechten Hand wird der linke Zeigefinger nahe an seiner Spitze abwärts bestrichen, und das B vor der Brust in gerader Richtung ein wenig vorwärts geschoben.

Bär der, Mit allen Fingern beyder Hände wird an der Brust gezupft, dann werden die beiden b vor den Achseln einigemal sammt dem ganzen Oberleibe rechts, und links geschaukelt.

Barmherzig, die beyden offenen Hände werden an das Herz gedrückt, dann Herz gedeutet, und die Endsylbe ig dazu gefügt.

Bart der, Mit dem Daumen, Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand wird das Kinn gefaßt und abwärts gestrichen.

Bauch der, Zeige auf den Gegenstand selbst.

Wir brechen hier ab, weil die vorangegangenen Sprachproben genügen dürften, einen Einblick in das eigenartige Verfahren, wie die Gebärden erzeugt wurden, zu gewinnen. Der Wert der Beispiele liegt heute überhaupt nur noch auf psychologischem Gebiete; denn eine praktische Bedeutung haben sie

schon lange nicht mehr, da die Sprache des gekennzeichneten Wörterbuches bereits zu den „toten“ zu rechnen ist.

Die Summe aller Vokabeln macht aber noch nicht das Wesen einer Sprache aus. Der lexikalische Teil derselben bietet vielmehr nur das Material, das erst noch grammatikalisch zu verarbeiten ist. Die Beziehungen der einzelnen Begriffe zueinander finden ihren Ausdruck in der Konstellation der Wörter im Satze und bei den flektierenden Sprachen außerdem noch in den Wortveränderungen. Hier liegen auch die Hauptschwierigkeiten, die sich der Erlernung einer fremden Sprache in den Weg stellen. Auf Seite 58 habe ich schon darauf hingewiesen, daß einzelne Wörter eines fremden Idioms ziemlich mühelos aufgenommen werden, daß dagegen ganze Sätze nur langsamer in den eigenen Wortschatz übergehen, und daß da, wo die fremde Sprache schulmäßig erlernt werden muß, mehr oder minder größere Schwierigkeiten sich fühlbar machen. Wie nun einzelne Methodiker die syntaktische Seite der künstlichen Gebärdensprache ausbildeten, und wie sie gleichzeitig die Deklination und die Konjugation unserer Wörter auch in der Zeichensprache zu berücksichtigen suchten, soll in den nächsten Kapiteln gezeigt werden.

XIII. Kapitel.

Die Bewertung der Gebärdensprache war von größter Tragweite für die Gestaltung des Taubstummenunterrichts, und Rößler hat nicht unrecht, wenn er die Antwort auf die Frage nach dem Gebrauche derselben beim Unterrichte das Schiboleth der Methodiker nennt. Es wäre durchaus nicht an den Haaren herbeigezogen, wollte man eine Geschichte des Taubstummenbildungswesens vom Standpunkte der Anwendung der Gebärdenzeichen aus abfassen. Hier sollen indes nur einige Mitteilungen folgen, die von allgemeinem Interesse sind.

Man unterscheidet im Taubstummenlehrfach gewöhnlich zwei Unterrichtsarten, die man nach den Ländern, in denen sie zunächst ihre Ausbildung gefunden haben, die deutsche und die französische Methode nennt. Beide Systeme sind voneinander grundverschieden. Die französische Schule folgte der Richtung, welche durch die natürliche Anlage der Taubstummen und durch die aus ihr erwachsende Weise des Gedanken- ausdrucks bestimmt ist, während die deutsche Schule als Ziel ihres Unterrichts die Lebensbestimmung des Taubstummen, sich als ein selbständiges Glied in der menschlichen Gesellschaft zu bewegen, in dem Auge behielt.

Ersterer galt als oberstes Prinzip: Erziehe naturgemäß, und letztere folgte hauptsächlich dem Leitsatze: Erziehe kultur- gemäß. Die eine sah auf die Notwendigkeit, wie sie im Leben ohne äußeres Zutun von innen heraus zum Durchbruch drängt, und die andere rechnete mit der Möglichkeit, innen brach liegende Anlagen durch Einwirkung von außen her zur Ent- faltung zu bringen.

Die französische Schule wollte also den Taubstummen in seinen ihm gebliebenen Sinnessphären weiter ausbilden, indem sie jeden Sinn bloß in den ihm auch bei Hörenden zustehenden Funktionen weiter zu entwickeln bemüht war. Die deutsche Schule suchte dagegen für den mangelnden Sinn einen Ersatz zu schaffen, indem sie andere Sinne substituierte. Erstere erblickte ihre vornehmste Aufgabe in der künstlichen Aus- bildung der Gebärdensprache, und letztere faßte als Unterrichts- ziel die Aneignung der Lautsprache ins Auge, die freilich bei dem Taubstummen nicht so mit elementarer Gewalt vor sich geht wie bei dem Hörenden.

Mein Bemühen wird es nun sein, in den nachfolgenden Ausführungen das nötige Augenmaß der Notwendigkeit und der Möglichkeit gegenüber zu gewinnen.

Es gibt in der ganzen Welt keinen Taubgeborenen, der der Gebärdensprache vollständig fern steht, es sei denn, daß er — einem Kaspar Hauser gleich — ohne jedweden Verkehr mit Menschen aufwächst, oder daß er blöden Geistes ist. Wenn er als kleines Kind in einer Prüfung Fragen gegenüber nicht gleich reagiert, so hat das nicht darin seinen Grund, daß er nicht im Besitze einer Gebärdensprache ist, sondern daß er fremden Personen gegenüber zuerst schüchtern auftritt, oder

daß die Zeichen, die man an ihn richtet, nicht ganz den seinigen entsprechen. Der Taubstumme muß gebärden, weil sein Inneres, wie wir weiter vorn gesehen haben, nach Ausdruck ringt, und seine Konstitution gibt ihm auch das Mittel, seinen ihm von Natur innewohnenden Sprechtrieb zu befriedigen, und zwar in der Körpergebärde. Sie ist naturbedingt. Wie der Vollsinnige die Lautsprache in frühester Jugend ohne unterrichtliche Einwirkung erlernt, so eignet sich auch der Taubstumme schon auf dieser Kindheitsstufe die Gebärdensprache — allerdings nur in ihren Anfängen — an. Wenn auch der Taubstumme nach der reinen Lautsprachmethode unterrichtet wird, so besitzt er doch die Elemente der Gebärdensprache, weil dieser Unterricht erst in einer Zeit beginnen kann, in der der kleine Taubstumme schon über die ersten Entwicklungsstadien hinweg ist. Auch solche Taubstummen, die man nach der reinen deutschen Methode unterrichtet hat, und die ausschließlich mit Hörenden in sprachlichem Verkehr gestanden haben, erlernen, wenn sie später mit ihren Schicksalsgenossen zusammen kommen, die Gebärdensprache ohne Mühe im Handumdrehen.

Dagegen hat noch niemals ein Taubstummer durch bloßen Verkehr mit seiner hörenden und sprechenden Umgebung die Lautsprache erlernt, weil eben diese, was Ursprünglichkeit und Natürlichkeit anbelangt, für ihn hinter der Gebärdensprache zurücksteht. Er kann aber, da er in der Regel im Besitze normaler Sprechwerkzeuge ist, die Lautsprache auch erlernen, freilich nicht so leicht und so schnell, sondern auf einem langen, mühevollen, künstlichen Wege. Wir werden weiter unten noch mehrfach Gelegenheit haben, denselben näher kennen zu lernen. Hier sollen nur einige Worte uns Aufschluß über das Wesen der deutschen Methode geben.

Dem Vollsinnigen dient sein Gehör zur Aufnahme der Lautsprache vonseiten anderer und zur Kontrolle der eigenen. Bei dem hörenden Kinde ruft der gehörte Sprachlaut das Bestreben wach, ihn nachzuahmen, so daß sich Sprachlaute und Artikulationsempfindungen eng verknüpfen und gegenseitig auslösen.

Der Taubstumme spricht unsere Sprache nicht, weil er sie nicht hört. Für den fehlenden Gehörsinn sollen Gesichts- und Tastsinn eintreten.

Mit Hilfe dieser sieht und fühlt er die Laute vom Sprechapparate des Lehrers ab und sucht sie nachzubilden, was aber,

da er seine Sprechwerkzeuge von Anfang an ihrer geringen gymnastischen Übung wegen nicht in voller Gewalt hat, keineswegs immer gleich gelingt, sondern mehrfacher Versuche bedarf. Während bei dem vollsinnigen Kinde Hören und Sprechen in innigem Zusammenhange stehen, so fallen bei dem ersten Sprachunterrichte des Taubstummen Verstehen und Gebrauchen der Sprache nicht so zusammen; sie sind vielmehr von Anfang an getrennte Tätigkeiten, die erst durch neue, künstlich eingeübte Associationen miteinander verbunden werden. Eine Association zwischen den Gesichtsbildern der Sprachbewegungen und den Artikulationsempfindungen, die hauptsächlich auf dem Muskelgefühl in den Sprechwerkzeugen beruhen, ist bei hinreichender Übung wohl möglich, und deshalb ist der Unterricht der Taubstummen in der Lautsprache wohl etwas Künstliches, aber nicht gerade etwas Unnatürliches. Eine wahre Kultur soll ja auch nicht gegen die Natur sein, sondern diese erhöhen und krönen. W. Wundt charakterisiert beide Unterrichtsarten folgendermaßen:

„Die französische Schule fordert das psychologisch Angemessene, die deutsche das ethisch Erstrebenswerte. Nun ist die den Fähigkeiten des Taubstummen angemessene Sprache selbstverständlich die Gebärdensprache. Vermöge seiner natürlichen Anlagen würde er nie zu einer anderen Art der Mitteilung gelangen. — Ist diese Methode zweifellos diejenige, die das erreichende Ziel am meisten den psychischen Eigenschaften anpaßt, so ist aber dieses Ziel selbst ein ethisch unbefriedigendes; es verurteilt den Gehörlosen zu einer Sonderexistenz unter seinesgleichen oder in der Gesellschaft der Vollsinnigen, in der er nur in kümmerlichster Weise an den Gütern des gemeinsamen Lebens teilnimmt.“

Der Vater der methodischen Zeichensprache ist der französische Abbé de l'Epée (1712—89). Auf Grund der natürlichen Gebärden schuf er mit Hilfe freigewählter Zeichen durch Wort- und Satzanalyse, wie wir des weiteren sehen werden, ein neues Unterrichtssystem nach dem Plane der Grammatik seiner Landessprache. Diesem stellen die meisten Geschichtsschreiber seinen Zeitgenossen Samuel Heinicke (1727—90) als Begründer der deutschen Methode gegenüber, was freilich nicht ganz zutreffend ist; denn schon vor Heinicke haben deutsche Männer Taubstumme mit Erfolg in der Lautsprache unterrichtet

und Werke hinterlassen, die nach ihrem methodischen Werte hin Heinickes Fachschriften noch übertreffen.

Wenn gleichwohl die Namen dieser beiden Männer meist mit einem Atemzuge ausgesprochen werden, so liegt eine gewisse Berechtigung dazu vor; denn de l'Épée war der Begründer der ersten französischen Taubstummenanstalt zu Paris (1770), und Heinicke errichtete die erste derartige Anstalt in Deutschland zu Leipzig (1778). Wohl gab es ja schon früher in beiden Ländern einzelne Personen, die sich mit der Ausbildung Taubstummer befaßten; aber es waren das durchweg Dilettanten, die sich nur nebenbei oder bloß vorübergehend mit diesem Spezialunterricht beschäftigten, während nun die Erziehung Taubstummer zu einem besonderen Lebensberufe wurde. Die Taubstummenlehrer von heute sehen darum diese beiden Männer auch als ihre geistigen Ahnen an. Handelte es sich früher um Personen, die ohne jedwede Fühlung miteinander zu haben, einzelne Bildungsversuche an Taubstummen vornahmen, die, was die Methode anbelangt, ganz unabhängig voneinander verliefen, so läßt sich von der Begründung der ersten Taubstummenanstalten an, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und zu denen später noch eine Reihe von Schwesterinstituten gekommen ist, eine fortlaufende Entwicklungsgeschichte nachweisen.

Damit ist aber auch die Parallele erschöpft; denn die beiden Männer zeigen in ihrer Wesensart und in ihrem Entwicklungsgange, der gewiß auf die Ausprägung ihrer Persönlichkeit nicht ohne Einfluß geblieben ist, weit mehr Gegensätzliches als Gleichartiges, und man kann sie darum mehr gegenüber als nebeneinander stellen.

Abbé de l'Épée wandte sich der Taubstummenbildungssache zu, um ihr zu leben, Heinicke dagegen, um von ihr zu leben. Der wohlthätige Abt opferte sein ganzes Vermögen, um anderen zu dienen; Heinicke konnte dagegen weder Geld noch Gut opfern, weil er nichts besaß. Er wollte verdienen; denn für ihn sollte der Taubstummenunterricht zur Erwerbsquelle werden, während er für ersteren ein reines Werk der Barmherzigkeit war.

Abbé de l'Épée war die verkörperte Nächstenliebe, eine wahre Nazarenernatur, die in ihrer Opferfreudigkeit keine Grenzen kannte, die selbst vor Hunger und Frost nicht zurückschreckte, wenn es galt, die geliebten Taubstummen ihrem

Elend zu entreißen. Der Opfermut und die Selbstlosigkeit haben den Mann mit dem johanneischen Herzen, bei dem sich zu seinem Gute die Güte in reichstem Maße gesellte, verklärt und ihn für die Taubstummenlehrer aller Länder und Zeiten zu einem leuchtenden Vorbilde erhoben.

Bei Heinicke war dagegen der Erwerbssinn stark ausgeprägt, verlangte er doch für die Preisgabe seiner Methode die für damalige Zeit ganz unerhörte Summe von 10000 Talern, zumal wenn man berücksichtigt, daß er doch seinen zeitgenössischen Kollegen gegenüber nach methodischer Seite hin so gut wie nichts voraus hatte; denn sein Arkanum, wonach er bei dem taubstummen Schüler durch Eingeben verschiedener Flüssigkeiten die Vokale festhalten wollte, und worauf er sich soviel einbildete, kann man doch unmöglich als eine Methode anerkennen, ganz abgesehen davon, daß die Prozedur ohne jeden Nutzen ist. Entweder wollte er seine Konkurrenten damit auf eine falsche Fährte führen, oder er ist ein Opfer seiner Selbsttäuschung geworden. Die Gründung der Leipziger Taubstummenanstalt war eigentlich auch weniger ein Verdienst von ihm, als vielmehr ein Glück für ihn; denn er gelangte dadurch zu einer gesicherten Lebensstellung. Wenigstens muß man dem Kurfürsten von Sachsen, der die Mittel zur Unterhaltung der jungen Anstalt bereit stellte, auch einen nicht unwesentlichen Teil des Verdienstes mit zuschreiben.

Ein Vergleich dieser beiden Männer muß darum zu gunsten des Franzosen ausfallen. Daher auch die verschiedene Wertschätzung der beiden von ihren Zeitgenossen. Ich erinnere hier an jenes Fragespiel: „Wer ist in Frankreich der größte jetzt lebende Mensch? Antwort: Die Natur nennt Buffon, die Wissenschaft d'Alembert, Wahrheit und Empfindung sprechen für Jean Jaques Rousseau, Witz und Geschmack für Voltair, — aber Genie und Menschlichkeit rufen laut den Namen de l'Epée! Ihn ziehe ich allen vor.“ Daß er zu den Unsterblichen der Akademie zu Paris gehörte, ist danach ganz selbstverständlich.

Während sich der französische Abt eines Weltruhms erfreute, hatte sich der deutsche Schulmeister nicht zu einer allgemeinen Anerkennung durchringen können. Nicht wenige hatten an seinem Wesen und an seinem Handeln so manches auszusetzen, und in den vielen Streitigkeiten, die er durchzufechten hatte, konnte er seine Vergangenheit nicht verleugnen,

und die grimme Landsknechtsnatur brach dann bei ihm öfters wieder durch. So kam es, daß feinfühligere Naturen von ihm abgestoßen wurden. Es ist bekannt, mit welcher Geringschätzung ein Goethe über ihn dachte. Und Schulrat Walther schreibt in seiner Geschichte des Taubstummen-Bildungswesens: „Sein Lebensabend war nichts weniger als glücklich. Die unaufhörlichen literarischen Fehden brachten ihn in eine anhaltend gereizte Stimmung, welche das Verhalten gegen seine nächste Umgebung, die Schüler mit eingeschlossen, beeinflusste.“

Das Gerechtigkeitsgefühl erfordert es allerdings, daß wir nicht außeracht lassen, wie groß die Pflichten waren, die er als Familienvater seinen Kindern gegenüber zu erfüllen hatte, während de l'Epée als Cölibatär ohne jeden Anhang ganz in seinen Ideen aufgehen konnte. Es hungert sich bekanntlich leichter selbst, als daß man Frau und Kinder darben sieht. Und wenn wir sehen, welche exorbitante Forderungen in unserer Zeit manche Sanatorienbesitzer stellen, die doch auch zu den Wohltätern der Menschheit gerechnet sein wollen, und welche ungeheuren Geldsummen sie in verhältnismäßig kurzer Zeit zusammenwerfen, so muß man doch sagen, daß diesen gegenüber Heinicke's Ansprüche wie die eines armen Waisenknaben sich ausnehmen.

Immerhin hat Heinicke auch seine großen Verdienste um die Taubstummenbildung, die ihm nicht bestritten werden sollen. Als die französische Methode auf ihrem Siegeszuge ein Land nach dem anderen einnahm, so daß es den Anschein hatte, als ob sie die ganze zivilisierte Welt in kurzer Zeit erobern wollte, da hat er dem gewaltigen Ansturm gegenüber wacker standgehalten und das Lautsprachprinzip im Taubstummenunterricht de l'Epée gegenüber nach Kräften verteidigt. Damals stand er mit seinen Ansichten so ziemlich isoliert da. Die Zeit hat ihm aber Recht gegeben; denn fast überall hat man sich jetzt zur deutschen Methode bekehrt. Selbst in Frankreich ist die „methode orale“ als das zweckmäßigste Unterrichtsverfahren neuerdings eingeführt. Die Namen „deutsche und französische Methode“ haben darum nur noch eine historische Berechtigung. Man hat sich im Laufe der Jahre von der Unzulänglichkeit der Gebärdensprache überzeugt und mehr und mehr eingesehen, daß doch nichts so imstande ist, den Menschen zu adeln, wie unsere Lautsprache, und daß der Taubstumme durch die Er-

lernung derselben seinen vollsinnigen Mitmenschen dadurch am nächsten gerückt wird.

XIV. Kapitel.

Wenn wir hier nun Samuel Heinicke gänzlich ausscheiden und uns in den nachfolgenden Zeilen mit de l'Epée und seinem Werke ausschließlich befassen, so liegt darin nicht etwa Animosität, sondern unser Verhalten erklärt sich durch den Zweck dieser Schrift.

Um die künstliche Gebärdensprache näher kennen zu lernen, müssen wir uns zunächst bemühen, de l'Epée's Gedankengängen zu folgen, die ihn zur Schöpfung seines Systems führten, das sich uns als sein ureigenes Werk präsentiert. Er schrieb: „Gehör und artikulierte Laute sind das Vehikel für die Erwerbung der Kenntnisse, mit denen unser Geist bereichert wird. Die Begriffe haben aber nicht mehr Verwandtschaft mit den Lauten, als mit den Schriftzeichen, weil sie mit diesen wie mit jenen nur durch ein willkürliches, konventionelles Banp verknüpft sind. Der letzteren werden wir uns beim Unterrichte unserer gehörlosen Zöglinge zu bedienen haben.“ Die Schrift hatte aber nur den Zweck, die Taubstummen mit den Vollsinnigen in Kontakt zu bringen. (Der Gebrauchswert der Schriftsprache war bei der großen Zahl der Analphabeten damals freilich nicht allzu hoch einzuschätzen.) Im Seelenleben der Taubstummen hatte sie nur eine untergeordnete Bedeutung; denn Träger der Gedanken blieb nach seiner Ansicht immer die Gebärde. In einem Briefe schrieb er auch in diesem Sinne an den Abbé Sicard: „Hoffen Sie nicht, daß Ihre Schüler ihre Gedanken jemals durch die Schrift wiedergeben können. Unsere Sprache ist nicht ihre Sprache; diese ist die der Zeichen. Es mag ihnen genügen, wenn sie unsere Sprache in die ihre zu übersetzen verstehen, wie wir selbst fremde Sprachen übersetzen, ohne darin denken, noch uns darin ausdrücken zu

können.“ Abbé de l'Epée war hier in einem Irrtum befangen, der sich dadurch erklärt, daß er noch nicht lange und intensiv genug seinen Unterricht betrieben hatte; denn die Beherrschung der Sprache setzt immer viel Übung voraus. Sicard hat später den Beweis glänzend erbracht, daß auch ein Denken in der Schriftform der Sprache möglich ist.

Abbé de l'Epée wollte nun den Taubstummen die Gebärde lassen, bemühte sich aber, um sie für eine höhere geistige Ausbildung derer, die sich ihrer bedienen, geeignet zu machen, sie nach dem grammatischen Baue der Lautsprache umzuformen. Dr. Neumann schreibt darüber in seinem Buche „Die Taubstummen-Anstalt zu Paris“:

„Er glaubte zu dem Zwecke die Geberdensprache seiner Taubstummen der französischen Sprache annähern und mit den Geberdenzeichen eines jeden Wortes immer zugleich die diesem entsprechende grammatische Analyse verbinden zu müssen. So nach fügte er beim Diktiren eines einfachen oder zusammengesetzten Satzes den Geberdenzeichen für die einzelnen Elemente desselben noch besondere Zeichen bei, für die grammatischen Formen der Wörter sowohl, als auch für ihre technische Benennung in dem System der französischen Grammatik und ihre syntaktische Bestimmung. So war z. B. das Zeichen für Tempus: der Buchstabe T im Fingeralphabet und eine gerade Linie in der Luft gezogen, wodurch die Dauer der Zeit versinnbildet werden sollte; — für Verbum ein V und eine senkrechte Linie, um damit den Raum anzudeuten, den das Zeitwort in seiner Abwandlung auf dem Papier einzunehmen pflegt.

Den etymologischen Theil seiner Zeichen-Sprachlehre betreffend, suchte Epée die zusammengesetzten Wörter der französischen Sprache in ihre materiellen Bestandteile zu zerlegen, und bildete danach die stellvertretenden pantomimischen Zeichen; als: *satisfaire* = *faire assez* — *introduire* = *conduire dedans* — *comprendre* = *prendre avec (cum)* — *intelligence* = *lire interieurement (intus legere)*! — *commun* = *comme un etc. etc.*

Wenn nun gleich Epée sich mit dieser, mitunter sehr unglücklichen Wortanalyse nicht begnügt, sondern seinen Schülern auch den eigentlichen Sinn der Wörter durch Geberde und erläuternde schriftliche Beispiele begreiflich gemacht haben wird: so läßt sich doch mit Recht annehmen, daß seine zum Theil wörtliche Übertragung seiner Nationalsprache in die Geberden-

sprache, so wie seine grammatischen Zeichen, bei aller Vorsicht, häufig Mißverständnisse veranlassen, und hinsichts der Befähigung der Zöglinge zum eigenen Gedankenausdruck in der Schriftsprache, unsichere Resultate liefern mußten. Denn lehrt schon die Erfahrung, daß eine bloß wörtliche Übersetzung, wegen der Verschiedenheit des Genius zweier Sprachen, öfters unverständlich wird; um wieviel mehr muß dieß bei der Gebardensprache der Fall seyn, die durchaus ohne alle grammatische Formen ist.“

In einem Briefe an Samuel Heinicke hat dann de l'Epée noch Gelegenheit genommen, seine Methode durch folgende Ausführungen näher zu charakterisieren:

„Wenn Sie unsere Methode gekannt hätten, so hätten Sie nicht dem Lehrer von Wien die Frage vorgelegt, ob der Taubstumme, welcher die geschriebenen Wörter sieht: „Bringen Sie dieses Buch“ (*apportez ce livre*) und weiter: „Ich möchte, daß Sie dieses Buch mitbrächten“ (*je voudrais que vous apportassiez ce livre*) nicht durch diese Formveränderung verwirrt und irritiert würde.

Er wird keineswegs irritiert (und Sie werden mich entschuldigen, wenn ich weiter auf die Grammatik eingehe, sehr geehrter Herr): denn unser Taubstummer, welcher in der Hand einen Stock zum Zeigen hat, wird mit demselben auf die Linie der für diesen Zweck eingerichteten Tafel zeigen, wo die Gegenwart der Wirklichkeitsform „bringen“ steht, während er das Wort „mitbrächte“ unter der 2. Person der Mehrzahl des Imperfekts im Konjunktiv des französischen Zeitwortes „tragen“ (*porter*) angeben wird, welches ein transitives Zeitwort der 1. Konjugation ist; derselbe wird auch hinzufügen, daß es in der 2. Person steht, weil man zu jemanden spricht, und in der Mehrzahl, weil wir in unserer Sprache als Höflichkeitsform die 2. Person der Mehrzahl anwenden (wo die Deutschen die 3. Person der Mehrzahl gebrauchen); ferner wird er angeben, daß es im Imperfektum steht, dieweil nach der Gedankenordnung, welche aus dem Zeitworte (*je voudrais*) hervorgeht, die Handlung verrichtet sein sollte, also vergangen ist, obgleich sie in Wirklichkeit in der Zukunft liegt, nach der Voraussetzung des Wollens (ich möchte — ich würde wollen), welche ihr vorangeht. Auch wird er angeben, daß es im Konjunktiv steht, weil der Satz nicht in direkter Rede ausgedrückt und weil ein Zeitwort einem

andern zugefügt ist. Außerdem wird er angeben, daß es transitiv gebraucht ist, weil der Satzgegenstand die Tat ausführt; endlich, daß es die 1. Konjugation ist, weil es im Infinitiv auf „er“ (porter) endigt. Unser Taubstummer wird bestimmt alles das ohne Hilfe des Lehrers zeigen (?), und ohne Zweifel werden Sie zu der Überzeugung gelangen, daß derselbe die Regeln der Konjugation beherrscht.

Wenn Sie unser Buch gelesen und verstanden hätten, aber es ist französisch geschrieben, so würde Ihr Brief an den Lehrer in Wien nicht die drei folgenden Behauptungen enthalten, welche der Wahrheit entgegen stehen: 1. das Gehör kann nicht durch das Gesicht ersetzt werden; 2. sogar mit Hilfe der Schrift und der methodischen Zeichen kann der Geist des Taubstummen keine abstrakten Begriffe auffassen; 3. die auf diese Weise angelernten Zeichen und Wörter müssen bald vergessen werden.“

(W. Reuschert.

Deutscher Taubstummenlehrer-Kalender. 1889.)

Gewiß hatte die Gebärdensprache durch diese grammatikalischen Bezeichnungen erheblich an Bestimmtheit im Ausdruck gewonnen; sie hatte aber auch einen so ungeheuren Ballast an rein willkürlichen Gebärdenformen erhalten, daß sie den kleinen taubstummen Sprachschüler schier zu erdrücken drohte. Der sprachliche Verkehr erhielt dadurch etwas Mühseliges, Gequältes. Er konnte sich nur in einem reinen Schneckentempo vollziehen. Was würden wir dazu sagen, wenn wir uns immer statt unserer flüssigen Redeformen bei gewöhnlichen Unterhaltungen ausgesponnener Wort- und Satzanalysen zu bedienen hätten. Da würde wohl mancher lieber auf jedwede sprachliche Mitteilung verzichten. So ging es auch den Taubstummen. Sie wandten die grammatischen Zeichen außerhalb der Schule nicht an, sondern bedienten sich ihrer kurzen Gebärden.

Abbé Sicard, de l'Epée's Amtsnachfolger, brach darum auch schnell entschlossen mit dem alten System und warf die grammatikalische Überfracht kurzerhand über Bord. Damit hätte er sich aber, wenn er nicht etwas anderes an ihre Stelle gesetzt hätte, der Ermöglichung begeben, seine taubstummen Schüler über die enggesteckten Grenzen der natürlichen Gebärdensprache in das Reich des Abstrakten zu erheben.

In seinem Bemühen, die Charybdis seines Vorgängers zu umschiffen, geriet er in die Scylla eigener Irrungen. Hielt sich

de l'Epée zu sehr an die grammatische Form, so versah es Sicard wieder mit dem begrifflichen Inhalt der Wörter. Manche seiner Ausführungen machen ja dem Scharfsinn des Philologen alle Ehre, drücken aber seine Bedeutung als Pädagoge sehr herab. Er geriet in eine wahre Erklärungswut; denn er wollte sogar überall da detaillieren und definieren, wo gar nichts zu erklären war. Begriffe wie gehen, laufen, schlagen, tragen und klopfen faßt der Taubstumme ohne weiteres auf, wenn man die Bewegungen vormacht, oder wenn er sonstwie Gelegenheit hat, die betreffende Handlung zu beobachten. Da ist jedwede Analyse, wie sie Sicard schon am Anfange des Unterrichtes für nötig hält, nicht nur unnütz, sondern vom Übel. Dr. Neumann sagt darüber:

„Wie sich nun aber Sicards Zeichensprache, in Folge seiner Ansichten von dem Sprachunterrichte der Taubstummen, gestalten mußte, ist leicht zu erachten. Indem S. seinen Zöglingen alles zum Voraus definieren wollte, was entweder an und für sich keiner Definition bedarf, oder doch erst im Laufe des Sprachunterrichts, auf dem Wege der Analogie und Etymologie und durch Anwendung in zweckmäßig gewählten Beispielen, seine Erläuterung findet; geriet er in ein Labyrinth von Zeichen, aus dem sich gewiß nur die fähigsten Köpfe seines Schüler-Coetus haben herausfinden können. Wie schwer mußte es dem Taubstummen sein, sich aus den einzelnen, bisweilen sehr unbestimmten elementarischen Begriffszeichen zur Gesamtanschauung des Wortbegriffs zu erheben!

Es seien hier als Beispiele noch einige von den Begriffszeichen des Abbé Sicard, wie man sie in seiner Zeichentheorie findet, aufgeführt.

Um das Wort Lebensalter (age) den Taubstummen begreiflich zu machen, sind nach Sicard folgende analytische Zeichen erforderlich:

- 1) Das Zeichen für geboren werden; (!)
- 2) „ „ „ wachsen;
- 3) „ „ „ die Gegenwart.

Für Kindheit:

- 1) Zeichen eines Kindes;
- 2) Zeichen der Geburt und des Wachstums;
- 3) mit einer lebhaften Miene das Erwachen der Vernunft (les approches de la raison) angedeutet.

Zeichen für Handwerksmeister:

- 1) Die Finger der rechten Hand geschlossen, mit Ausnahme des Daumens, den man allein erhebt;
- 2) diesen an die Stirne gesetzt, um das Haupt anzudeuten;
- 3) den Daumen gegen den Himmel erhoben, um damit anzudeuten, daß der Daumen der Erste sei und über die andern Finger Herrschaft ausübe, so wie dies zwischen dem Werkmeister und seinen Arbeitern der Fall ist*).

Für das Beschaffenheitswort schwarz gibt S. folgende erklärende Zeichen:

- 1) Zeichen eines undurchsichtigen, porösen Körpers, welcher die Lichtstrahlen empfängt, aber nicht zurückwerfen kann;
- 2) das Zeichen gänzlicher Dunkelheit, welches darin besteht, daß man die Augen schließt und durch Gebärden zu verstehen gibt, wie man die Stelle des Gegenstandes veretre, und schwarz sein würde, wenn es Nacht wäre (!!);
- 3) das Zeichen des Beschaffenheitswortes.

Rot:

- 1) Zeichen des Bluts;
- 2) Andeutung durch Gebärden, daß man es (das Blut) nicht berühren, sondern nur betrachten solle;
- 3) Zeichen für Beschaffenheitswort und zugleich für die Abstracta: Röthe und der Rothe.

Jahr erfordert nach S. folgende Zeichen:

- 1) Mit der linken Hand die Sonnenkugel angedeutet, und zwar als einen im Mittelpunkte der Bewegung unserer Erde und der übrigen Planeten feststehenden Körper;
- 2) mit der rechten Hand die Erdkugel und den Kreislauf derselben um die Sonne bezeichnet.“

Abbé Sicard nannte diese Gebärden die logischen Zeichen. Er war auf seine Schöpfung nicht wenig stolz. Es ging ihm so wie manchen Eltern, die in ihre Kinder vernarrt sind und sich den Fehlern derselben gegenüber vollständig blind verhalten. Aber auch seine Mitarbeiter und Nachfolger zogen in diesen alten, ausgefahrenen Geleisen ruhig weiter. In Dr. Neumanns Reisebericht lesen wir:

„Dieselbe Weitläufigkeit, wie bei der Mitteilung der Wort-

*) 3^o. Faire partir le pouce du front, et le lever vers le ciel, pour marquer que le pouce est le premier, et qu'il commande aux autres, comme le chef d'un atelier commande aux ouvriers.

zeichen, fand ich auch in der Bildung der den Gegenständen entsprechenden Gebärdenzeichen. Um z. B. das Wort Baum zu bezeichnen, hat der Lehrer 3 Zeichen nötig:

- 1) die Darstellung eines tief in die Erde eindringenden Gegenstandes;
- 2) das Zeichen für Wachsen und fortschreitende Erhebung;
- 3) die Form der Äste, welche von dem Stamme ausgehen und vom Winde bewegt werden.

Für Frau sind die Zeichen noch verwickelter:

- 1) den Zeigefinger an die Stirn gelegt, als den Sitz des Denkens;
- 2) auf das Herz, als den Sitz des Willens;
- 3) beide Hände vom Kopfe ab über den ganzen Körper bis zu den Füßen hingezogen, um damit seine Beschaffenheit anzuzeigen, und daß er atmet und sich bewegt.

Nun folgen die Geschlechtszeichen, nämlich:

- 1) das Zeichen des Busens;
- 5) das Zeichen der physischen Schwäche, welches dadurch gegeben wird, daß der Lehrer beide Arme an den Hüften langsam herunterfallen läßt.

Abbé Salvan schrieb einem Knaben das Wort „singe“ auf die Tafel. Sogleich stand der Junge auf der Bank und repräsentierte, zum Gaudium der ganzen Klasse, den Affen bis zum Ekel natürlich in allen seinen Bewegungen und Verrichtungen, wobei denn auch sogar das Ablesen des Ungeziefers nicht vergessen wurde.“

Man kann es anfangen, wie man will; immer wird die Gebärdensprache, wenn man sie weiter ausbilden will, ihren natürlichen Charakter verlieren und die Selbstverständlichkeit, die ihr in dem Naturzustande innewohnt, einbüßen. W. Wundt schreibt dazu:

„Es ist, wenn man, wie es die französische Methode prinzipiell tut, die natürliche Gebärdensprache des Taubstummen soviel als möglich der Stufe der Lautsprache zu nähern sucht, sehr schwer, die Grenze einzuhalten, bei der das erfundene Zeichen nicht dennoch zu einem gekünstelten wird, das den natürlichen Bedingungen der Gebärdensprache selbst widerspricht. Wenn z. B. in dem System Sicards die Auf- und Abwärtsbewegung der geschlossenen Hände auf der Brust bei auswärts gekehrten Daumen das Verbum substantivum sein,

das Vorwärtsstoßen der geballten Fäuste mit aufwärts gerichteten Daumen das Adverbium noch, die Bewegung der Finger von den Schläfen nach außen die Konjunktion wann bedeuten soll u. s. w., so können schon diese Zeichen deshalb keine naturgemäßen Weiterbildungen der ursprünglichen Gebärdensprache sein, weil in dieser solche abstrakten Verba und Partikeln nicht existieren und ihrem ganzen Charakter nach nicht existieren können. Die Interpretation, die diese künstlichen mit den natürlichen Zeichen verknüpfen soll, läuft darum, falls sie überhaupt versucht wird, auf irgend eine Assoziation hinaus, die von dem Taubstummen mühselig erlernt werden muß, wenn er sie verstehen soll, und die er samt dem Zeichen, das durch sie begreiflich gemacht wird, in der Regel vergißt, sobald er sich von dem Zwange der Schule befreit weiß.“

An der Wiener Taubstummenanstalt waren zuerst die Gebärdenzeichen de l'Epées in Gebrauch, was sich daraus erklärt, daß die beiden ersten Lehrer genannten Instituts, Abbé Stork und May, auf Veranlassung Kaiser Joseph II. ihre Fachausbildung in Paris empfangen hatten. Ein Schriftchen „Anleitung zum Unterrichte der Taubstummen nach der Lehrart des Herrn Abbé de l'Epée“ (Wien 1786) läßt keinen Zweifel darüber. Indessen sollten schon nach Storks Rücktritt von der Leitung der Anstalt unter der Direktion seines Nachfolgers, Joseph May, tiefgreifende Veränderungen vor sich gehen, die dahin führten, daß man die ein Jahrzehnt lang gegangenen Bahnen verließ und neue Wege einschlug. Ein Anstaltsprogramm aus der Feder Joh. Michael Weinbergers gibt uns nähere Auskunft darüber. Dasselbe führt den Titel: „Versuch über eine allgemein anwendbare Mimik in Beziehung auf die methodischen Zeichen der Taubstummen“ (Wien 1806). Es sei mir gestattet, einige Gedanken aus dem Druckheftchen herauszuheben und hier mit kurzen Worten wiederzugeben:

Wenn in den Schriften der klassischen Autoren von Mimik gesprochen wird, so ist darunter immer nur an die die Rede begleitende Pantomime gedacht worden. Das älteste Werk, welches von den Geberdenzeichen in Beziehung auf den Taubstummen handelt, ist: „Dell' arte de Cenni da Giovanni Bonifacio. Treviano 1524, ein Quartband von mehr als 600 Seiten,

der im 1. Teile eine Anweisung zur Gebärdensprache gibt und im 2. Teile von der Nützlichkeit dieser Sprache redet. Dieser Schrift schließen sich die Werke von Bonet, de l'Epée und Sicard an, die zwar von unschätzbarem Werte für die Geschichte des Taubstummenunterrichtes sind, denen aber der eine Mangel anhaftet, daß die Verfasser bei ihren Lehrmethoden nicht von Beobachtungen über die natürliche Denkart der Taubstummen, sondern von mehr oder weniger einseitigen Fragmenten ihrer Nationalsprache ausgegangen sind. Sie kamen zwar alle und jeder für sich der vorher vernachlässigten Geistesbildung der unglücklichen Taubstummen zu Hilfe; aber sie beachteten zu wenig, daß der ununterrichtete Taubstumme seine symbolischen Zeichen durch Nachbildung der sichtbaren, der Hörende dagegen eine ganz andere Sprache durch Nachahmung der hörbaren Natur bildet. Während wir dort eine rohe Natursprache haben, die das Auge auf Grund der Formen und Bewegungen neu schafft, haben wir hier eine konventionelle Sprache, die schon durch Jahrhunderte gebildet ist und sich von einem Individuum auf das andere verpflanzt.“

Nachdem sich der Verfasser sehr eingehend über das Wesen der natürlichen Gebärdensprache verbreitet hat, die uns ja aus den vorigen Kapiteln hinlänglich bekannt ist, kommt er auf die neuen Wiener Zeichen zu sprechen. Er führt da unter anderem folgendes aus:

„Was nun mit der Sprache eines rohen Naturvolkes geschieht, wenn es sich nach dem Muster eines kultivierten bildet, dasselbe muß auch mit der Gebärdensprache geschehen, um die Unvollkommenheit derselben zu überwinden. Es ist aber dabei immer zu beachten, daß man nur Schritt vor Schritt bei der Verwandlung zum Charakter der Ton- und Schriftsprache vorgeht. Wie notwendig aber eine derartige Umwandlung der Gebärdensprache ist, das zeigen uns die großen Vorzüge, welche uns unsere Sprache bietet; dieselben bestehen darin,

1. daß sich alle Begriffe unserer Seele genau und deutlich in ihr ausdrücken lassen,
2. daß sie dies mit wenigen Worten tut,
3. daß sie das logische Verhältnis, daß die Wörter miteinander haben, gehörig bezeichnet,
4. daß die Art der Darstellung angenehm und von hinlänglicher Mannigfaltigkeit ist.

Wie unzählbar ist die Anzahl menschlicher Begriffe. Wollte man für jeden eine besondere Gebärde wählen, so stiege die Zahl der Zeichen ins Unendliche, wie ja auch die Chinesen 80000 verschiedene Wortcharaktere haben, zu deren Erlernung eine Lebenszeit gehört, während die germanischen Sprachen nach Fulda und Meusel nur 600 Wurzelwörter haben. Wodurch ermöglicht man es nun, daß der Taubstumme in seiner Sprache in ähnlicher Weise verfährt, wie wir im Deutschen?

Unsere Sprache ist dem Verfahren des Arithmetikers zu vergleichen, der aus so wenig Zeichen mittels deren Zusammensetzung unendliche Größen zu bezeichnen imstande ist. So kommt es in unserer Sprache vor, daß eine auszudrückende Idee aus zwei anderen entsteht, welchen bereits Namen gegeben worden sind. In diesem Falle setzt man einfach die beiden Wörter nach der Regel zusammen, man erhält dadurch die Komposita. Gesetzt aber, die Idee, welche einen Namen bekommen soll, ist nicht aus zwei Ideen zusammengefügt, sondern mit einer anderen verwandt, so gibt man dem bezeichneten Worte einen Zusatz oder eine Veränderung, man bildet Derivata oder abgeleitete Wörter. Um die Vervielfältigung der Wörter zu vermeiden, hat die Sprachkunst drittens noch einen Weg gefunden, durch die Flexionen Zeit, Zahl, Person u. s. w. der Wörter zu bezeichnen. Aber mit der Komposition, Derivation und Flexion ist noch nicht alles getan; es kommt noch etwas sehr Wichtiges dazu, nämlich durch die Art der Verbindung der Wörter im Satze ihre Beziehung zu einander auszudrücken (Syntax). Wie schon oben bemerkt, folgte der Taubstumme nach seiner Natur der sichtbaren Bezeichnungsart, der *lingua oculorum*; indessen verhält es sich mit unserer alphabetischen Schrift- und Tonsprache ganz anders.

Da hat nun auch der Spanier Bonet einen Ausweg gefunden, indem er zuerst ein Alphabet in die künstlich gegliederte Hand des Taubstummen legte und dadurch die Gebärdenzeichen mit den Schriftzeichen zu verbinden lehrte. Auf diese Weise bildete er die Hand zur Vertreterin der Zunge bei unserer Tonsprache aus; hierdurch wurde der Taubstumme dem alphabetischen Charakter unserer Schrift nahe gebracht, indem er nunmehr jeden im Worte vorkommenden Buchstaben vermittle des Handalphabetes ausdrücken und nach Erfordernis niederschreiben konnte.

Abbé de l'Epée und sein Nachfolger Abbé Sicard hatten zwar auch das Handalphabet in ihr System aufgenommen; sie benutzten es freilich nur hauptsächlich zur Bezeichnung der Eigennamen und sahen bei der weiteren Ausbildung keineswegs darauf, daß die Zeichen noch nicht alphabetisch waren, mit anderen Worten, noch nicht den Charakter unserer Wortsprache angenommen hatten.

Weinbergers Absicht bestand nämlich darin, die gewöhnlichen natürlichen Gebärdenzeichen mit Hilfe des Fingeralphabetes der Nationalsprache zu nähern und dadurch dem Taubstummen dahin zu verhelfen, aus einer in die andere mit Leichtigkeit überzugehen, so daß er sie im bürgerlichen Leben ohne große Mühe für das notwendigste Bedürfnis gebrauchen lerne und auch die Bezeichnungsart der Vollsinnigen leicht verstehe.

„Abbé de l'Epée sah indessen nur den Mangel einer Grammatik in der Gebärdensprache als das Hindernis an, weshalb die Taubstummen in ihrer geistigen Beschaffenheit und dem Verstehen der französischen Sprache soweit hinter den Vollsinnigen zurückbleiben müssen. Aus diesem Grunde glaubt er die Denk- und Ausdrucksweise des Taubstummen schon nach der Nationalsprache umgemodelt zu haben, wenn er beim Deuten eines französischen Wortes zu dem entsprechenden natürlichen Gebärdenzeichen eine eingehende grammatische Analyse hinzutreten ließ. Dadurch wurde der sprachliche Ausdruck mit einem ungeheuren Ballast grammatischer und syntaktischer Bestimmungen überfrachtet, der bei einem größeren Satze oder einer Periode mit mehreren eingeschachtelten Sätzen kaum noch zu übersehen war.“

Weinberger zeigt das an einem drastischen Beispiel, indem er einen Satz — „Wenn es gestern nicht geregnet hätte, so würde ich mit meinem Bruder in den Prater gegangen sein“ — zunächst in der umständlichen Ausführung der Pariser Zeichen und dann in einer einfachen Art, die dem Taubstummen besser liegt, wiedergibt:

„1) Das Geberdenzeichen einer bedingten Voraussetzung von Wenn.

Man zuckt die Achseln, hebt die Arme und die einwärts gebogenen Hände und Fingerspitzen wie den die Witterung zu bedenken scheinenden Blick unter einer etwas gekräuselten

Stirn aufwärts; legt darauf die beyden Zeigefinger nach einer kreuzweisen Verbindung über einander, um durch letzteres den *Conjunctivus* zu bezeichnen, darnach deutet man.

2) es, ein drittes nicht männliches, nicht weibliches Personwort.

Bey den Personwörtern *ich* und *du* deutet man mit dem Zeigefinger auf sich, und auf den Zuhörer, bey *er* auf einen dritten, und macht eine Bewegung nach dem Hute, um dadurch das Geschlecht desjenigen anzuzeigen, von dem geredet wird. Das Geschlecht des weiblichen Personwortes wird durch eine Bewegung nach dem Ohrringe oder nach der Haube unterschieden. Das sächlich unbestimmte Fürwort der dritten Person wird daher nach Andeutung eines dritten, und die Bewegung nach dem Hute und Ohrringe mit einer verneinenden Handbewegung (*Negation*) ausgedrückt. Nun folgt in unserm vorgesetzten Beyspiele:

3) gestern. In der Geberden-Sprache: Einen Tag zurück. Dieses wird durch das Zeichen von schlafen eins, und zurück durch die Bewegung der rechten Hand gedeutet. Man legt entweder die flache Hand oder einen Daumen an die Schläfe, und schlägt damit etwas über die Achsel zurück, dazu muß nun noch die grammatische Bestimmung eines *Adverbium* gesetzt werden, und dieses ist eine flache neben sich abwärts hängende Hand mit ausgestreckten Fingern.

4) nicht. Hier gebraucht man die natürliche Geberde der Verneinung, und um die Beziehung auf das darauf folgende *Verbum regnen* anzuzeigen, fordert die *de l'Epéesche Methode* kreuzweis in einander gehängte Zeigefinger.

5) geregnet. Das natürliche Gebärdengemählde enthält: Bewegliches Naß vom Himmel herab. Die dieß anzeigende Geberde ist: gleichzeitige Erhebung beyder Hände mit flach ausgebreiteten Fingern, wovon man vorher einen an der Zunge benetzte und dann von einer Höhe über sich in senkrechter Richtung, und mit beständiger Bewegung der Finger den Regen nachahmend herabfährt. Dazu kommt nun wieder nach der grammatischen Analyse das Zeichen des *Partizipium Präteriti*, mittels flacher zwey mal über der Achsel zurückgeworfenen Hand.

6) hatte. Dieses wird gedeutet: *Perfectum* von haben mit dem oben bey Wenn geschriebenen Zeichen des *Conjunctivus*.

Nun folgt der Nachsatz: So würde ich mit meinem Bruder in den Prater gegangen seyn.

So. Ausgestreckter Zeigefinger der rechten Hand in einer wagerechten Richtung von der Linken zur Rechten bewegt, und dann zum Bindezeichen in den Zeigefinger der linken fest eingehängt.

würde. Geberde des Perfectums von werden, verbindende Art. Wer die Bedeutung des Hülfswortes werden von der Bedeutung des gleichlautenden und gleichgeschriebenen selbstständigen Zeitwortes zu unterscheiden weiß, wird auch einsehen, daß der taubstumme Anfänger bey seinen von de l'Epée geforderten grammatischen Analysen sehr oft Fehlgriffe thun muß.

ich: Mit dem Zeigefinger auf sich zeigend.

mit: Ausgebreitete Arme, und beyde flachen Hände in einer sich allmählich an einander schließenden Bewegung.

meinem: ist ein Pronomen possessivum, steht hier in der dritten Endung des männlichen Geschlechtes in der einfachen Zahl. Dem Taubstummen muß ich also nach de l'Epée zuerst das Ich deuten, darnach die öfters Nachdrucks halber unsere Rede begleitende Geberde: Schlagen mit der flachen Hand auf die Brust, d. i. mein. Nun ist diesem Worte noch die adjektivische Form zu geben. Dieses geschieht mittels Vorstreckung der linken Hand, auf welche die flache rechte Hand geschlagen, und gleichsam als Symbol des Beywortes dem in der rechten Hand symbolisch dargehaltenen Substantive beygelegt wird. Dadurch schließt der Taubstumme, daß er meine aufschreiben soll. Endlich, um den noch fehlenden Flexionsbuchstaben m nach dem Erfordernisse des angegebenen Satzes zu ergänzen, gehört noch das Zeichen der dritten Endung des männlichen Geschlechtes hinzu. Man zeigt nämlich dem Taubstummen drey Finger der rechten Hand, schiebt den dritten mittels einer kleinen Bewegung vorwärts, die Ordnungszahl von der Grundzahl zu unterscheiden, nachher fährt man noch mit dieser Hand nach dem Hute, um dadurch das männliche Geschlecht zu bezeichnen, so hat man das Wort meinem gedeutet.

Ich breche ab, um durch eine weitere Aufzählung der zu diesem Satze erforderlichen Darstellungsgeberden den Leser nicht zu ermüden, und führe zum Gegensatze an, wie der ununterrichtete Taubstumme den nämlichen Satz aus der Schule

seiner taubstummen Kameraden oder andern seiner Bekannten gewöhnlich deutet.

Derselbe stellt den Sinn des obigen Satzes auf eine sehr einfache und verständliche Weise dar.

1. Macht er das Zeichen von Ich, und deutet gestern mit einer hoffnungsvollen Miene.

2. Dann macht er das natürliche Geberdenzeichen von mit und mein ohne alle Flexion, und setzt das von Bruder bey. Letzteres zu bezeichnen, streckt er die Zeigefinger beyder Hände gerade vor sich hin aus und führt sie der Länge nach dicht aneinander, um durch ihre Berührung die nahe Verwandtschaft, eine gewisse Gleichheit zu bezeichnen, und greift nach dem Hute, dem Geschlechtszeichen.

3. Deutet er den Prater, den nahen Wald mit Ringelspiel und türkischer Musik.

Jetzt verwandelt sich aber schnell die hoffnungsvolle Miene in eine finstere und er deutet mit einem Achselzucken aber regnen, macht dann eine resignirende abgespannte Miene, und deutet durch eine Bewegung beyder Hände, die er neben einander flach ausstreckt, und mehrere Mahle abwärts gegen den Boden drückt da bleiben, wobey er zugleich den Blick an den Boden heftet.

Der obige Satz wird also, nach der gewöhnlichen Geberdensprache des Taubstummen geschrieben, so lauten: Ich gestern (hoffnungsvolle Miene) mit meinem Bruder, Prater, (finstere Miene) aber regnen, (resignirend mit dem größten Nachdruck der Geberde) bleiben da.“

Waren die Wiener Zeichen meist konventionelle, durch den Einfluß der Lehrer geläuterte Gebärden, die von unzähligen handalphabetischen Darstellungen durchsetzt waren, um sie dadurch unserer Wortsprache in ihrem Aufbau zu nähern, so trugen die Berliner zwar auch einen grammatikalischen Charakter, ließen aber eine größere Vereinfachung erkennen. In einem amtlichen Berichte Direktor Saegert's aus dem Jahre 1845 heißt es:

Wir benutzen die Gebehrde und vernachlässigen sie in keiner Weise:

a. weil sie die Muttersprache des Taubstummen ist, und wir zunächst nur ihrer uns bedienen können, um zu ermitteln,

welche einzelnen Anschauungen oder Vorstellungen und Begriffe derselbe mit in die Schule bringe und mit welcher Klarheit er denke;

- b. weil sie das nächste Mittel ist, seinen Inhalt zu vermehren, indem er noch während der Aneignung der Elemente der Articulation eine Menge von neuen Anschauungen gewinnt, die er, in Bildern denkend, zur Vorstellung erhebt und zeichnend in der Gebehrde (mimisch oder pantomimisch) darstellt. Ebenso eignet er sich vermöge derselben aus dem Umgange mit andern Taubstummen von höherer Bildung eine Menge von Vorstellungen leicht an (vgl. § 5);
- c. endlich halten wir die Gebehrdensprache fest und cultiviren sie, weil sie das vorzüglichste Mittel ist, auf Herz und Gemüth der Taubstummen zu wirken, wie wir denn ohne sie schwerlich unsere Sonntagsandachten so abhalten könnten, wie es geschieht.

Unsere Gebehrdensprache ist aber eine rein natürliche, insofern dadurch Zustände und Wahrnehmungen aus dem Gebiete der sinnlichen Wahrnehmung dargestellt werden; eine konventionelle, insofern man z. B. nicht ausführliche Zeichen für Dinge machen kann, weil dies sonst Zeichnungen (in der Luft hin) sein müßten, und sogar theilweise eine künstliche, insofern man wohl Farben, Wochentage, Monate und andere Zeitbestimmungen in specie schwerlich anders durch künstliche Gebehrde zu bezeichnen im Stande sein wird. — Zeichen für Begriffswörter haben wir nur wenige; wir machen bei Benutzung des Stammzeichens für eine Anschauung, die Begriffen zu Grunde liegt, keine künstlichen Nebenzeichen, sondern wir begleiten das Stammzeichen mit dem gesprochenen Worte, weshalb auch die Taubstummen immer auf den Mund des Sprechenden sehen müssen, um ihn zu verstehen.

Dies ist unsere heutige Gebehrdensprache in der hiesigen Anstalt. Sie ist ehemals vielfach getadelt worden, aber nur von Leuten, die sie nicht verstehen und würdigen können. In der That gebrauchen sie die meisten Lehrer deutscher Schule ebenso, außer wenn man gerade Schüler vorprüft, um zu zeigen, wie weit sie die Sprache verstehen, indem sie Gesprochenes vom Munde absehn.“

In späteren Jahren hat man die Gebärdensprache mehr

und mehr aus den deutschen Anstalten zu verbannen gesucht, was weiter unten noch eingehender besprochen werden soll.

Hier möchte ich nur die Bemerkung noch anknüpfen, daß sowohl in Paris, wie auch in Wien und in Berlin nebenher die Wortsprache — sei es nun entweder bloß in der Schrift-, oder in der Laut- und Schriftform — geübt wurde. Der Vollständigkeit halber soll im Anschluß daran noch kurz erwähnt werden, daß es in einer früheren Epoche, nämlich der Zeit der sporadischen Taubstummenbildung, auch nicht an Unterrichtsversuchen gefehlt hat, Gehörlose unter Verzicht auf die Wortsprache zu unterweisen. So unterrichtete der h. Franz von Sales (1567 bis 1622), seinerzeit Fürstbischof von Genf, einen Taubstummen ausschließlich durch die Gebärde. Diese seine Unterrichtstätigkeit ist wohl die Veranlassung geworden, daß er in der katholischen Kirche heute noch als Schutzpatron aller Taubstummen und Blödsinnigen verehrt und angerufen wird. Ferner ist noch bekannt geworden (Seidels Bildergalerie, Berlin 1751), daß ein Hofgeistlicher Joachims II. von Brandenburg, der Probst Pasche zu Wusterhausen a. D. († 1578), der mit Elisabeth Sydow, einer nahen Verwandten „der schönen Gießerin“ verheiratet war, sein taubstummes Töchterchen aus dieser Ehe durch Bilder und Gebärden anzuregen und geistig zu heben suchte.

XV. Kapitel.

Zu einem besonderen Zweige der Wiener Schule bildete sich allmählich die böhmisch-mährische aus. Ihre ersten Wurzeln schlug sie in der Prager Taubstummenanstalt, die 1786 von der Freimaurerloge zu den 9 Sternen gegründet wurde. Die Leiter der Anstalt waren die Weltpriester: Berger, Schwarz, Stöhr, Mücke, Frost, Kotatko und Kmoch. Unter Wenzel Frosts Direktorat (1840—1865) nahm die neue Methode feste Gestalt an. Frost betonte: „Mittels der Gebärdensprache, der Mutter-

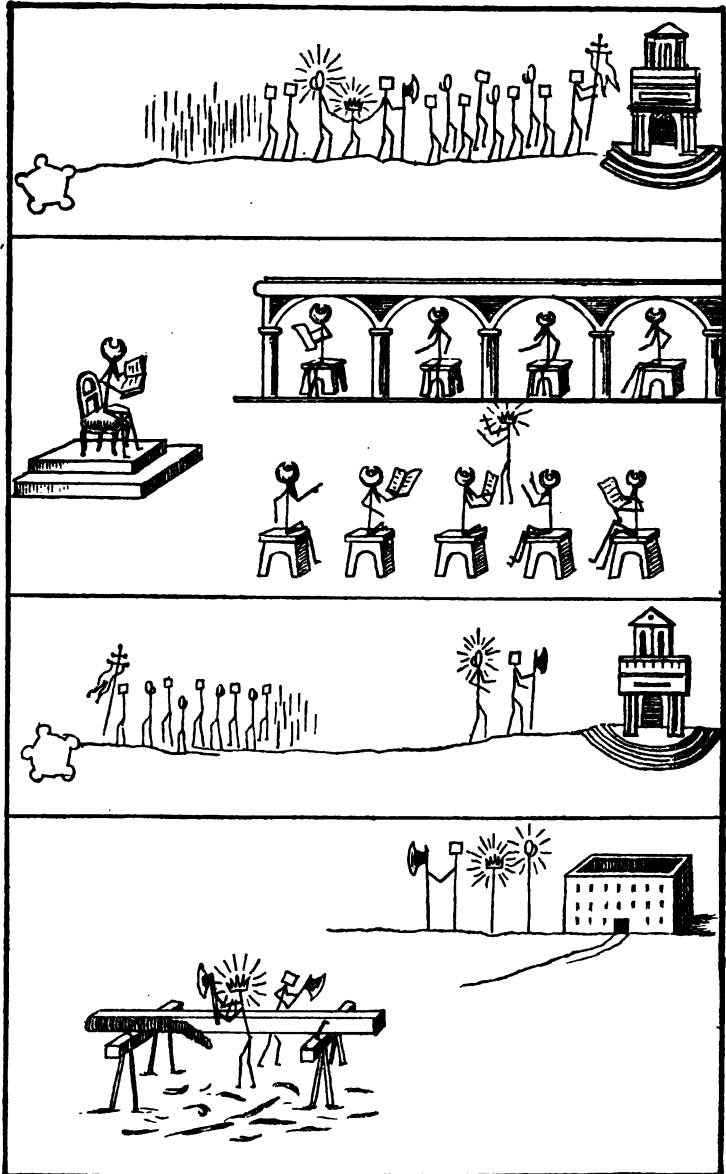
sprache des Taubstummen, ist dieser zu Gott zu führen, und in seinem Verhältnisse zu Gott hat man ihm diese Sprache zu lassen. In seinem Verhältnisse zu den Menschen muß er sich diesen anbequemen und mit ihnen durch Worte reden können. Darum hat man ihn an der Hand der deutschen Methode in die bürgerliche Welt einzuführen.“ Wieweit dieser Gedanke richtig oder falsch ist, soll an dieser Stelle nicht erst lange untersucht werden, weil wir uns hier nicht auf weitschweifige methodische Erörterungen einlassen können. Bemerken will ich nur, daß diese Ansicht auch von seinen Amtsnachfolgern festgehalten worden ist. In einem Ausweise über die Prager Anstalt hat Direktor Kotatko 1870 die Frost'sche Methode näher besprochen. Man unterrichtete die Kinder deutscher und tschechischer Abkunft auch damals noch in besonderen Gruppen in ihren National-sprachen. In der Religion wurden aber alle böhmischen Kinder gemeinsam in der Gebärde unterwiesen. Die verschiedene Nationalität der Schüler war wohl die Ursache (aber nach Kotatko nur ein Moment neben einigen anderen) für die dahingehenden Bestimmungen des Lektionsplanes.

Über die Erteilung des Unterrichts sagt Frost: „Bei den Mitteilungen aus der bibl. Geschichte entwickelt sich der Hergang ganz dramatisch, gleichsam in lebenden Bildern vor den Augen der Zöglinge und wird mit einfachen symbolischen Zeichnungen auf der Tafel, welche mit dem Fortgange der Erzählungen selbst gleichen Schritt halten, für das Auge und Gedächtnis fixiert.“

Um nun diese Erinnerungsstützen den Schülern auch für ihre häuslichen Präparationen und für spätere Stunden der Erbauung zugänglich zu machen, hat der Kanonikus K. Kmoch „Die Bibel in Bildern nach Frost's Lehrart“ herausgegeben, wovon ich hier eine Probe gebe. Es handelt sich um die biblische Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel. Wer sich Mühe gibt, den Zimmermann Josef, die Mutter Maria, den Knaben Jesus und die Schriftgelehrten herauszufinden, wird sich auch über die eigenartige Symbolik klar werden.

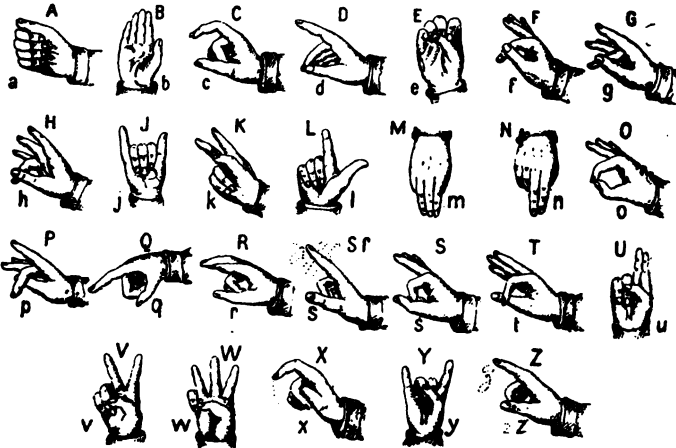
Nachdem wir in den vorangegangenen Zeilen über die Schriftform der Gebärdensprache einige Mitteilungen gemacht haben, erübrigt noch, auch der Gebärdenform der Schriftsprache zu gedenken, wie sie uns in den Fingeralphabeten entgegentritt. Es gibt deren verschiedene Systeme, die sich in zwei Gruppen

61



einteilen lassen, nämlich solche, die mit den Fingern einer Hand gebildet werden, und andere, die beide Hände in Anspruch nehmen, erstere auf dem Festlande Europas in Gebrauch und letztere in den Anstalten Schottlands und Amerikas eingeführt.

Das Fingeralphabet ist sehr alt; schon das älteste Werk über Taubstummenerziehung „Vereinfachung der Buchstaben und die Kunst, Stumme sprechen zu lehren“ (1620) von Juan Pablo Bonet, Barlesterbant seiner Majestät, Adjutant des Feldzeugmeisters der Artillerie von Spanien und Sekretär des Kronfeldherrn von Kastilien, bringt eine Abbildung desselben. Es steht zwischen Wort- und Gebärdensprache; denn seinem Wesen nach gehört es der ersteren, seiner äußeren Form nach dagegen der letzteren an. Jeder Buchstabe der Schrift wird einfach, wie



Fingeralphabet aus dem Deutschen Taubstumm-Kalender
von M. Härdtner-Dunningen.

es das Bild zeigt, durch eine bestimmte Stellung der Finger ersetzt. Dadurch wird das Schreibmaterial entbehrlich gemacht und außerdem einer größeren Zahl von Personen auf gewisse Entfernungen hin ermöglicht, eine ununterbrochene Unterhaltung zu führen.

In früheren Zeiten wurde das Fingeralphabet in allen Anstalten, in denen nach der französischen oder der deutschen Methode unterrichtet wurde, gelehrt und sowohl in der Unterrichtszeit als auch außerhalb derselben in den Freistunden im Verkehr angewandt. Freilich benutzten die Taubstummten immer die eigentlichen Gebärden lieber, weil sie nur für jedes Wort

ein begriffsverwandtes Zeichen zu setzen brauchten, während sie bei einer Unterhaltung vermittle des Fingeralphabetes soviel Zeichen nötig hatten, als das Wortbild Buchstaben enthielt. Sie beschränkten sich meist darauf, nur Eigennamen zu fingieren. Außerdem diente es dazu, gewisse künstliche Gebärden (siehe Berlin, Waitzen und Amerika) zu vervollständigen.

Später suchte man aber das Fingeralphabet in den Anstalten, in denen nach der deutschen Methode unterrichtet wurde, aus der Reihe der Unterrichtsmittel mehr und mehr auszuschalten, und als die Seminar-Taubstummenschulen (1825—78) die Führung in der Entwicklung der deutschen Unterrichtsmethode hatten, wurde es ganz aus den Anstalten gedrängt, weil man befürchtete, es könnte bei den Taubstummen zur Denkform werden, während doch alle Geistestätigkeit in den Formen der Lautsprache nach den Forderungen der Methodiker vor sich gehen sollte. In verschiedenen Staaten behielt es aber seine Geltung. So werden z. B. die befähigten und mit Gehörresten begabten Taubstummen Dänemarks in der Laut- und Schriftsprache ausgebildet, während die gering veranlagten in der Kgl. Taubstummenanstalt zu Kopenhagen noch heute ihre Ausbildung in der Schriftsprache und im Fingeralphabet erhalten.

Ganz besonders florierte aber das Fingeralphabet in Nordamerika, und es sind in den letzten Jahren verschiedentlich Versuche gemacht worden, im Hinblick auf die großartigen Leistungen in der neuen Welt (siehe Helen Keller), das Handalphabet auch bei uns in Europa wieder heimisch zu machen.

Als Heidsiek von seiner Studienfahrt nach Amerika zurückgekehrt war, hatte er auch seine Ansicht über die Wertschätzung der Gebärden im Taubstummenunterricht gründlich geändert. Er schrieb in seinem Reisebericht: „Die Gebärdensprache verträgt sich während der Schuljahre nicht mit der Wortsprache, und wo dieser Fuchs im Hühnerstalle geduldet wird, da mag man sich noch so nachdrücklich zur reinen Lautsprach-Methode bekennen, in Wirklichkeit sind diese Institute weder Fisch noch Fleisch, sie sind methodenlos“. Jetzt war er Feuer und Flamme für Mr. Westerwelt, der in Rochester seine Schüler im Handalphabet, in der Lautsprache und der Schrift unterrichtete. Zu ihm gesellte sich Oberlehrer Lehm zu Leipzig, der für das Fingeralphabet und die Gebärde eintrat. Sonst fanden aber

die beiden neuen Propheten in den Reihen der Taubstummenlehrer lange Zeit keinen Anhang.

Ein neuer Vorstoß nach dieser Seite hin wurde von dem Universitätsdozenten Dr. William Stern unternommen. In dem Sammelwerk über Psychologie und Physiologie der Professoren Theob. Ziegler und Ziehen (Bd. VIII, Heft 2) veröffentlichte er eine Studie über die berühmte Taubstummblinde Helen Keller. Dort heißt es:

„Lange Zeit hindurch ist der Taubstummen-Unterricht ganz überwiegend ein Kampf ums Lautieren und Artikulieren, ein mechanisches Beibringen von Mundstellungen, Gaumenbewegungen, Ein- und Ausatmungen usw., deren Sinn und Wert dem Schüler zunächst völlig verschlossen bleibt und, wenn er ihm selbst aufzugehen beginnt, doch in keiner Weise innerlich angeeignet wird. Daß alles erste Sprechenlernen ein Sprech-Denken-Lernen sein, und daß sich beides, Sprechen und Denken, hierbei in seinen spontanen Entwicklungsphasen entfalten muß, ist zu sehr beiseite gesetzt. Kein Wunder, daß diese kostbare Zeit, die für rein technischen Drill verbraucht wird, für die geistige Entwicklung uneinbringlich verloren geht und daß trotz aller Mühe die Lautsprache für einen beträchtlichen Bruchteil der Taubstummen nie zum natürlichen Ausdruck ihres geistigen Daseins wird, daß sie hinter der Schule und nach der Schulzeit in die Gebärde und damit in die Gefahr intellektueller Stagnation verfallen.

Gegenüber diesem Umstand erscheint nun das in manchen amerikanischen Anstalten geübte Verfahren und vor allem der schöne Erfolg von Miß Sullivan zur gründlichen Überlegung zu mahnen. Hier ist bewiesen, daß es für den Taubstummen-Unterricht eine natürliche Zwischenstufe zwischen Gebärde und Lautsprache gibt, die den Geist über das Niveau der mimischen Bindung hinaushebt und den späteren Erwerb des Lautsprechens aufs glücklichste vorbereitet: das Fingeralphabet. Es ist so leicht zu lernen, daß das Technische daran in wenigen Wochen beherrscht wird; und es können dann mit seiner Hülfe sofort von der untersten Klasse an die ganzen geistigen Kräfte der Sprache in ihre natürliche Betätigung versetzt werden; an Stelle des ganz einseitigen sprachtechnischen Unterrichts der ersten Jahre kann ein ausgiebiger Sachunterricht in den verschiedensten Fächern erfolgen, bei dem in organischer Ver-

bindung die Beherrschung von Sprachform und Sprachgehalt stetig vervollkommenet werden kann. Als eines neben all den anderen Fächern müßte natürlich der Artikulations-Unterricht bestehen bleiben, aber nicht mehr mit seinem geisttötenden Mechanismus als dominierendes. Dann wird auch bald die Zeit kommen, in der nun die Lautsprache als Übersetzung der Fingersprache beigebracht werden kann; der Erfolg in ihrer Aneignung wird sicher kein geringerer, vielleicht ein größerer sein als bisher, denn sie ist dann von Anfang an durchgeistigt, mit Sinn und Bedeutung erfüllt.“

Zugegeben muß werden, daß sich das Fingeralphabet in verhältnismäßig kurzer Zeit erlernen läßt, daß auch das fingerierte Wort sich mit dem Auge mit größerer Sicherheit aufnehmen läßt als das gesprochene vom Munde des Sprechenden; denn handalphabetisch ist jeder Buchstabe des Wortes genau ausgeprägt, während jeder hervorgebrachte Laut am Sprechorgan nicht sichtbar wird. Die Mundbilderschrift gleicht vielmehr einem mit unzähligen Abkürzungen versehenen Stenogramm. Zwischen der Perzeption und Reproduktion, also auch zwischen Aufnahme und Abgabe der handalphabetischen Zeichen, besteht eine vollständige Übereinstimmung, während Sprechen und Absehen vom Munde durchaus nicht kongruent sind. Wenn nun alle Menschen in der Welt das Fingeralphabet erlernen wollten, so würde ich ohne weiteres für die Einführung im Taubstummenunterricht eintreten; denn der Gehörlose wäre dann in die glückliche Lage versetzt, durch dieses einfache Mittel mit allen Menschen sprachlich verkehren zu können. So erlernen aber bekanntermaßen die Vollsinnigen das Fingeralphabet nicht, und der Taubstumme wird sich darum nach wie vor im Absehen vom Munde üben müssen, wenn er die Lautsprache der Hörenden verstehen will.

Wenn Dir. Werner-Stade in einer Entgegnung (Bd. VIII, Heft 6 derselben Sammlung) Dr. Stern vorhält, daß dann auch die Lautsprache der Taubstummen an Deutlichkeit verlieren würde, so will mir das allerdings nicht so ohne weiteres einleuchten. Werner sagt dort:

„Das Denken erfolgt in der Fingersprache, und das Sprechen wird zu dieser etwa in dasselbe Verhältnis treten, worin bei uns Vollsinnigen das Schreiben zu den Lautanschauungen steht. Die Sprechempfindungen werden bei dem in der Fingersprache

denkenden Taubstummen günstigenfalls beständig mitschwingen und eine gewisse Autonomie erlangen. Da jedoch der Taubstumme für gewöhnlich seine Aufmerksamkeit auf die Fingersprache richten wird, so werden seine Sprechbewegungen nur latent mit innerviert; es werden also in seinen Sprechorganen — wenn auch von der Seele unbeachtet — die sog. intendierten Bewegungen entstehen; da nun aber bei der Fingeralphabet-Methode ein rascher und vor allem glatter Ablauf der Sprechbewegungen aus Mangel an Pflege und Übung nicht erreicht werden kann, so ist es unausbleiblich, daß sich mit der Zeit die Sprechbewegungen, wozu ja alle willkürlich erlernten Bewegungen Neigung haben, immer mehr abschleifen, und demzufolge wird das Sprechen des Taubstummen, sobald dasselbe nicht mehr unter fortwährender Kontrolle gehalten wird, mit den Jahren immer undeutlicher werden.“

Man müßte dann einem Taubstummen auch das stille Lesen von Schriften verbieten, weil dadurch doch die Aussprache ebenso gefährdet wäre, wie durch die Beobachtung der Fingerzeichen und doch ist die Lektüre in seinem späteren Leben die Hauptquelle seiner Weiterbildung und sein größter geistiger Genuß. Die Kontrolle über seine Sprechwerkzeuge kann er dessenungeachtet beim Reden doch durch sein Muskelgefühl ausüben. Denn diejenigen, die sich im späteren Leben durch Lesen weiterbilden, sprechen nicht schlechter, als die große Zahl derer, die nach ihrer Schulentlassung zu keinem Buche mehr greifen. Im allgemeinen gilt, daß die Deutlichkeit der Aussprache bei allen total Tauben etwas zurückgeht, wenn die Korrektur der Hörenden aufhört, ganz gleich, ob sie nun bloß sprechen, oder sprechen, lesen und schreiben, oder sprechen und fingern. Es bleibt dem Lehrer kein anderes Mittel, als den Eltern bei der Schulentlassung ihres taubstummen Kindes ans Herz zu legen, die Aussprache desselben sorglich zu überwachen und nicht verfallen zu lassen.

Bisher ist es in Deutschland bei einer akademischen Erörterung der Frage über die Benutzung des Fingeralphabetes geblieben. In Bälde wird es aber wohl anders kommen. Nachdem nämlich der schlesische Taubstummenlehrer-Verein der Sache bereits näher getreten ist, hat sich auch die Leitung des deutschen Taubstummenlehrer-Bundes entschlossen, ein dahingehendes Verbandsthema für den nächsten Kongreß, der

Herbst 1909 zu Leipzig tagt, in Vorschlag zu bringen. Taubstummenlehrer Kische-Breslau, der als Referent gewonnen ist, hat das Thema wie folgt formuliert:

„Fordern die bis jetzt gewonnenen Erfahrungen, einen gewissen Prozentsatz der bildungsfähigen Taubstummen vom Erlernen der Lautsprache auszuschließen, und mit welchen Mitteln ist, wenn diese Frage bejaht werden muß, der Unterricht bei den Nichtsprechern zu betreiben?“

Seine Ansichten über besagten Gegenstand haben sich zu den folgenden Leitsätzen kristallisiert:

1) Unter der Voraussetzung, daß das Ziel: Befähigung der Schüler für den mündlichen Verkehr — auch nur einigermaßen befriedigend erreicht wird, stellt das Lautsprachsystem die beste Lehrform des Taubstummenunterrichts dar.

2) In allen Fällen jedoch, in denen die lautsprachlichen Ergebnisse als wertlos fürs praktische Leben bezeichnet werden müssen, wird der Hauptgrund seiner Anwendung hinfällig. Es bedeutet dann die mühevollste und kostspieligste Unterrichtsform und verschuldet zum Teil eine unzureichende allgemeine geistige Ausbildung.

3) Wenn ständig ein gewisser Prozentsatz Taubstummer mit völlig unzulänglicher Lautsprachbefähigung zur Entlassung kommt, so ist bei einer bestimmten Kategorie dieser Schüler die Ursache des Mißerfolges lediglich in eigenen unabstellbaren körperlichen und geistigen Mängeln zu suchen.

4) Wird bei diesen Schülern nach Ausschluß der Artikulationsmethode an der Forderung festgehalten, sie soweit wie möglich in der Wortschriftsprache auszubilden, damit sie Geschriebenes und Gedrucktes mit Verständnis lesen und eigene Gedanken schriftlich ausdrücken lernen, so kann, da einem ausschließlich schriftlichen Unterrichtsbetrieb äußere und psychologische Bedenken entgegenstehen — einer Kombination von Gebärde und Schrift aber die Nachteile anhaften, die der Unterricht in zwei sich hemmenden Sprachen mit sich bringt — bei der derzeitigen Begrenztheit unserer Sprachmittel auf Gebärde, Laut- und Schriftform und Fingeralphabet — nur eine Kombination von Fingeralphabet und Schrift in Frage kommen.

5) Da für den Taubstummen die Fingerzeichen die sinnfälligsten Wortsprachsymbole sind, ihre Auffassung und Darstellung daher am leichtesten und ihre Assoziation mit einem

gedanklichen Inhalt am schnellsten zu erzielen ist, bildet bei den „Nichtmundsprechern“ die Fingersprache die Grundlage des Unterrichts, an die sich die Schrift als sekundäre Form anschließt.

6) Die Scheidung der Schüler in Mund- und Fingersprecher geschieht nach Ablauf eines Probeartikulationsunterrichtes, der längstens ein Jahr dauert.

XVI. Kapitel.

Die Gebärdensprache an sich und ihr Träger, der gebärdende Taubstumme, waren bis hierher Gegenstand unserer Untersuchungen. Welchen Eindruck rufen nun die Gebärden hervor? Von dieser Wirkung hängt die subjektive Wertung der Gebärdensprache ab, der die erste Hälfte des Kapitels gewidmet werden soll. Der Eindruck ist auf die einzelnen Personen recht verschiedenartig; infolgedessen weichen auch die Ansichten über den Wert der Gebärde nicht unerheblich voneinander ab.

Es ist naheliegend, daß wir mit dem Taubstummen beginnen. Der Wortsinn, das Gehör, ist ihm von einem harten Schicksal versagt; er ist darum in erster Linie auf den Sachsinne, das Gesicht, angewiesen. Die kontemplative Sinnestätigkeit, die nur auf die sichtbare Welt gerichtet ist, prädestiniert ihn deshalb zur Gebärdensprache. Sowohl die innere wie die äußere Sprachform sind ihm in seinen Anlagen von der Natur zugedacht; darum bereitet ihm die Erlernung der Gebärdensprache keine Schwierigkeiten; er eignet sich diese spielend an. Die äußere Erscheinung, die innere und die äußere Sprachform, also Vorstellung und Gebärde, sind ja eng miteinander verwandt; denn im Grunde genommen sind alle Gebärden nichts weiter als direkte Hinweise, Nachahmungen oder Abbildungen. Mit unserer Lautsprache verhält es sich dagegen ganz anders. Die Worthülsen lassen bis auf wenige Ausnahmen hin, nämlich die Interjektionen, den Vorstellungsinhalt nicht mehr durch-

scheinen, sie sind undurchsichtig. Die einzelnen Wörter sind deswegen nicht mehr selbstverständlich, wie die natürlichen Gebärden, sondern sie müssen übermittelt werden. In eine sprechende Umgebung gestellt, erlernt der Hörende die Sprache durch fortgesetzte Anregung auf einem natürlichen und darum mühelosen Wege, während sie der Taubstumme in der Schule unter Aufbietung großer Energie als fremde Sprache künstlich erlernen muß. Dazu kommt, daß auch noch die äußere Seite der Sprache, die Sprechtechnik, die auf das Phonetische gerichtet ist, durch viel Übung erst sauer erworben sein will, während die Ausbildung der Gebärdensprache ganz von selbst vonstatten geht. So sauer es ihm wird, zum Gebrauche der Lautsprache zu gelangen, so schwer ist es ihm auch, die Lautsprache anderer zu verstehen. Es ist keine Leichtigkeit, jedes Wort, sobald es dem Lippentor des sprechenden Mundes entschlüpft, sogleich mit den Augen aufzufangen, während die Gebärde so augenfällig ist, daß er sie noch aufnimmt, wenn er nur mit halbem Auge hinsieht. Was Wunder, wenn er sich für das bequemere Sprachmittel entscheidet, zumal er dasselbe von Kindesbeinen her angewendet hat und demzufolge als seine ihm traute Muttersprache betrachtet. Zudem stellt die natürliche Gebärdensprache mit ihrem geringen Umfange auch nur sehr mäßige Anforderungen an die Denktätigkeit, so daß sich träge Geister nicht zu übernehmen brauchen. Aus allen diesen Gründen hängen die Taubstummen mit großer Zähigkeit an der Gebärdensprache, und es ist nicht leicht, sie davon loszumachen. In den Vereinen der erwachsenen Taubstummen, die Brutstätten der Gebärdensprache sind, hat man darum auch immer für die Zeichen agitiert, und es sind von dieser Seite aus schon mehrfach Petitionen an die Behörden gerichtet worden, die Gebärdensprache in den Taubstummenschulen wieder zuzulassen.

In unmittelbarer Nachbarschaft der Taubstummen stehen diejenigen, die das Gehör besessen, dann aber wieder verloren haben. Hier liegen die Gegensätze dicht nebeneinander. Sie werden durch das Lebensalter bestimmt, in der die Person ertaubt. Es ist bekannt, daß das jugendliche Alter ganz besonders dazu geeignet ist, die Sprache der Umgebung in kürzester Zeit als Besitz aufzunehmen. So schnell das Kind die Sprache erlernt, so leicht vergißt es diese auch wieder, sobald

die sprachliche Einwirkung auf das Ohr aussetzt. Kleine vollsinnige Kinder, die in ein fremdes Land kommen, verlieren ihre Muttersprache so schnell, wie sie sich die neue Nationalsprache aneignen. Ebenso schläft die Lautsprache bei ertaubten Kindern wieder ein, u. zw. je eher und je schneller, je jünger sie sind. Aufgabe der Eltern ist es nun, dem rückgängigen Prozesse entgegen zu steuern, indem sie das Kind durch ständiges Anhören und Zusprechen, durch Besehen von Bildern, durch Spiel etc. immer wieder zum Reden anregen. Auf diese Weise kann den unglücklichen Kindern das teure Sprachgut erhalten werden. Aber selbst dann, wenn die Eltern pflichtvergessen genug sind, ihre dahingehende Erzieheraufgabe zu vernachlässigen, sind diese Kinder den taubgeborenen gegenüber doch noch in großem Vorteil, wenn auch bei ihrer Schulaufnahme keine wesentlichen Unterschiede sich geltend machen. Aber in einiger Zeit treten sie im Unterrichte deutlich hervor. Die Sprachvorstellungen waren in den seelischen Kammern des Unbewußten sicher verstaubt, so daß sie der Erinnerung des bewußten Ich vorläufig gänzlich verschwunden waren. Sie waren aber nicht tot, sondern sie leben später durch unterrichtliche Anregung wieder auf und bewirken, daß diese Kinder sich den von Geburt an Tauben gegenüber glänzend hervortun. Natürlich ist das noch mehr bei denjenigen der Fall, die erst im Alter von 5 bis zu 7 Jahren ertaubt sind, die schon eine reiche Kindersprache mit in die Schule bringen. Für derartige Kinder fehlt es eigentlich noch an geeigneten Lehranstalten. Die Schulen der Vollsinnigen können die Taubgewordenen nicht besuchen, weil sie infolge ihrer Gehörlosigkeit dem Klassenunterrichte nicht folgen können, und in die Taubstummenanstalt, wohin sie verläufig noch gehören, wenn man sie nicht besser privatim unterrichten will, sind sie schwer einzugliedern. Es fehlt ihnen die technische Lese- und Schreibfertigkeit, die die übrigen Schüler schon in den unteren Klassen erworben haben. Ebenso geht es ihnen im Rechnen und dann noch viel schlimmer mit der Kunst des Absehens der Wörter vom Munde des Sprechers, die die eigentlich Tauben Hand in Hand mit dem Sprechen erwerben. Dagegen sind sie in der Sprache den Kindern der unteren Abteilungen um Jahre voraus. Wollte man sie in den letzten Klassen mit den übrigen Schülern festhalten und sie so langsam wie jene aufsteigen lassen, so

bedeutete das einen geistigen Totschlag. Es gibt da nur einen Ausweg. Durch private Nachhilfe sind sie in den genannten Fertigkeiten so zu fördern, daß sie nicht die volle Zeit auf den einzelnen Unterrichtsstufen zu verharren brauchen. Wenn sie erst lesen können, muß ihnen zur geistigen Anregung auch ein Buch für die Privatlektüre gegeben werden, damit sie die schon in ihrem Besitze befindlichen Vokabeln und sprachlichen Wendungen an der Hand desselben jederzeit wieder auffrischen können. Ich habe zu diesem Zwecke eine Sammlung kleiner Erzählungen herausgegeben, die sich, was Inhalt und Form betrifft, besonders durch größte Einfachheit auszeichnen. Von allergrößter Wichtigkeit ist aber — und damit komme ich auf den Kardinalpunkt meiner Ausführungen zu sprechen —, daß man sie nicht in große Internate bringt, wo sie gezwungen sind, ausschließlich mit Taubstummten zu verkehren; denn dann verfallen sie unfehlbar der Gebärdensprache. Wenn dort auch mit der allergrößten Strenge die Gebärden unterdrückt werden, so wird das später ertaubte Kind mit seiner fließenden Sprechweise und dem Reichtum seiner Sprache von den Altersgenossen nicht verstanden. Entweder zieht es sich in sich selbst zurück, vereinsamt und wird schwermütig, wozu solche Menschen überhaupt neigen, oder es wählt den eigentlich Taubstummten gegenüber doch das bequemere sprachliche Verkehrsmittel, die Gebärde, die ja für Kinder, der Einfachheit der Sprache halber, so leicht zu erlernen ist. In diesen Fällen entfremdet es sich aber unserer Lautsprache und bleibt demzufolge in seiner Entwicklung geistig und sprachlich zurück. Nur in ganz kleinen Internaten, die Familiencharakter aufweisen, und in Externaten kann seinen sprachlichen Bedürfnissen Rechnung getragen werden. Gewiß wird man mit den Pensionshäusern schon zufrieden sein müssen, wenn die Kinder leiblich gut gepflegt und gewissenhaft erzogen werden; denn bei dem geringen Pflegegeld, das die Verbände zahlen, kann man nicht verlangen, daß sich die Zieheltern auch noch den ganzen Tag sprachlich mit ihrem Pflegling abgeben; aber es bietet sich für letzteren doch noch genug Gelegenheit durch Entgegennahme von Aufträgen, Ausrichten von Bestellungen und ganz besonders durch den Verkehr mit den Kindern der Nachbarschaft zu sprachlicher Betätigung. Durch ausschließlichen Verkehr dieser armen Kinder mit Taubstummten werden sie schließlich auch ganz taubstummisch, und

sie denken und tun dann genau so wie jene, weshalb ich hier nur auf die eingangs des Kapitels ausgeführte Schilderung der Stellungnahme, die die Taubgeborenen der Gebärdensprache gegenüber einnehmen, zu verweisen brauche.

Grundverschieden davon ist das Verhalten zur Gebärdensprache von seiten der Personen, die erst im vorgerückten Lebensalter das Gehör verloren haben. Diese würden es als eine Beleidigung auffassen, wollte man sie angebärden. Sie bleiben ja auch im Besitze der Lautsprache und können sich ihrer jederzeit bedienen. Die Mehrzahl von ihnen würde sich sträuben, die Gebärdensprache noch zu erlernen, und eine dahingehende Zumutung mit Entrüstung zurückweisen, weil sie die Unvollkommenheit dieses Ausdrucksmittels kennen und den gebärdenden Taubstummen für geistig minderwertig halten und in ihrem Mißtrauen, das sich mit dem Hinschwinden des Gehörvermögens bei den meisten von ihnen ganz von selbst einstellt, zu der Annahme geneigt sind, daß man sie degradieren wolle. In vielen Fällen erlischt die Hörfähigkeit auch nicht mit einem Schlage, sondern sie geht ganz allmählich verloren. Wie der Schiffbrüchige noch die letzte Kraft zusammenrafft und eine übriggebliebene Planke des untergehenden Wracks zu fassen sucht, um sich sein armes Leben zu erhalten, so klammert sich der Schwerhörige noch an die ihm gebliebenen Hörreste, um sie unter Zuhilfenahme von Hörrohren und ähnlichen tonverstärkenden Apparaten, die in ihrer Konstruktion auf dem elektrischen Mikrophon beruhen, für die sprachliche Verständigung mit anderen Personen seiner unmittelbaren Umgebung auszunutzen. Wenn dann schließlich auch noch dieses Mittel versagt, so bleibt ihm als letzter schwacher Hoffnungsstrahl nur noch die Erlernung des Absehens der gesprochenen Worte für den mündlichen Verkehr übrig, wenn er sich nicht darauf beschränken will, die Personen seiner Umgebung um schriftliche Mitteilungen anzugehen. Zu dem sprachlichen Kommunikationsmittel der Gebärdensprache greift er jedoch nur in den allerseltensten Fällen. Die erwachsenen Schwerhörigen schließen sich darum auch fast nie den geselligen Klubs der Taubstummen an. Dagegen hat sich vor einigen Jahren im Norden Berlins auf die Initiative des Fräuleins v. Witzleben hin eine Schwerhörigengemeinde von mehr als 200 Seelen gebildet, und eine zweite im Westen der Hauptstadt ist schon im Entstehen be-

griffen. Die Vertretung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche hat ihr bereits einen Predigtsaal für ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte zur Verfügung gestellt.

Wenn man sich nach Urteilen über die Gebärdensprache bei Vollsinnigen umsieht, so trifft man da auf recht mannigfaltige Äußerungen.

Schulrat Walther schreibt in einem Stimmungsbilde über den V. Taubstummenkongreß zu Berlin (1902): „Eigentümlich wirken auch die Gebärden und Grimassen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, und der neben mir sitzende General-Superintendent von Berlin sagte mir, die Gebärden der Taubstummen machten auf ihn immer einen sehr wehmütigen Eindruck.“ Das Gebrechen der Taubheit ist äußerlich nicht zu erkennen, weil es seinen Sitz im inneren Ohr oder im Gehörzentrum des Gehirns hat, und so sind es die Gebärden, die den Taubstummen als solchen kennzeichnen und die bei dem warmherzigen Geistlichen Gefühle des Mitleids und der Trauer ausgelöst haben; denn viele der Gebildeten erachten das Leiden der Taubheit noch für viel größer und schicksalsschwerer als die Blindheit, weil die Gehörlosigkeit den Geist gefangen hält, während sich der Blinde seelisch und sprachlich ziemlich so wie der Vollsinnige entwickelt und an dem geistigen Leben seiner Umgebung regen Anteil nehmen kann. Die „Deutsche Warte“ hatte vor ungefähr 20 Jahren die Preisaufgabe gestellt, in einer psychologischen Arbeit die Leiden der Blinden und der Taubstummen gegeneinander abzuwägen. Der preisgekrönte Schriftsteller war zu dem gleichen Ergebnis in seiner sehr ausführlichen Arbeit gekommen, daß nämlich der Taube beklagenswerter sei als der Blinde.

Wie der Gelehrte denkt, so singt auch der Dichter. In Klopstocks „Messias“ lesen wir:

Das Licht schwand: doch entbehrst du das freundliche
Wort des Geliebten nicht;
nicht den Stromfall, noch den Schlag der geflügelten Wolke,
die donnernd sich wälzt, daß die Hütte bebt,
(ein Grau'n Zagenden nur)
und laut wirbelnden Sturmwind,
an Felsklüften herbrausend,
nicht Waldgeräusch von Mailuft, die dich labt;
noch das frohe Gesing am verhohl'nen Nestbau;
nicht den süßen Reiz der Tonkunst.

Der gemeine Mann denkt nicht so wie der Gebildete. Er hält sich vorwiegend an die äußere Erscheinung. Da fällt natürlich die Blindheit mehr in die Augen als die Taubheit, und darum bemitleidet er auch den des Gesichts Beraubten mehr als den Gehörlosen. Geistiger Arbeit steht er überhaupt verständnislos gegenüber; deshalb will er auch die Kopfarbeit im Verhältnis zu der Handarbeit nicht als gleichwertig gelten lassen. Die Bewegungsfreiheit schätzt er viel höher ein als alle Bildung. Aus diesen Gründen ist ihm von beiden der Blinde der Bedauernswertere. Die Gebärden stimmen ihn deshalb durchaus nicht traurig. Sie belustigen ihn sogar vielfach und veranlassen rohe Gemüter zu Neckereien, die den Taubstummen betrüben und schließlich, wenn sie nicht aufhören, erbittern können.

Freilich vermißt man auch bei vielen gebärdenden Taubstummen die Selbstzucht. Sie gebärden in einer Weise, daß ihr Gesichtsausdruck und ihre Handbewegungen geradezu einen Vergleich mit dem Gebaren eines Affen herausfordern. Im Hinblick daraufhin schrieb Rapp, einstens Vorsteher der Taubstummenanstalt zu Frankfurt a. M., im „Organ“ v. 1867: „In ästhetischer Beziehung ist der Eindruck, den eine lebhaft mimische Unterhaltung der Taubstummen auf den Vollsinnigen macht, in der Regel ein unangenehmer. Um verstanden zu werden, muß sich der Taubstumme bemühen, seine inneren Erregungen äußerlich sichtbar darzustellen, und er tut dieses nur zu oft in einer zu plastischen Weise, was dann seiner ganzen Mitteilungsweise den Stempel der Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit aufdrückt.“

Die Gebärde ist an sich nicht häßlich. Sie wird es erst, wenn sie zur Karikatur herabsinkt. Sie kann aber auch, wie wir es auf großen Bühnen an hervorragenden Schauspielern sehen und bewundern, zu künstlerischer Vollendung gesteigert werden. Und was sind denn gewisse Posen der Skulpturen und auf Gemälden anders, als in einem bestimmten Augenblicke festgehaltene Gebärden? Wirken diese, wenn es sich um hohe Kunst dabei handelt, manchmal nicht geradezu überwältigend auf unser ästhetisches Empfinden ein? Unter den erwachsenen Taubstummen fehlt es nicht an ausübenden Künstlern und Leuten, die im Kunsthandwerk tätig sind. Diesen fällt hauptsächlich die Aufgabe zu, an einer künstlerischen Veredelung

der Gebärden unter den Gehörlosen mitzuwirken. Nicht nur durch ihr Vorbild, sondern auch durch belehrende Aufsätze in den Taubstummzeitungen sollten sie nach dieser Seite hin auf ihre Schicksalsgenossen günstig einzuwirken suchen. Zugleich würde durch derartige Abhandlungen auch das Niveau ihrer Presse nicht unwesentlich gehoben, die in einzelnen Organen persönlichen Streitereien und ganz besonders den Festberichten vielzuviel Raum gibt. Wer sich aus diesen Zeitungen sein Urteil über die Taubstummten bildet, muß denken, diese lebten alle Tage herrlich und in Freuden, während doch bei der Schwere, die der Kampf ums Dasein für sie hat, auf die meisten unter ihnen gerade das Gegenteil davon zutrifft.

In dem eben erwähnten Stimmungsbilde schließt Schulrat Walther sein Urteil in folgende Worte zusammen: „Das ununterbrochene Gebärden der Taubstummten machte mich auch so wirr im Kopfe und geistig müde, daß ich am zweiten Tage den Verhandlungen nicht bis zum Schlusse beiwohnen konnte.“ Nun, ganz so schlimm kann ich persönlich es nicht finden. Es fragt sich noch sehr, was abspannender wirkt, lange Reden der Taubstummten in der Laut-, oder in der Gebärdensprache. Der Taubstumme ist nun einmal nicht zum Redner geboren, sowenig ein Blinder zum Maler und ein Einbeiniger zum Postboten von der Natur designiert ist. Die Lautsprache des Taubstummten feiert ihre wahren Triumphe bei einem Sprechen unter vier Augen. Die unmittelbare Nähe, das direkte Gegenüber, die kurzen Sprachabschnitte bei Rede und Gegenrede im Gespräch erleichtern dem Taubstummten das Absehen und dem Vollsinnigen die Gehöraufnahme der Worte des ersteren. Bei vielen Taubgeborenen hat die Stimme eine so geringe Tragweite, daß sie in einem großen Raum an Deutlichkeit sehr verliert, zumal wenn der Taubstumme nach einer Richtung spricht, daß die Schallwellen das Ohr des Hörers nicht direkt treffen. Seine Stimme wird auch nie so biege- und schmiegsam wie die des Vollsinnigen. Sie bleibt hart, weil ihr die feine Modulation abgeht, und sie wirkt, wenn sie ununterbrochen und andauernd das Ohr des Hörenden trifft, auf dieses darum anstrengend und zuletzt abspannend ein. Schließlich sind auch noch andere Leute da, die von der Natur besser ausgerüstet sind, um als Redner auftreten zu können. Die Taubstummenschule soll doch nicht Rhetoren ausbilden. Wenn es ihr nur gelingt, den Taub-

stummen für den sprachlichen Verkehr geschickt zu machen, so hat sie alles Menschenmögliche erreicht und damit ihren Schülern das herrlichste Kleinod errungen.

Wenn lange Reden der Taubstummen in der Mundsprache schon auf den Vollsinnigen ermüdend wirken, so noch vielmehr auf die eigenen Schicksalsgenossen. Die Handgebärden sind eben auffallender und drastischer als die Mundbewegungen, und schließlich sind doch die Funktionen von Kiefern, Lippen und Zunge beim Sprechen für den beobachtenden Taubstummen nichts anderes als Mundgebärden, weil sie für ihn des phonetischen Effektes ermangeln. Wer da wünscht, daß die Taubstummen seinen Ansprüchen folgen, der muß sie kurz halten, oder er muß, wenn er kein Ende finden kann, sie wohl oder übel mit Gebärden begleiten.

Nachdem ich hier einige subjektive Ansichten über die Gebärdensprache näher beleuchtet habe, müssen wir zu einer objektiven Würdigung derselben weiterschreiten. Licht- und Schattenseiten derselben haben wir durch die vorausgegangenen Ausführungen schon zum größten Teil kennen gelernt. Es gilt nun, das Für und Wider genau gegen einander abzuwägen. Sehen wir vorerst ganz von der Person des Sprachdarstellers ab, und beachten wir zunächst die Laut- und die Gebärdensprache ganz an sich, so steht erstere, was Umfang, Tiefgründigkeit und Präzision des Ausdrucks anbelangt, turmhoch über der letzteren. Die Gründe, weshalb der Lautsprache vor allen anderen sprachlichen Ausdrucksmitteln der Vorrang gebührt, formuliert der Psychologe Beneke folgendermaßen:

„1) Wegen ihrer nicht eben großen Anzahl von leicht erkennbaren elementaren Zeichen, welche doch dabei einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Kombinationen, und zwar in der Art fähig sind, daß die Verschiedenheiten dieser letzteren schon bei der unmittelbaren Auffassung klar und bestimmt auseinandertreten, während dagegen die Elemente aller übrigen Sprachen weit weniger begrenzt und in ihren Zusammensetzungen ungleich schwerer zu unterscheiden sind;

2) wegen der Grundbeschaffenheit des Gehörsinns. Denn aus der geringeren Kräftigkeit desselben ergibt sich eine vollere Hingebung an die inneren Übertragungen, wodurch die Gehörauffassung zu rechten Zeichen der inneren Erregungen werden. Der Gehörsinn besitzt andererseits Kräftigkeit genug zur

Fixierung der inneren Erregungen und ihrer Verbindungen. Außerdem begünstigt die größere Lebendigkeit eine schnellere Auffassung, die der Hervorbringung der Töne, die ebenfalls schneller erfolgt, als die anderen Zeichen, vollkommen entspricht;

3) weil die Gehörauffassungen unwillkürlicher, ohne besonders darauf gerichtete Aufmerksamkeit und endlich

4) weil sie weniger durch die Stadien der Wahrnehmung (Finsternis, Gegenstände) beschränkt gebildet werden.“

Stellen wir nun den Taubstummen in ein Verhältnis zu der Gebärden- und der Lautsprache, so ist zu konstatieren, daß die erstere ihrer sichtbaren Form und ihres bildlichen Charakters halber seiner Natur mehr entspricht als die letztere. Gewissermaßen taucht die äußere Erscheinungswelt in seiner Seele unter und in der Gebärde wieder auf; denn das äußere Bild der Gegenstände, das davon gewonnene Seelenbild und das wieder in die Außenwelt projizierte Gebärdenbild sind innig miteinander verwandt. Die Erlernung und die Anwendung der Gebärdensprache bereiten darum dem Taubstummen absolut keine Schwierigkeiten. Ebenso leicht ist für ihn die Aufnahme der Gebärden anderer. Es fragt sich nun bloß, ob diesen Vorteilen nicht auch Nachteile gegenüberstehen, die gegen eine Ausbildung in der Gebärdensprache sprechen.

Wenn die Gebärdensprache mit der Lautsprache gleichwertig wäre, so könnte man den Taubstummen in Rücksicht auf seine formale Bildung hin mit der für ihn überaus mühevollen Erlernung der Wortsprache verschonen.

Aus praktischen Gründen wäre das allerdings nur möglich, wenn alle Menschen auch im Besitze der Gebärdensprache wären, so daß dem Taubstummen ein sprachlicher Verkehr mit jedermann offen stände.

Nun ist aber die Gebärdensprache der Lautsprache gegenüber nur zu sehr im Rückstande. Sie ist seicht und platt, so daß sich in ihr nicht tief schürfen läßt und ein höherer Gedankenflug zu den Unmöglichkeiten gehört. Ein Unterricht, ausschließlich in der Gebärdensprache erteilt, führt darum im geistigen Leben unfehlbar auf ein totes Gleis. Zwar hat man, wie wir in den letzten Kapiteln schon gesehen haben, nach einem Auswege gesucht, indem man die Gebärdensprache nach unserer Wortsprache ummodelte. Verträgt nun aber die Zeichensprache einen solchen Zwang? Mit nichten! Durch eine der-

artige Vergewaltigung der Gebärdensprache werden für jedes einzelne Wort eine ganze Reihe von Zeichen nötig, wodurch sie für den Verkehr ungeeignet wird. (Siehe Pariser Schule.) Je mehr die Gebärdensprache künstlich ausgebaut wird, umso mehr muß zu willkürlich gewählten Hilfszeichen zu ihrer Vervollständigung gegriffen werden, wodurch sie aber in demselben Maße an Allgemeinverständlichkeit einbüßt. Und wenn man, wie es die alte Berliner Schule tat, für jedes einzelne Wort nur ein Zeichen wählt, ohne auf die Wortveränderungen Rücksicht zu nehmen, so verliert die Gebärdensprache in demselben Maße, wie man sie vereinfacht, an Sicherheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, und Mißverständnisse kommen dann nur zu oft vor. Noch eins! Da der Umgang mit Taubstummen nun einmal nicht so bequem wie mit Hörenden ist, so beschränken viele, die verpflichtet sind, mit ihnen zusammenzuleben, ihre Mitteilungen auf das Notwendigste. Sie verhandeln sprachlich nur das mit ihnen, was sie unmittelbar und augenblicklich angeht, also in bezug auf den letzten Punkt immer aus einer soeben gegebenen Situation heraus. Da genügt nun in den meisten Fällen schon ein bestimmter Wink. Was die Gebärde nicht sagt, ergänzt die gegebene Sachlage. Darin liegt aber eine große Gefahr für die Sprachbildung; denn das abgekürzte „Sprechverfahren“ überträgt sich nur zu leicht auch auf den Verkehr in der Lautsprache. Ein einzelnes hingeworfenes Wort führt zum Ziele, z. B. beim Abendbrot: Butter? (fragender Blick) = Willst du Butter auf dein Brot haben? oder in der Stube: Hof? = Darf ich hinaus auf den Hof gehen? Durch das Hängen an dieser Gebärdeneigentümlichkeit kommt es, daß der kleine Taubstumme immer bloß in Stichworten sprechen will. Handelt es sich dann aber einmal um eine freie Unterhaltung, so reicht diese aphoristische Ausdrucksweise zu einer Verständigung nicht aus. Da fehlt es dann an allen Ecken und Enden.

Alles in allem! Die Gebärdensprache steht in bezug auf Vollkommenheit nach jeder Seite hin tief unter der Lautsprache. Die deutsche Methode erstrebt darum Höheres, aber wenn wir auf die Gesamtheit der Taubstummen sehen und die vielen Schwachbefähigten mit einschließen, auch Ungewisseres. Und dann darf nicht vergessen werden, daß die Unterweisung der Taubstummen in der Lautsprache, selbst bei den normal Begabten, die schwerste aller Unterrichtsarbeiten ist.

XVII. Kapitel.

Man hat sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt, den Unterricht in der Lautsprache kurz als deutsche Methode zu bezeichnen und die Lehrweise durch Gebärden mit der französischen Methode zu identifizieren. Das bedarf noch einer Ergänzung; denn Abbé de l'Epée hat auch schon in der Lautform der Sprache unterrichtet. Ja, er hat sogar eine Anleitung zum Sprechenlehren der Taubstummen herausgegeben. Und in den vorangegangenen Zeilen ist doch genugsam darauf hingewiesen worden, daß auch die deutschen Taubstummenlehrer ausgiebigen Gebrauch von der Gebärdensprache machten. Dennoch waren die beiden Methoden grundverschieden. Die Franzosen unterrichteten nur wenige ihrer Schüler, bei denen infolge späterer Ertaubung noch erhebliche Sprachreste vorhanden waren, oder bei denen sich noch starke Gehörreste zeigten, in einigen besonderen Stunden nebenher in der Lautsprache. Diese Übungen in der Benutzung des Sprechinstrumentes standen indessen mit dem eigentlichen Unterrichte, den sämtliche Schüler gemeinsam genossen, in keinem inneren Zusammenhange, ungefähr so, wie der Unterricht eines Gymnasiasten im Flöteblasen auch außerhalb des Planes seiner Lehranstalt liegt. Die Ausbildung in der Gebärdensprache war also in der französischen Schule Selbstzweck; in der deutschen war sie nur Mittel zum Zweck. Wenn nun auch die Lautsprache überall gepflegt wurde, so nahm sie im Leben der Taubstummen doch immerhin eine eigenartige Stellung ein. Sie konnte von dem Taubstummen zwar als Ausdrucksmittel seiner Gedanken, Gefühle und Willensmeinungen benutzt werden, aber es fehlte trotzdem die Möglichkeit eines Gedankenaustausches. Diese Einseitigkeit hatte darin ihren Grund, daß die Taubstummen wohl sprechen lernten, daß sie aber nicht in die Lage versetzt wurden, das Gesprochene anderer Personen (mochten das nun Vollsinnige oder Taubstumme sein) zu verstehen. Man hielt in Wien das Sprechlesen, d. h. das Absehen der Wörter vom Munde des Sprechenden einfach für nicht möglich. Ebenso war es auch in den westdeutschen Staaten; denn Hill machte auch Prof. Lachs in Berlin den Vor-

wurf, daß er in seinem Heftchen das Absehen gar nicht betont habe. Weil nun die Lautsprache nur einseitig als Mitteilungsmittel benutzt werden konnte, so waren die Taubstummlehrer und ihre Schüler gezwungen, ihre Worte, wenn sie nicht an Vollsinnige gerichtet waren, immer mit Gebärden zu begleiten. Da aber die natürliche Gebärdensprache, was Umfang und Bau betrifft, mit unserer Lautsprache nicht übereinstimmt, so mußte sie einfach, wie wir bereits gesehen haben, nach dem Plane der Wortsprache künstlich umgestaltet werden.

Daß dieser Transformationsprozeß in den einzelnen Taubstumm-Anstalten zu verschiedenen Resultaten führte, ist in den Kap. XI—XIV schon zur Genüge gezeigt worden. Aber nicht nur die einzelnen Gebärdenzeichen wichen an den Anstaltsorten voneinander ab, sondern man schlug auch im Unterrichte überall andere Wege ein. Selbst innerhalb der einzelnen Schulen machten sich bei verschiedenen Methodikern wieder wesentliche Differenzen in der Begünstigung der Ausdrucksmittel geltend, je nachdem man die Lautsprache, die Gebärde, die Schrift oder das Fingeralphabet mehr oder weniger bewertete und so einen dieser Faktoren vor den anderen durch stärkere Betonung im Unterrichte bevorzugte. Um nur ein Beispiel anzuführen, so kann man in den alten Schriften noch die Wahrnehmung machen, daß in der Wiener Schule, die alle Taubstummlehrer der österreich-ungarischen Anstalten zu ihren Anhängern zählte, unter Venus besonderer Nachdruck auf Schrift und Fingeralphabet gelegt wurde, unter Mücke und Frost die Gebärdensprache florierte und unter Schwarzer mehr die Lautsprache in den Vordergrund trat. Und doch wandten alle Taubstummlehrer der Habsburger Länder die gleichen Unterrichtsmittel an. Es würde zu weit führen, wollte ich hier alle die kleinen Unterschiede registrieren, die bei den einzelnen Methodikern — und zw. manchmal bloß auf dem Papier in ihren Lehrbüchern — sich finden. Eine daraufzielende Arbeit würde sich zu einer umfangreichen Geschichte der Taubstumm-bildung auswachsen, wozu hier nicht der Raum ist. Es kommt mir nur darauf an, zu zeigen, welche Stellung die Gebärdensprache in den deutschen Taubstumm-Anstalten seinerzeit eingenommen hat, und welchen Wandlungen sie dann unterworfen gewesen ist.

Weil man in allen Anstalten die Gebärde als Erklärungsmittel im Lautsprachunterrichte gebrauchte, so wurde sie in

einem pantomimischen Vorkursus des Sprachunterrichtes, der mit dem Eintritt in die Schule begann, bis zu einem gewissen Grade hin kultiviert. Der Entwicklungsprozeß von der natürlichen zur konventionellen Gebärdensprache (Kap. IX), der sich durch das Zusammenleben ganz von selbst vollzieht, wurde auf dieser Vorstufe des Anschauungsunterrichtes beschleunigt und durch den Willen des Lehrers in eine bestimmte Richtung gelenkt. Im besonderen sollten dem kleinen Taubstummen die Sinne geübt, die Aufmerksamkeit angeregt und seine Beobachtungsgabe geschärft werden. Durch das Betrachten der Gegenstände der Umgebung unter der Aufsicht des Lehrers sollten neue Vorstellungen gewonnen und alte, fehlerhafte berichtigt werden. Alles in allem wollte man den Taubstummen geistig lebendig machen und so für den eigentlichen Unterricht vorbereiten. Dem Lehrer wurde dadurch Gelegenheit gegeben, Einblicke in das Seelenleben seiner einzelnen Schüler zu gewinnen. Auch Reich, Jaeger, Heil u. a., die schon den Gebrauch der Gebärden im späteren Unterrichte mehr und mehr einschränkten, behielten diese propädeutische Unterweisung in der Pantomimik bei.

In dem sich anschließenden Unterrichte in der Wortsprache finden wir dann die Gebärde überall in einer wichtigen und unentbehrlichen Vermittlerrolle. Sollte beispielsweise das Wort Baum an die Schüler herangebracht werden, so zeigte der Lehrer nach dem Baume auf dem Hofe oder in dem Garten, wenn er sich nicht mit einem Bilde begnügte, schloß dann das Gebärdenzeichen daran, schrieb die Vokabel an die Tafel und ließ sie darauf von den Schülern sprechen. So schob sich die Gebärde immer zwischen den Gegenstand und seinen Namen, zwischen Vorstellung und Wort, und die Schüler konnten demzufolge aus dem Banne der Gebärdensprache nicht mehr loskommen. Sie dachten in ihren Gebärden und übersetzten sie danach erst in die Lautsprache. Durch ein solches Unterrichtsverfahren kamen sie fast nie — wenn sie nicht später noch sehr viel lasen — zu einer Beherrschung der Wortsprache, weil ihnen die Diktion in derselben auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten bereitete.

Der bayrische Kreisschulrat Dr. Graser erkannte die Mängel einer solchen Zwittermethode mit klarem Blicke, fand indessen nicht den richtigen Weg, diese abzustellen. In seinem epochemachenden Werke „Der durch Gesicht und Tonsprache der

Menschheit wiedergegebene Taubstumme“ (1829) brach er kurzerhand und gründlich mit dem alten System, indem er einfach verlangte, die Taubstummen mit den Vollsinnigen gemeinsam in den Volksschulen durch die Lautsprache zu unterrichten.

Als bloßer Theoretiker überschätzte er die Leistungsfähigkeit des taubstummen Schülers im Absehen und sofortigen Nachsprechen der Wörter und Sätze und unterschätzte somit die Schwierigkeiten, die sich durch die Natur der Verhältnisse gegen sein System auf türmten. Wenn er gegen diese blind blieb, so hatte das darin seinen Grund, daß er die Übertragung seiner Theorie in die Praxis seinen Lehrern überließ, die nicht den Mut fanden, ihn von der Undurchführbarkeit seiner Ideen zu überzeugen.

Immerhin hat er aber durch sein Auftreten den Anstoß zur Weiterentwicklung der Taubstummenbildung gegeben, wenn sich diese auch nicht in seinem Sinne vollzog. In den nun gegründeten Seminar-Taubstummenschulen sollten die angehenden Volksschullehrer mit der Eigentümlichkeit des Taubstummenunterrichtes bekannt gemacht werden, um dann später in der Lage zu sein, in ihren Gemeinden die taubstummen mit den hörenden Kindern zusammen zu unterrichten.

Die damals ins Leben gerufenen Seminar-Taubstummenschulen wurden so zur Wiege der neuen deutschen Methode, deren Vertreter ohne Gebärden im Lautsprachunterrichte auszukommen suchten. Hill in Weißenfels wurde zum Verkünder einer neuen Zeit. Er verlangte direkten Anschluß des gesprochenen Wortes an die Sache, um auf diese Weise die Lautsprache zur Denk- und Ausdrucksform des Taubstummen zu erheben und sie dadurch, wie er sich ausdrückte, zur organischen Lebenstätigkeit zu machen.*) Seine Forderungen, die er in der „Anleitung zum Sprachunterricht taubstummer Kinder“ (1840) niederlegte, fanden die Zustimmung der meisten seiner Berufsgenossen, und die Parole „Unmittelbare Lautsprachassoziation“, die er in seinem grundlegenden Werke ausgab, wurde zum Schlagworte der deutschen Taubstummenlehrer. Wenn hier ein Gleichnis angebracht erscheint, um den Unterschied der alten von der neuen deutschen Methode (Mr. Day in Amerika und Hill nannten letztere die neupreußische) zu veranschaulichen,

*) Siehe E. Reuschert's Hill-Biographie, 185 Seiten.

so möchte ich ein Bild aus dem Gärtnerleben wählen. Während die alte Schule das junge Edelreis der Lautsprache auf das Stämmchen der Gebärdensprache (siehe Vorkursus) zu pflanzen suchte, wollte die neudeutsche Schule die Lautsprache als wurzelechtes Pflänzlein im Taubstummen aufziehen.

Die weitere Entwicklung der Lautsprachmethode ist an die Namen Arnold und Vatter geknüpft, die in ihren Anstalten zu Riehen bei Basel und Frankfurt a. M. den Ausschluß der Gebärdensprache noch konsequenter durchführten, als es Hill möglich war. Letzterer erteilte wohl seinen Sprachunterricht nur durch das gesprochene Wort, räumte aber der Gebärde im Religionsunterrichte ein gewisses Bürgerrecht ein, weil er gezwungen war, seine Schüler in 4 oder 5 Jahren auf die Konfirmation und die h. Kommunion vorzubereiten. Diese verhältnismäßig kurze Zeitspanne reichte jedoch nicht aus, die Lautsprache soweit auszubilden, alleinig durch sie die Heilswahrheiten und die dogmatischen Formeln zu erklären. Den beiden anderen Methodikern gestatteten dagegen günstigere äußere Anstaltsverhältnisse, in einem achtjährigen Kursus den Unterricht von Anfang bis zu Ende stufenmäßig weiter auszubauen, wodurch ein größerer Reichtum in der Lautsprache erzielt und dadurch die Verwendung der eigentlichen Gebärde als Erklärungsmittel entbehrlich gemacht wurde.

Aber von noch größerer Tragweite für das fast gänzliche Fernhalten der Gebärde war das ständige Zusammenleben der Zöglinge mit dem gesamten Anstaltspersonal in kleinen, wohlgeleiteten Internaten, die vollständig Familiencharakter trugen und zum Teil noch aufweisen. Strenges Gebärdenverbot und unausgesetzte Überwachung nach der einen Seite hin und fortgesetzte Anregung zum Sprechen von pädagogisch und fachlich geschulten Leuten nach der anderen taten das ihre, in diesem Gemeinschaftsleben die Zöglinge in der Lautsprache zu vervollkommen und die Anwendung der Gebärdensprache auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Andauernde Gelegenheit zur Unterhaltung und die daraus resultierende ununterbrochene Übung sind die Zauberworte, die bei normaler Begabung der Kinder erfreuliche Ergebnisse hervorbringen und so für die Fernstehenden Wunder schaffen.

Riehen und Frankfurt wurden nun Wallfahrtsorte für die Taubstummenlehrer der ganzen zivilisierten Welt, und die Mehr-

zahl der deutschen Fachleute entschied sich nach dem, was ihnen in diesen Musteranstalten gezeigt worden war, für die sogenannte reine deutsche Methode, wie Vatter das von ihm angewandte Unterrichtsverfahren getauft hatte. Man sah nun in der Gebärde einen Krebs Schaden für die Lautsprache, den zu beseitigen, jedem nachdrücklichst zur Pflicht gemacht wurde. So entbrannte auf der ganzen Linie ein heftiger Kampf gegen die Gebärdensprache, der freilich in einigen Fällen Formen annahm, die nicht gebilligt werden konnten. Sicher war das ganze Bestreben aus einem idealen Beweggrunde geboren; wie es aber bei derartigen Neuerungen nur zu oft geht, ließ man sich an mehreren Orten zu Übertreibungen hinreißen. Törichte Menschen nannten nun die Gebärde das französische Unkraut unter dem deutschen Weizen der Lautsprache, das schonungslos ausgerauft werden mußte, als ob die Franzosen für die Gebärden der deutschen Taubstummen verantwortlich gemacht werden könnten. Wohl erhob sich hier und da schüchtern eine Stimme gegen die neue Richtung. So schrieb Kruse (Vater), der als taubstummer Taubstummenlehrer noch aus der alten Zeit hervorgegangen war, im Jahre 1878:

„Es läßt sich denken, daß der Taubstumme bei seiner vorherrschenden Neigung zum gebärdlichen Denken und Sprechen um so viel weniger zur Verwertung der Laut- und Wortsprache disponiert sei. Man glaubt daher nichts Besseres und Eiligeres tun zu können, als der Gebärdensprache die Konzession zu entziehen. Glaubt man wirklich und im vollen Ernst, daß auf diese Weise die Gebärdensprache sich in ihre Schlupfwinkel zurückziehen werde? Man hat freilich oft ein solches Ansinnen an die Taubstummen gestellt, aber die Hoffnung ist jedesmal zuschanden geworden. Der Erfolg von allem noch so redlichen Bemühen des Lehrers ist, daß der Taubstumme umso fester an der Gebärdensprache hängt. Er verleugnet sie nicht allein nicht, sondern er pflegt und kultiviert sie. In den meisten Fällen tönt er nur für den Lehrer und gestikuliert im übrigen für sich.“ Und auf dem ersten allgemeinen Taubstummenlehrertage zu Berlin (1884) trat Oberpfarrer Schönberger, ein ehemaliger Taubstummenlehrer, den Lautsprachfanatikern warnend entgegen. Aber ihre Stimmen fanden bei der Mehrzahl der Taubstummenlehrer keine Beachtung. In ihrem Taumel trieben verschiedene von ihnen die reine Vogelstraußpolitik, indem sie

mit am kräftigsten in das Horn der Lautsprachenthusiasten bliesen und sich für die Gebärden an ihren eigenen Schülern blind stellten. Darf man sich da wundern, daß nach den vielen begeisterten Auslassungen in der Fachpresse der Dezernent des preußischen Taubstummengewesens, Geheimrat Dr. Schneider, bei seinen Revisionen nun überhaupt keine Gebärden mehr sehen wollte. Ja, es kam dahin, daß man die Leistungen einer Taubstummenschule nur noch danach einschätzte, ob man dort eine Gebärde entdeckte oder nicht. Einsichtsvolle Schulmänner schwiegen angesichts dieser Verirrungen bestürzt, weil sie befürchten mußten, daß man sonst an maßgebender Stelle in ihre methodische Einsicht oder in ihren Berufseifer Zweifel setzen könnte.

So leicht war allerdings die Gebärde nicht tot zu kriegen, und man kam nun auf allerhand wunderliche Einfälle, um ihr zuleibe zu gehen. Harmlos war es noch, wenn Joel Deutsch, vormals Direktor der israel. Zentralanstalt für Oesterreich zu Wien, den Lehrern einen Dienstrock mit zwei Seitentaschen empfahl, die die Hände während der Unterrichtstätigkeit aufnehmen sollten, damit ja keiner in die Versuchung kommen könnte, die Arme einmal zu rühren. In jeder Bewegung des Körpers, natürlich mit Ausnahme der Artikulationsklappe, erblickte man beinahe eine Todsünde. Viele waren da viel vatterischer als Vatter selbst; denn wer ihn, wie ich, einmal im Unterrichte gesehen hat, weiß, daß er in seiner Arbeit äußerst lebhaft ist und von Mienen und Gesten an geeigneten Stellen einen ausgedehnten Gebrauch macht, ohne freilich in die eigentlichen Taubstummengestalten zu verfallen. Der Vorsteher einer großen und renommierten ausländischen Taubstummenschule erzählte mir und meinen Kollegen einmal, daß er auf einer seiner früheren Informationsreisen zu einem Direktor gekommen sei, der ihm durch Vermeidung der geringsten Bewegung zu imponieren gesucht habe. Steif wie die Figur in einem Panoptikum habe er die volle Stunde vor den Kindern gestanden, und sein Gesicht sei die ganze Zeit bis auf den auf- und zugehenden Mund regungslos wie aus Marmor gewesen. Müssen da die taubstummen Kinder, wenn sie täglich vier oder fünf solche Unterrichtsstunden hintereinander empfangen, vor Langweile und Müdigkeit nicht ununterbrochen gähnen oder schließlich ganz einschlafen?

Den taubstummen Zöglingen gegenüber waren manche Lehrpersonen recht rigoros. So berichtet der großherzogliche Direktor Oehlwein in seinem schon genannten Schriftchen, daß man in einer Anstalt den Kindern die Hände geknebelt habe, um sie am Gebärdenmachen zu verhindern. Einige überaus ehrgeizige und heißblütige Lehrer griffen zum Stocke, um die unter Verbot gestellte Gebärde, von der die Taubstummen in ihrer Freizeit nun einmal nicht ließen, ihnen auszutreiben.

Wenn der Bogen allzu straff gespannt ist, muß er endlich springen. Die Wahrheit dieses Wortes sollte sich auch hier bestätigen. Der soeben gekennzeichneten Bewegung erstand in dem Taubstummenlehrer Heidsick zu Breslau ein Gegner, wie er rücksichtsloser nicht gedacht werden kann. Daß ein Rückschlag eintreten mußte, erklärte sich aus den Verhältnissen, und daß Heidsick in die Bresche trat, muß ihm im Grunde genommen als ein Verdienst angerechnet werden; denn schließlich hat er doch für seine Überzeugung nicht unerhebliche Opfer gebracht. Ganz abgesehen von der Zeit und Mühe, die er an sein Werk „Der Taubstumme und seine Sprache“ (1889) gesetzt hat, so mußte er auch außerdem seine Ruhe mit mancher Aufregung vertauschen. Es gehörte immerhin ein gewisser Wagemut dazu, der herrschenden Richtung, die von oben herab sanktioniert war, entgegen zu treten. Die maßlose Art aber, in der er es tat, und die Sucht zu verallgemeinern, sind entschieden nicht zu billigen. Die Kampfesweise pflegt unter wahrhaft Gebildeten nicht so schroffe Formen anzunehmen. Die ganze Lautsprachmethode wirkte auf ihn, wie das rote Tuch auf einen Puter. Kein gutes Haar ließ er an ihr. Wenn er behauptet, „Für den Taubstummen gibt es keine Lautsprache“, so hat er ja in seinem Sinne recht; denn der Taubstumme hört weder sich noch andere sprechen und kann darum nie zu Lautvorstellungen gelangen. Er wird aus diesem Grunde auch niemals in bezug auf seine innere Sprache „Akustiker“ werden. Wohl kann er es aber zum „Motoriker“ bringen; denn er kann das Sprechen, wie es die Erfahrung lehrt, bis zu einem gewissen Grade hin erlernen, und diese seine Bewegungssprache wirkt dann eben auf seine hörende Umgebung als Lautsprache, und ihr Besitz verschafft ihm dadurch doch im Leben ungeheure Vorteile und wird für ihn zu einem großen Segen, selbst dann noch, wenn der Taubstumme auch nicht ganz deutlich sprechen

kann, weil sich die nächste Umgebung selbst noch an eine mangelhafte Ausdrucksweise gewöhnt.

Nun hätte man annehmen sollen, daß Heidsick aus seinen Ausführungen die Konsequenzen ziehen und für Abschaffung der Lautsprache im Taubstummenunterricht plädieren würde. Aber nein! Wunderbarer Weise wollte er sie, trotz des Aufgebotes von wirklichen und Scheingründen gegen sie, nicht nur für die begabten, sondern auch für die schwachbefähigten Taubstummen beibehalten. Seine Schlußforderung gipfelte nur in dem Satze: „Lautsprache, Gebärde und Schrift nehmen im Unterrichte eine koordinierte Stellung ein!“ Daß er später seine Ansichten bezüglich des Nutzens der Gebärdensprache über den Haufen geworfen hat, ist auf Seite 164 schon vermerkt worden; aber dessenungeachtet haben sie doch noch ein historisches Interesse; denn sie sind symptomatisch für die damalige Fehdezeit unter den Berufsgenossen. Als Heidsick nicht den gehofften Erfolg fand, warf er noch eine kleine Flugschrift „Ein Notschrei der Taubstummen“ (1891) in die Massen des Volkes. Die kleine Broschüre mit dem schwefelgelben Umschlage zündete bald und entfachte einen Brand, von dem zu jener Zeit alle Welt sprach. Es kam zu Disziplinaruntersuchungen und Gerichtsverhandlungen, und das forensische Schauspiel wurde von einer sensationslüsternen Tagespresse weidlich ausgenützt.

Es ist nicht zu leugnen, daß Heidsicks Bücher auch viele Stellen enthalten, die von einer guten Beobachtungsgabe und von einer packenden Darstellungsweise zeugen, und das Studium der Schriften ist darum jedem, der sich für die damalige Kampfesperiode interessiert, nur zu empfehlen, bloß muß der Betreffende darauf auch, um ein klares und objektives Bild zu gewinnen, dann die Entgegnung gleichfalls lesen, von denen ich hier die drei von Malte Prüssing, vormals Direktor der Prov.-Taubst.-Anst. zu Schneidemühl, später in das kommerzielle Leben übergetreten, ferner von Direktor Dr. Brunner zu Wien und Dr. Paul Schumann zu Leipzig als die besten namhaft mache. Eine vermittelnde Stellung in dem Streit nimmt ein sachlich und ruhig geschriebenes Druckheftchen „Extreme“ von G. Riemann ein (1891), das sich von anderen Broschüren aus jenen aufgeregten Tagen (siehe Fiebig, die hundertjährige Marter!) vorteilhaft unterscheidet.

Die wildwogenden Fluten des Kampfes und des Zornes ebten allmählich ab, und in die Reihen der deutschen Taubstummenlehrer zog wieder der Friede ein. Die Besonnenheit ließ es nicht mehr dazu kommen, daß Prinzipien nach der Art bei verbohrtten Schulmeistern bis zur alleräußersten Spitze getrieben wurden. Auch Vatter zeigte sich versöhnlich. Wohl wahrte er auf einer süddeutschen Taubstummenlehrer-Konferenz zu Winnenden (1898) seinen Standpunkt, daß nämlich unter dem Schutt und Wust der Gebärdensprache, die trotz Lehrplan und offiziell proklamierter Lautsprachmethode vielfach noch auf dem Unterricht laste, die besten Kräfte eines geistbildenden Unterrichtes latent bleiben müßten; aber er fügte auch zu, daß es andererseits auch Taubstummenlehrer gebe, die als Anhänger der reinen Lautsprachmethode eine wahre Scheu vor jeder Arm- und Handbewegung, die einer Gebärde ähnlich sehen könnte, bekundeten und damit die natürliche Frische und Lebendigkeit des Unterrichtes knickten. In seinem Vortrage, der unter dem Titel „Anschauliche Unterrichtssprache, Mimik und Aktion“ auch im Druck erschienen ist, suchte er sodann die Grenzen zwischen berechtigten und unberechtigten Gebärdten zu ziehen.

Auf den Kongressen zu Hamburg (1900) und zu Königsberg (1906) wurden Stimmen laut, die die Mitbenutzung der Gebärdensprache im Lautsprachunterricht bei schwachbefähigten Schülern reklamierten, und neuerdings sucht Matthias Schneider zu Braunschweig wieder eine Lanze für die Verwendung der Gebärdten im Unterricht für alle Taubstummen zu brechen. An einem Beispiele „der Baum ist hoch“ zeigt er in seinem Werkchen „Das Denken und das Sprechen des Taubstummen“ (1908) zunächst, was das Wörtchen „ist“ überhaupt bedeutet und dann, wie er den Sinn, der demselben innewohnt, durch die Gebärdte — und, wie er behauptet, nur durch dieselbe — plausibel machen kann. Hören wir ihn also:

„Die reine Lautsprachmethode gebietet: Keine Gebärdte! und doch ist alles Verstehen ein Verstehen durch die Gebärdte. Mit jener Forderung hat sich die Wortsprachmethode selbst ins eigene Fleisch geschnitten, und das bleibt wahr, trotz aller Leugnungen. Auch dem Taubstummen muß das Wörtchen „ist“ ein sprachliches Gesetz werden, das er mit Bewußtsein und mit Freuden respektiert. Wie ist das anzufangen? Es muß ihm gezeigt werden, was hinter dem Wörtchen „ist“ steckt,

wie die Gebärde dessen Beziehungscharakter versinnlicht und dem Bewußtsein offenbart. Zunächst handelt es sich — wenn wir bei unserem Beispiele stehen bleiben — um eine Sonderung der Begriffe „Baum“ und „hoch“ aus dem noch unentwickelten Anschauungsurteile. Hier ist „Baum“, hier „hoch“, nach links hin gebärde ich „Baum“, indem ich Stamm und Krone mit meinen Händen umschreibe, nach rechts hin versinnliche ich „hoch“, indem ich den Blick in die Höhe richte und die Hände so weit als möglich erhebe. Dies deutet zur Genüge darauf hin, daß „Baum“ und „hoch“ gedacht werden soll. Mein linker Zeigefinger bedeutet „Baum“, der rechte „hoch“. Ich nähere nun die Finger einander, bis sie sich decken, indem ich durch Mienen Gebärden andeute, als wollte ich sagen: ja seht nur hin, der Baum ist . . . wirklich hoch. Daß wir uns unsere Geistestätigkeit im Bilde vorstellen, wird uns hieran ganz klar. Beziehen ist in der Tat ein „Heranziehen“ des einen Begriffes an den andern, wir suchen sie zu vergleichen und zur Deckung zu bringen. Auf die angegebene Weise läßt sich auch dem sprechenlernenden Taubstummen das Wörtchen „ist“ begreiflich machen, er schaut die Tätigkeit seines Geistes an und „erlebt“ so die sprachliche Funktion des „ist“. Das ist für die Entwicklung des Denkens weit bedeutungsvoller als hundert Sätze mit Wiederholung derselben Form; ich denke da an: „Der Bär ist braun“. „Die Maus ist klein“. „Das Schaf ist weiß“ usw. Die Funktionen des Geistes kennen lernen, sie differenzieren und charakteristisch ausgestalten, — das ist der Kernpunkt des Taubstummenunterrichtes“.

Daß die Kenntnis der Lautsprache für den Taubstummen die allergrößte Wichtigkeit hat, ist über alle Zweifel erhaben, und daß es Menschenpflicht ist, ihm dieselbe, wenn nicht geistige Defekte oder Anormalien in den Sprechwerkzeugen hindernd in den Weg treten, zu vermitteln, bedarf nicht erst noch näherer Begründung. Wie es zu geschehen hat, liegt indes außerhalb des Zweckes, den sich der Verfasser in diesem Buche gestellt hat. Hier kommt es ihm vielmehr nur darauf an, weiter auszuführen, welche sichtbaren Körperbewegungen im Lautsprachunterrichte nicht nur statthaft, sondern unerläßlich und darum von einer gesunden Didaktik geboten sind.

Der Grundsatz „Unterrichte anschaulich!“, den schon der

alte Comenius aufstellte und den dann Pestalozzi den Lehrern wieder einschärfte, gehört zu dem eisernen Bestand der Schule. Die Wichtigkeit, die dieses pädagogische Fundamentalprinzip für die Unterweisung der Hörenden hat, steigert sich im Taubstummenunterrichte zur unbedingten Notwendigkeit. Darum ist der Sprachunterricht in der Taubstummenschule anfänglich auch immer ein Sachunterricht, in dem Gegenstände vorgeführt und die betreffenden Namen unmittelbar angeschlossen werden. Von allen Dingen interessieren den naiven Menschen aber nur diejenigen, die irgend welche Bedeutung für ihn haben, und nur seine Beziehungen zu diesen regen ihn zum Sprechen an. Wenn darum der Lehrer sich auch von dem Sprachbedürfnis seiner Schüler in bezug auf den auszuwählenden Sprachstoff leiten lassen will, so darf er nicht tote Beschreibungen geben, sondern er muß die Kinder mit den Sachen ihrer Umgebung in Verbindung bringen. Nur auf diese Weise kann in dem kleinen Taubstummen eine lebendige Sprache entstehen, für die er dann wirklich auch Verwendung hat, wodurch die Sprechfreudigkeit immer wieder neue Nahrung empfängt. Der Lehrer sagt z. B.: „Schließe den Schrank auf!“ Der Schüler: „Ich bitte um den Schlüssel“. Der Lehrer nimmt den Schlüssel aus der Tasche und gibt ihn einem Knaben. Es schließen sich daran die Sätze: Hr. N. nimmt den Schlüssel aus der Tasche. Hr. N. gibt Paul den Schlüssel. Der Schlüssel paßt nicht. Es ist ein falscher Schlüssel. So, der Schlüssel paßt! Der Schrank ist auf etc. Alle diese Vorgänge werden von den Kindern ausgeführt, und die betreffenden Redewendungen immer an dieselben sofort angeknüpft. So baut sich nach und nach die Sprache auf Handlungen auf.

Geschehnisse, die sich vor der ganzen Klasse gelegentlich abspielen, werden gleichfalls sprachlich ausgenutzt. So entstehen z. B. bei Fortgeschritteneren die Sätze: Der Postbote kommt. Er hat einen Brief. Karl bekommt einen Brief. Woher ist der Brief? Lies den Poststempel! Karl schneidet den Brief auf. Karl nimmt den Briefbogen heraus. Er liest den Brief. Wer hat den Brief geschrieben? etc. — Also auch hier immer Handlung. Die wirklichen Ereignisse haben vor den künstlichen Situationen, in die die Schüler versetzt werden, den Vorzug, daß sie das Interesse, wenn es vielfach auch nur auf der Neugierde begründet ist, mehr anregen.

Eine weitere Stufe ist die dramatische Darstellung, wozu sich im Unterricht vielfach ganz ungezwungen Gelegenheit bietet. Lesestücke, die einen Dialog enthalten, werden mit verteilten Rollen gesprochen. Es schließt sich dem Sprechen zugleich die theatralische Vorführung an, die erkennen läßt, ob die Schüler ganz in den Sinn der Worte eingedrungen sind. — Im Rechenunterricht erhält ein Schüler den Auftrag, von einem andern eine bestimmte Ware zu kaufen. Er muß nun alles ausführen, was mit seinem Auftrage im Zusammenhange steht. Zugleich wird er aber auch zur Anwendung der Lautsprache genötigt. Wenn auch der Rechenunterricht, wie mein alter Lehrer E. Hentschel, der Reformator des deutschen Schulrechnens, betonte, in erster Linie den Zweck hat, daß die Schüler denkend rechnen und rechnend denken lernen sollen, so hat im Taubstummenunterrichte jeder Lehrgegenstand doch außerdem auch noch einen Sprachzweck. Es kommt z. B. zu folgendem Gespräch: Für 25 Pfg. Blutwurst. Das stimmt nicht. Warum nicht? Ich habe Ihnen 1 Mk. gegeben. Ich bekomme 75 Pfg. heraus. Sie haben mir bloß 70 Pfg. gegeben etc. Zugleich lernen die Kinder mit Geldstücken umgehen. — Selbst in der biblischen Geschichte bietet sich Gelegenheit, das Wort mit der Aktion zu vereinen. Ich will hier bloß aus dem alten Testamente die Erzählung von David und Goliath und aus dem neuen das Gleichnis vom barmherzigen Samariter nennen. Natürlich eignen sich nicht alle biblischen Stoffe zu einer theatralischen Vorführung. Wo Gefahr vorhanden ist, daß die Würde des Religionsunterrichtes darunter leiden könnte, muß eine dramatische Darstellung selbstverständlich unterbleiben. So könnten z. B. durch eine solche die erschütternden Begebenheiten in Gethsemane, vor Pilatus und auf Golgatha nur trivialisiert werden. Hier müssen gute Bilder das Wort unterstützen. Überhaupt muß der Taubstumme durch einen stufenmäßigen Aufbau der Sprache nach und nach dahin gebracht werden, daß durch die schildernden Worte die Situation schon von selbst vor sein geistiges Auge tritt und die innere Gestaltungskraft in der Lage ist, ein Phantasiebild von der in Rede oder Schrift aufgenommenen Handlung im Geiste auszumalen. Aber immerhin ist die Handlung, wie wir in den vorangegangenen Zeilen gesehen haben, ein wichtiges didaktisches Moment, den Unterricht zu beleben und die Ausbildung der Gehörlosen in

der Lautsprache zu fördern. Dabei handelt es sich auch nicht um Taubstummengebärden, sondern um die Ausführung der wirklichen Vorgänge der Handlung und um Gesten und Mienen, die die innere Anteilnahme an den äußeren Ereignissen erkennen lassen. Auf die beiden letztgenannten Ausdrucksmittel werden wir noch näher eingehen müssen; denn sie sind nicht nur der Sprache bei einer bühnenmäßigen Vorführung eigen, sondern sie gehören auch zu einer guten Erzählweise, zum Lehrvortrag, zur Konversation, wie überhaupt zu jeder rethorischen Betätigungsform. Sind beide durch die Organe, die ihnen dienen, grundverschieden voneinander, so sind sie doch Sprossen aus ein und derselben Wurzel, nämlich dem geistigen Miterleben. Sie stehen darum auch in einem harmonischen Zusammenhange. An Mannigfaltigkeit gibt keine Form der anderen etwas nach. In Kapitel IX meiner Arbeit habe ich schon auf die bewundernswerte Geschicklichkeit der Hände hingewiesen, die der Gestikulation auch zunutze kommt, und das Gebiet des Mienenspiels ist nicht minder veränderungsreich. Schon der alte Spruchphilosoph Lichtenberg (1742—1799) sagt: „Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die des menschlichen Gesichtes“.

Unsere jetzigen Gesten und Mienen sind das Ergebnis einer vieltausendjährigen Kultur des Menschengeschlechtes. Unstreitig sind sie aus dem Gebaren des Urmenschen, der dem Tiere noch sehr nahe stand, im Laufe der Zeiten allmählich hervorgegangen. Bei einzelnen Gesten läßt sich noch heute ohne viel Mühe der Ursprung erkennen. So stampft der Zornige mit den Füßen auf, ballt die Fäuste und knirscht mit den Zähnen. Bei dem Menschen in grauer Vorzeit war es noch das Bestreben, seinen Feind niederzutreten, mit den Fäusten zu bearbeiten und mit den Zähnen zu zerfleischen. In Aeonen von Jahren sind dann die animalischen Lebensäußerungen nach und nach humanisiert worden. In vielen Lebensformen liegt gegenwärtig noch ein tiefer Sinn, der an die einstmalige Entstehung und ursprüngliche Bedeutung erinnert. Der Kotau der Asiaten ist das Zeichen gänzlicher, unbedingter Unterwerfung, ein Liegen im Staube vor dem Herrn und Gebieter. Ähnlich verhält es sich mit dem Beugen der Kniee. Der Niederknieende will nämlich damit bekunden, daß er sich vor einer Person oder Gottheit erniedrigt, wodurch das verehrte Wesen um so höher und erhabener erscheint.

Wie durch die neuesten Schädelkunde erwiesen ist, waren die Urmenschen noch nicht im Vollbesitz der Sprache. Neben Schreilauten und Ausrufen bedienten sie sich, wie ich in Kapitel III ausgeführt habe, noch nebenher der Gebärden. Mit der durch die Jahrtausende gehenden Weiterentwicklung der Lautsprache stand eine fortgesetzte Umbildung der Gebärden in innigem Zusammenhange. Je mehr die Lautsprache sich entfaltete und der Mensch dadurch imstande war, seine Vorstellungen durch dieselben zu bezeichnen, um so weniger bedurfte er besonderer Gebärden. So ist es gekommen, daß das intellektuelle Leben immer mehr mit der Lautsprache verwachsen ist. Für den Reichtum unseres Seelenlebens langt jedoch die Wortsprache immer noch nicht hin, wie dies auch Mauthner in seiner „Kritik der Sprache“ nachzuweisen sucht. In diesem Sinne singt auch V. v. Scheffel: „Noch immer fehlt's dem Wort an den feinsten, den tiefsten Gedanken.“ Wir haben es hier allerdings mehr mit einem dichterischen Ausdruck zu tun; denn es handelt sich weniger um das Gedankliche als um die mit ihm im Zusammenhange stehenden Regungen der Gefühlstiefen, für die vielfach noch Worte fehlen und die darum auf andere Ausdrucksmittel wie Töne, Farben der Stimmungsbilder, Gesten und Mienen angewiesen sind. So hat sich also eine successive Verschiebung des Betätigungsfeldes von der Verstandes- nach der Gefühlsseite hin vollzogen. Ist die eigentliche Gebärde Vertreterin des Wortes, so ist die Geste nur Begleiterin desselben. Während darum wirkliche Gebärde und Wort sich in gewissen Grenzen entbehrlich machen, trifft das auf die Geste im engeren Sinne nicht zu; denn diese ist nicht ein Ersatz des einzelnen Wortes, wohl aber vertieft sie den Sinn desselben. Sie ist also, ebenso wie auch die Miene, Zutat von Unaussprechlichem zur Lautsprache.

Alle Gesten bestehen in Bewegungen des Körpers und seiner Gliedmaßen. Ihre Zahl ist so groß, daß es eines umfangreichen Buches bedürfte, sie alle aufzuzählen und zu beschreiben. Ich muß mich hier bescheiden, nur die Grundgesetze anzudeuten. Bei dem Körper handelt es sich entweder um ein Zustreben oder um ein Abwenden, je nachdem etwas Angenehmes oder Widerwärtiges Gefühle auslöst. Bei dem Zustreben tritt eine Neigung des Körpers nach vorn ein, bei dem Fortstreben dagegen eine solche nach rückwärts. Es kann sich in beiden

Fällen entweder nur um eine Schrägstellung des Körpers handeln, oder auch um eine Schrittbewegung. Als Gesetz gilt: Je lebhafter die Empfindung, desto lebhafter auch die Bewegung, wenn nicht in der höchsten Ekstase in Ausnahmefällen Lähmungen eintreten.

Die Bewegungen des Körpers werden durch die Arme und Hände wirkungsvoll unterstützt. Angenehmes wollen sie heranziehen, Unangenehmes möchten sie dagegen wegstoßen. Aus diesem Bestreben heraus erklären sich fast alle Gesten. Bei der Umarmung und dem Kusse, den Zeichen der Liebe, will die Person den Gegenstand innigster Zuneigung an sich heranziehen und mit sich vereinen etc. Auch hier macht sich wieder das Gesetz geltend, daß die Armbewegungen um so energischer werden, je stärker die Gefühlswallungen sind.

Die Bewegungen der Hände sind mannigfacher Art. Als Grundformen unterscheidet man gewöhnlich: die offene, die gedeckte, die gespreizte, die geballte und die hinweisende Hand.

Bei der offenen Hand ist der Handteller dem Auge der gestikulierenden Person zugekehrt. Geben und Annehmen sind die Ausgangsformen dieser Geste. Sie drückt ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Personen aus, wird mit der Frageform verbunden und kommt auch vielfach in der Erzählung vor.

Die gedeckte Hand wendet dem Auge der agierenden Person ihren Rücken zu. Sie wird überall da gebraucht, wo es gilt, Unangenehmes abzuwenden. Sie ist also ein Überbleibsel von einem Zurückstoßen. Diesem Sinne entspricht auch das mehrfache Hin- und Herbewegen der erhobenen gedeckten Hand als Zeichen der Verneinung. Eine Ausnahme davon machen die segnenden Hände, die gleichsam die besten Wünsche auf den zu Segnenden herabsenken wollen.

Die gespreizte Hand wird in dem Bestreben gebildet, die Handfläche noch zu vergrößern. Sie wird überall da angewandt, wo es sich um eine Steigerung der Affekte handelt, die mit der gedeckten Hand verbunden sind.

Die geballte Hand oder Faust deutet auf Zorn hin. Ihrer Entstehung haben wir schon auf den letzten Seiten gedacht. Sie ist darum auch das Zeichen für wilde Drohungen.

Die hinweisende Hand wird durch den ausgestreckten Zeigefinger und ein Einziehen der übrigen Finger derselben gebildet. Sie steht nur noch in losem Zusammenhange mit dem Gefühls-

leben. In welcher Weise sie dem Menschen dienlich ist, haben wir schon bei der Besprechung der demonstrativen Gebärdenzeichen ausgeführt. — „Alle Anmut und Grazie der Gliederbewegung stellt in einem kleineren Maßstabe und feineren Zügen das Muskelspiel des Antlitzes dar, wie nicht weniger deutlich den verzerrenden Kampf leidenschaftlicher Erregung.“ Unsere Aufgabe wird es darum nun sein, daß wir, nachdem wir hier einiges über die Gesten gesagt haben, uns dem Mienenspiel zuwenden.

Das Gesicht ist der Spiegel der Seele; denn das Innere des Menschen findet in dem Äußeren dort seinen Widerschein. Der Wunsch, die verborgenen Regungen des Seelenlebens seines Mitmenschen zu ergründen, führte deshalb frühzeitig schon aus rein praktischen Gründen dahin, das Antlitz desselben zu beobachten, um daraus Rückschlüsse auf seine Seelenzustände ziehen zu können. Schon die alten Griechen schenkten der menschlichen Physiognomie ihre Aufmerksamkeit. So behauptet der Philosoph Kleanthes, daß man aus den Gesichtszügen die Eigenschaften eines Menschen entziffern könne. Sokrates machte die Aufnahme in seinen Freundes- und Schülerkreis mit von einer Prüfung des Gesichtsausdruckes abhängig. Aristoteles wagte schon einen Versuch, die Gesichtszüge näher zu studieren. Es stand für ihn fest, daß die Leidenschaften dieselben ausprägen. Er glaubte, durch einen Vergleich mit den Tieren das menschliche Gesicht erklären zu können. Diese seltsame Idee tauchte auch im Mittelalter mehrfach wieder auf. Joh. Baptist Porta (bekannt als Erfinder der Camera obscura) stellte in seinem 1593 erschienenen Werke „De humana physiognomia“ eine Reihe nach seiner Meinung verwandter menschlicher Antlitze und Tierköpfe — auch in Holzschnitten — nebeneinander. (Schmales Kinn, wie beim Affen, weist auf Bosheit hin, lange Stirne [siehe Hundekopf] auf Gelehrigkeit, breite Stirn [Ochs] dagegen auf Furchtsamkeit. Das struppige Kopfhaar, welches an die Mähne des Löwen erinnert, ist nach ihm ein Zeichen von Gutmütigkeit und Großmut etc.) Finden wir in diesen Auslassungen nicht schon eine mystische, dunkle Ahnung des Darwinismus? Wenn auch nicht ganz so wunderbar, doch ebenso unhaltbar waren noch die „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ von Lavater (1775). Sein Wort: „O Ihr Fürsten! Wenn Ihr Euere

Minister wählt, so seht vor allem ihre Nasen an!“ sagt schon genug. — Nach Dr. Gall's phrenologischen Studien, wonach die einzelnen menschlichen Fähigkeiten auf bestimmte Provinzen des Gehirns verteilt wurden, die wieder maßgebend für die Schädelbildung waren, sah man nun mehr auf die Stirn. Seine Lehre, die Berufene und Unberufene lange Zeit beschäftigte, hat Anlaß gegeben, wie Dr. Piderit bemerkt, daß die Porträtmaler damals alle ihre Objekte als geistreiche Männer mit übermäßig hoher Stirn malten. Auf alle diese seltsamen Bestrebungen trifft das Wort aus Goethes Faust zu: „In bunten Bildern wenig Klarheit, viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit“. Engel, Prof. am Joachimstaler Gymnasium und von 1787 bis 1794 mit Ramler Leiter des Berliner Theaters, schrieb 1785 seine „Briefe über Mimik“, u. zw. bloß von einem ästhetischen Standpunkte aus, während Charles Bell in seiner „Anatomie und Philosophie des Ausdrucks“ (1806) mehr einen medizinischen vertrat.

Zu einer eigentlich wissenschaftlichen Behandlung der Frage gelangten aber erst Piderit und Darwin. Ersterer betrachtete die Mimik als Tätigkeit des Einzelmenschen, und letzterer sah in ihr einen Ausfluß der Gemeinschaft. Sie würde ihm zu einem Bausteine für seine Vererbungstheorie. Dr. Piderit gab 1858 seine Grundzüge der Mimik und Physiognomik heraus und ließ 1867 seine Mimik und Physiognomie folgen, die 1886 eine zweite Auflage erlebte. Darwin schrieb 1872 sein aufsehenerregendes Werk: „Über den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und Tieren“, das von Carus in die deutsche Sprache übertragen worden ist.

Piderit schloß seine Ausführungen an die beiden folgenden Sätze an:

1) Da jede Vorstellung dem Geiste gegenständlich erscheint, so beziehen sich die durch Vorstellungserregungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen auf imaginäre Gegenstände.

2) Die durch angenehme oder unangenehme Vorstellungen verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich auf harmonische (angenehme) oder disharmonische (unangenehme) Sinneseindrücke.

Darwin unterschied drei Grundprinzipien:

1) Das Prinzip zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten. Gewisse Handlungen sind von direktem oder indirektem Nutzen. Wiederholungen der bloßen Seelenzustände, die sich mit diesem

verknüpft haben, rufen die alten Bewegungen gewohnheitsmäßig hervor, wenn auch in schwächerem Grade, obgleich sie nun nicht mehr von bestimmtem Nutzen sind.

2) Das Prinzip des Gegensatzes. Gewisse Seelenzustände führen zu bestimmten gewohnheitsmäßigen Handlungen, die zweckmäßig sind. In entgegengesetzten Seelenzuständen zeigt sich dann die Neigung auch zu den gegensätzlichen Bewegungen, wenn auch kein Nutzen mehr herauspringt.

3) Das Prinzip, daß bestimmte Handlungen durch die Konstitution des Nervensystems verursacht werden, zunächst unabhängig vom Willen und auch in gewissem Maße unabhängig von der Gewohnheit.

Prof. Mantegazza (*La Physiognomie et l'expression des sentiments*. 1880) folgt im großen und ganzen seinem Vorbild Darwin, dem auch sein Buch gewidmet ist, und weicht nur in einzelnen Punkten von ihm ab.

In jüngster Zeit ist überhaupt das Feld, das so lange ziemlich brach lag, mehrfach bebaut worden. Prof. Skraup schrieb seinen „Katechismus der Mimik und Gebärdensprache“ (1892) für Angehörige des Schauspielersstandes und Mitglieder von Liebhabertheatern, Henke „Vorträge über Plastik, Mimik und Drama“; Allihn gab ein Buch „Die Gebärdensprache des Pastors“ heraus. Von allgemeiner Bedeutung war Dr. Hellers Werk „Grundformen der Mimik des Antlitzes“ (von der österreichischen Regierung subventioniert). Aus der französischen Literatur nennen wir das treffliche Werk von Giraudet „*Mimique, physiognomie et gestes*“. (1895.)

Die Veränderungen des Gesichtes werden verursacht durch die Knochen der Unterkiefer (Öffnen und Schließen des Mundes), die Augen und die Gesichtsmuskulatur.

Die Augen bilden die Brennpunkte in der Gesichtsfäche. Zu wievieltausend Malen schon gesungen worden ist „In deinen Augen liegt dein Herz“ läßt sich gar nicht sagen. Sechs Muskeln sind es, die jeden Augapfel in der Augenhöhle bewegen, zwei nach vorn und vier nach hinten. Die Augenachsen nach oben gerichtet (bei vielen Madonnenbildern) geben dem Gesicht den Ausdruck des Vertrauens, des Glaubens, der Andacht, der Begeisterung usw. Die Augenachsen nach unten gesenkt bezeichnen Scham, Trauer, Resignation etc. Die Augenachsen nach der Seite gewendet finden wir bei Verschlagenheit

(viele Fuchsbilder), Lüsternheit (siehe Stucks nackte Frauengestalt mit der Schlange „die Sünde“), Verachtung (Kopf nach unten geneigt), Abscheu (Kopf mehr abgewandt) etc.

Die folgenden Monographien behandeln die Sprache des Auges: Henke, „Das Auge und der Blick“, Rostock 1871, Schmidt-Rimpler, „Der Ausdruck im Auge und Blick“, Berlin 1876, Dr. Hersing, „Der Ausdruck des Auges“, Stuttgart 1880 und Prof. Magnus, „Die Sprache der Augen“, 1886.

Schließlich sind es noch die Muskeln des Antlitzes, die die Gesichtsveränderungen bewirken. Die Gesichtshaut ist wie eine Draperie über die Muskulatur gebreitet und folgt letzterer in ihren Bewegungen in einem gewissen Maße, indem sie sich anspannt oder in bestimmte Falten legt. Über die Gesichtsmuskulatur ist sich der Anatom schon lange im klaren, und der Laie findet fast in jedem Lehrbuche der Anthropologie das Bild eines abgehäuteten Menschenkopfes mit der Darstellung und Benennung der einzelnen Muskelbündel. Die Physiologie ist durch Duchenne (*Mécanisme de la physiognomie humaine*) wesentlich gefördert worden, der durch Einwirkung elektrischer Ströme die Beuge- und Streckbewegungen der einzelnen Muskelpartien des Gesichts genau studiert hat. Dagegen hat er den psychologischen Teil mehr unberücksichtigt gelassen. Hier hat Wundt und seine Schule eingesetzt. Von besonderer Bedeutung ist Henry Hughes durch seine Schrift: „Die Mimik des Menschen auf Grund voluntarischer Psychologie“ geworden.

Wenn wir die Entstehung der Gesichtsveränderungen verfolgen, so sind sie ihrer Natur nach zunächst — wie alle Körperbewegungen — die Folge von Reflexen. Sie gehen vorerst ohne Mitwirkung des Oberbewußtseins zwangsweise vor sich. Ich erinnere hier an die Absonderungen von Tränen, Schweiß und Harn, die Erregung des Herzmuskels, das Erröten und Erblassen, sowie an alle Bewegungen der unwillkürlichen Muskeln. Der Mensch bringt bei seiner Geburt diese Reflexbewegungen schon im Keim mit auf die Welt. Sie sind also ererbt, und ihr Ursprung liegt in der Entwicklungsgeschichte der Menschengeschlechter weit zurück.

Die zweite Stufe sind die Triebbewegungen. Sie sind die Folge von Sinnenreizen. Angenehme Empfindungen werden geduldet, unangenehme zurückgewiesen. Jetzt tritt aber schon die Psyche mit in Tätigkeit. Sie wird zur teilnehmenden Be-

obachterin des Vorganges, ohne jedoch aktiv einzugreifen. Wohl kommen die Triebe im Gegensatz zu den Reflexbewegungen schon zum Bewußtsein; sie verlaufen aber automatisch, weil das Oberbewußtsein nicht immer die Kraft hat, sie aufzuhalten. Siehe die abwehrende Bewegung nach dem Bienenstich. Hierher gehören auch an Gesichtsbewegungen das Öffnen des Mundes und die Bewegungen der Zunge und des Schlundes, das Öffnen und Schließen der Augenlider etc. Waren die Triebbewegungen anfänglich nur mit rein natürlichen Vorgängen verbunden, so kommen sie später im Zusammenhang mit Gemütszuständen vor, und erst jetzt erlangen die Gesichtsbewegungen den Charakter von Mienenzügen. Die Bewegungen erfolgen dann auch nicht nur bloß auf die direkten Sinnesreize, sondern sie treten auch schon ein, wenn sich die Person derselben erinnert, und bei gleichen Erinnerungsbildern werden schließlich gleiche Muskelbewegungen konstant.

Über die dritte Stufe, die Willkürbewegungen, sagt Hughes: „Den Triebbewegungen, welche sich in den einzelnen Organen abspielen, steht unser Verstand gleichsam ruhig als Zuschauer gegenüber. Zu gleicher Zeit treten uns die Wahrnehmung mit dem zugehörigen Gefühl, sowie der Impuls mit der Bewegungsempfindung entgegen.

	Gegenstand	Wahrnehmung + Gefühl
physisch:	psychisch:	
	Bewegungs-	Bewegungs-
	akt	empfindung + Impuls

Während die Triebbewegung als ein lokalisierter Vorgang erscheint, offenbart sich bei der Willkürhandlung diese triebartige Komplikation im allgemeinen nicht deutlich auf physischem Gebiete, sondern wird in das Bewußtsein selbst verlegt. So tritt anstelle der Bewegungs- oder Innervationsempfindung die Bewegungsvorstellung, während der Impuls zu seinem Abbild, dem Gefühl, zusammenschrumpft; meist wird die Wahrnehmung durch die Gegenstandsvorstellung ersetzt“.

Die Zahl der einzelnen mimischen Ausdrücke ist ungemein groß. Die Werke von Prof. Skraup, Dr. Heller und Hughes bringen eingehende Beschreibungen derselben. Während Skraup xylographisch ausgeführte Musterbilder einzelner Figuren aus bekannten Dramen nach den Eingebungen der Phantasie des Zeichners bietet, bringen die „Physiognomischen Studien“ von

Borée 119 Gesichtsbilder in Autotypie eines wirklichen Schauspielers aus seiner Praxis. Rudolf Schulze hat in seiner kleinen Broschüre „Die Mimik der Kinder beim künstlerischen Genießen“ von den Schülern einer Leipziger Schulklasse die Wandbilder aus Voigtländers Verlag betrachten und die sich jeweilig in ihren Gesichtern dabei ausgedrückten Empfindungen durch Photographieen festhalten lassen, woran er dann seine weiteren Untersuchungen anknüpfte. Schulze legte nämlich darauf die gewonnenen photographischen Bilder einigen Personen vor, die 1. untersuchen sollten, ob die Gesichter der Kinder eine einheitliche Gesamtstimmung zeigten, und 2. nach den Physiognomien ein Bild erraten, resp. ausmalen sollten, was geeignet wäre, diese Stimmung eventuell hervorzubringen.

Das Mienenspiel gruppiert sich um zwei Zentren. Die Gesichtsmuskeln der oberen Partie sind um die Augen gelagert, und im Mittelpunkte der unteren steht die Mundöffnung. Die Antlitzsymptome der oberen Hälfte beruhen ursprünglich auf Wahrnehmungen des Gesichts und die Veränderungen des Mundes und seiner Umgebung sind anfänglich aus Geschmacksempfindungen hervorgegangen. Man sagt darum noch heute von einer Person, sie mache ein saures Gesicht. Schulze hat auch bei seinen Versuchsobjekten die Geschmacksreize durch Zucker, Zitrone und Aloe vorgenommen und gezeigt, wie die Assoziationen auf andere Sinnesgebiete dann übergreifen. So reden wir z. B. von süßen Tönen.

Die Mimik ist ein neutrales Gebiet; sie gehört ebenso gut der Laut- wie der Gebärdensprache an. Geometrisch dargestellt gleichen die beiden Sprachen zwei exzentrischen Kreisen, deren sich deckende Flächenteile das beiden gemeinsame Gebiet des Mienenausdrucks bezeichnen. Wollte der Taubstummlehrer im Unterrichte auf das Mienenspiel verzichten, so würde er seinen Schülern einen Teil des geistigen Lebens vorenthalten, was er schwerlich verantworten und mit nichts entschuldigen kann. Wichtiger aber als alles Studieren der Mimik und Probieren vor dem Spiegel ist und bleibt es für den Taubstummlehrer, daß er in seiner Schularbeit ganz aufgeht und vor allen Dingen mit vollem Herzen beim Unterrichte ist; dann stellt sich schon von selbst ein Abglanz seiner inneren Anteilnahme auf seinem Antlitz ein.

Also Handlung, dramatische Darstellung, Gestikulation und

Mienenspiel sind die Mittel, die den Lautsprachunterricht der Gehörlosen beleben und fördern. Aber alles Andere, was darüber ist, das ist vom Übel.

XVIII. Kapitel.*)

So wichtig die Erörterungen im vorigen Kapitel, die sich auf die Stellung der Gebärden bei der Ausbildung der Taubstummen beziehen, für die Beurteilung der deutschen Methode sind, so können sie doch an sich noch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, wenn man außer der eigentlichen Unterrichtszeit in den planmäßig angesetzten Schulstunden nicht auch das gesamte Leben der gehörlosen Kinder mit in den Beobachtungskreis einbezieht. Es eröffnen sich da neue Ausblicke, an denen viele der Taubstummenbildner bis jetzt achtlos vorbeigegangen sind. Wenigstens findet man in der Fachpresse so gut wie keine Angaben darüber.

Wenn ein Besucher einer Taubstummenschule die Zöglinge laut und vernehmbar reden hört, so ruft er wohl befriedigt und bewundernd aus: „Wie weit hat man es doch in unserer Zeit gebracht!“ Ja, er denkt, daß der Taubstumme in lautsprachlicher Beziehung dem Vollsinnigen gleich sei und sich durch seine Gehörlosigkeit nur noch von ihm unterscheidet. Weit gefehlt! Nur der oberflächliche Beobachter kann zu einem solchen Ergebnis auf seinem Gedankengange gelangen. Und wenn der Taubstumme noch so klar und lautrein spräche, so kann ihm doch unsere Sprache nie das werden, was sie dem Hörenden ist.

Dem Vollsinnigen ist die Sprache Musik. Schon das kleine Kind in der Wiege lallt und plappert, weil die Töne, die sein

*) Das vorliegende Kapitel ist vor einigen Monaten in der Revue Belge des sourds-muets et de leur enseignement mit einigen Veränderungen in französischer Sprache erschienen.

Ohr aufnimmt, Lustgefühle bei ihm auslösen, die es immer wieder zu neuen Lautausbrüchen anregt.

Die Freude am Sprechen findet dann auf späteren Entwicklungsstufen des Kindes immer neue Nahrung. Ich erinnere nur an Reim und Rhythmus in der Poesie, auch an Assonanz und Alliteration. Selbst solche Kinderreime, die ihrem Inhalte nach ganz sinnlos sind, nimmt der kleine Erdenbürger mit Vergnügen auf und bewahrt sie mit Leichtigkeit in seinem Gedächtnis.

Jeder weiß auch aus eigener Erfahrung, wie unangenehm eine kreischende Stimme in das Ohr fällt und wie beruhigend und wohltuend eine runde, sonore Stimme auf uns wirkt. Es ist darum einem guten Vortragskünstler nicht schwer, ein größeres Publikum um sich zu sammeln und auf gewisse Zeit durch seine Deklamationen festzuhalten, während man doch, wenn man auf den Ohrenschmaus verzichtet, denselben Inhalt zu Hause aus einem Buche bequemer und billiger aufnehmen kann.

Das tönende Wort übt eben den Reiz aus, den Hörenden einen großen Genuß zu verschaffen; darum ist es auch verständlich, daß Rhetoren ganze Massen durch die Kunst ihrer Rede mit sich fortreißen können. Leute, die nicht kritisch veranlagt sind, lassen sich sogar noch durch die Stimmittel bestechen, wenn der logische Aufbau der Rede auch zu wünschen übrig läßt; denn es handelt sich hier bei meinen Ausführungen nicht um das Begriffliche der Sprache, sondern um den akustischen Empfindungsgehalt nach Klangfarbe, Höhe, Stärke und Dauer und um seinen Einfluß auf das Gehör.

Diese sympathetischen und ästhetischen Gefühle, die das Phonetische der Sprache in dem Vollsinnigen wachruft, kann der Taubgeborene nicht empfinden; deshalb kann man von ihm auch nicht verlangen, daß er der Lautsprache die Liebe entgegenbringen soll, die sich bei dem Hörenden ganz von selbst versteht.

Diese oder ähnliche Erwägungen suchte man noch vor nicht langer Zeit vergebens in der Fachliteratur. Den Vertretern der deutschen Schule genügte es, die Sprechmöglichkeit der Taubstummen nachgewiesen zu haben. Im übrigen glaubten sie dann schon mit ihrem „Schülermaterial“ fertig zu werden; denn sie sahen darin nur Rohstoff, den man nach Belieben formen konnte, nebenbei bemerkt eine Ansicht, die auch in der

allgemeinen Pädagogik damals sehr verbreitet war. Wenn ich nicht irre, war es Dr. Dittes, der dort in seinem „Pädagogium“ gegen diese Meinung vom „Schülermaterial“ ankämpfte und der „Schülerindividualität“ zum Siege verhalf.

Trotz dieser ungünstigeren Stellung der Taubstummen zur Lautsprache gelangt er doch allmählich zu einem freundschaftlichen Verhältnis zu ihr. Zuerst sind es rein selbstische Motive (wie ja überhaupt der Selbsterhaltungstrieb die erste und unterste Stufe alles menschlichen Handelns charakterisiert) die ihn veranlassen, die in der Schule erlernte Sprache, im Leben aus eigenem Antriebe anzuwenden. Er merkt gar bald, daß die hörende Umgebung seinen Gebärdenzeichen oft hilflos gegenübersteht, daß dagegen seine Auslassungen in der Lautsprache verstanden werden, und daß man dann auf seine Wünsche durch Erfüllung derselben reagiert, worauf es ihm doch einzig und allein ankommt.

Sodann wirkt die Neugierde ungemein sprechfördernd auf ihn ein. Er möchte beispielsweise gern wissen, warum man lacht, oder warum die Mutter sich zum Ausgang rüstet und wohin sie gehen will. Da kommt die Frage ganz von selbst (natürlich wenn sie in der Schule schon eingeübt ist) über seine Lippen. Aufgabe der Umgebung ist es nun, diesen erwachenden Sprechtrieb durch ein unausgesetztes geneigtes Gehörschenken und eine seinem geistig sprachlichen Standpunkte entsprechende Beantwortung seiner Fragen zu nähren und zu fördern und denselben durch andauernde, unverdrossene Berücksichtigung allmählich zur Sprechfreudigkeit zu steigern. Nur dadurch, daß der Taubstumme nicht nur in den Schulstunden, sondern während des ganzen Tages Gelegenheit hat, zu Hörenden zu sprechen, gelangt er frühzeitig zur Sprechbereitschaft. Natürlich muß sich dann in der Familie alles um ihn drehen, wie ja überhaupt Kranke und Gebrechliche die Fürsorge und Geduld ihrer Pfleger mehr in Anspruch nehmen als Gesunde. Und was ist denn der Taubstumme anders als ein Sprachkrüppel!

Wenn sich dagegen niemand mit ihm abgibt und auf seine sprachlichen Anliegen eingeht, wenn ferner auf seine Fragen die stereotype Antwort erfolgt „das brauchst Du nicht zu wissen“, so muß daß zarte Pflänzlein des Sprechtriebes im Keime ersticken.

Noch eins kann dem kleinem Sprachanfänger die Sprache vereckeln: Der Taubstumme kann bekanntlich seine Sprache durch das Gehör nicht selbst kontrollieren. Seine Sprechbewegungen basieren auf einem nur schwachen Muskelgefühl in den Sprechwerkzeugen und kinästhetischen Vorstellungen. Ehe es da zu einer gewissen automatischen Sicherheit kommt, muß der vollsinnige Pfleger mit seinem Ohr die Sprache seines Pfeglings überwachen und regulieren. Hier kann aber nun des Guten manchmal zuviel getan werden. Durch fortgesetzte Nörgelei am Ausdruck (und auch an der grammatischen Form) kann dem Taubstummen die Lust am Sprechen genommen werden, so daß er sich seiner Umgebung gegenüber verschließt. Das pädagogische Taktgefühl hat da zu entscheiden, wo einzugreifen ist und wo man gewähren lassen kann.

Freilich handelt es sich nur um ein Utilitätsprinzip, daß hier maßgebend ist, aber immerhin ist es eine Kraft, die von innen heraus strebt und darum von viel größerer Macht und Bedeutung ist, als ein bloßes Gebot, das von außen her an den Taubstummen trifft.

Durch den anhaltenden sprachlichen Verkehr in dem Gemeinschaftsleben bilden sich nach und nach auch soziale Gefühle aus, die weiter sprechanregend wirken. Der Taubstumme fühlt die Anteilnahme derer, die es gut mit ihm meinen und die ein Interesse ihm gegenüber zeigen. Diese Empfindung veranlaßt ihn, daß er sich bereit findet, seine Erlebnisse und Beobachtungen mitzuteilen.

Nachdem wir gesehen haben, welche Triebkräfte tätig sind, die zu einer fruchtbaren Sprachbenutzung führen, muß man sich mit Verwunderung fragen: Wie kommt es dann, daß so viele Taubstummen von der Gebärdensprache nicht loskommen? Es muß sich da doch irgendwo ein Widerstand geltend machen, der auf den Sprechtrieb ungünstig einwirkt. Diese Hemmungen liegen im Absehen des Gesprochenen begründet, u. zw. 1. in den äußeren Verhältnissen des Absehens und 2. in dem eigenartigen Wesen desselben.

Die Aufnahme der Sprache durch das Gehör hat bei dem Vollsinnigen einen viel größeren Möglichkeitsbereich als das Ablesen der Worte vom Munde des Sprechenden durch den Taubstummen. Dadurch wird ein weit umfassenderer Gebrauch der Lautsprache vonseiten des Taubstummen dem Hörenden als seinen Schicksalsgenossen gegenüber bedingt.

Der akustische Faktor ist demnach weit umfangreicher und darum viel bedeutender als der optische. Das bezieht sich zuerst auf die Beleuchtung, zuzweit auf die Entfernung und zudritt auf den Absehwinkel. Die Absehmöglichkeit nimmt nämlich in demselben Maße ab, wie die Belichtung des sprechenden Mundes geringer wird. Bei Dunkelheit kann der Taubstumme überhaupt nicht mehr zu seinesgleichen reden, während seine Worte das Ohr des Gehörbegabten immer noch erreichen.

Ferner nimmt die Absehmöglichkeit in demselben Maße ab, wie die Entfernung zwischen dem Sprecher und dem Angesprochenen wächst. Die Kiefer- und Lippenbewegungen sind so minimal, daß sie von einer gewissen Entfernung an überhaupt nicht mehr unterschieden werden können. Die Meterlänge ist bei den einzelnen Individuen verschieden. Sie richtet sich wieder nach dem Grade der Beleuchtung des sprechenden Mundes und der Sehschärfe des Beobachters. Auch in diesem Falle ist die menschliche Sprache noch so weittragend, daß der Taubstumme immer noch zu Hörenden sprechen kann, wenn seine Sprechbewegungen von den spähenden Augen seines Gegenübers nicht mehr wahrgenommen werden können.

Schließlich hängt eine gegenseitige sprachliche Verständigung zwischen Taubstummten noch von dem Absehwinkel ab. Wenn eine Unterhaltung in der Lautsprache zwischen ihnen zustande kommen soll, so müssen sie natürlich eine Stellung zueinander einnehmen, die es ihnen gestattet, sich gegenseitig auf den Mund zu sehen. Das Gesichtsbild en face des Sprechers ist danach die günstigste Position für das Lippenlesen seines Partners. Denken wir uns nun den unveränderten Standpunkt des Sprechers als Mittelpunkt eines Kreises, so wird, je weiter sich der Radius, der durch die Linie zwischen den beiden Komparanten gebildet wird, aus dieser Stellung entfernt, die Absehmöglichkeit immer mehr schwinden. Ja, sie wird nach und nach sogar zur Unmöglichkeit, die mathematisch ihren Höhepunkt erreicht, sowie der Radius einen Halbkreis beschrieben hat, weil dann die Person in der Peripherie nur noch den Nacken der anderen im Zentrum sieht.

Aus alledem leuchtet zur Genüge ein, daß der Taubstumme aus diesen äußeren Gründen nicht den Gebrauch von der Lautsprache zu seinen Leidensgenossen wie den Vollsinnigen gegenüber machen kann. Nun hat er aber in der Gebärdensprache

ein Mittel in den Händen, alle diese Mängel mit Leichtigkeit zu überwinden und die gesetzten Schranken zu durchbrechen.

Beweisführend möchte ich zu Punkt I und II das Folgende bemerken. Durch die beiden langen Hebelvorrichtungen seiner Arme ist er in der Lage, Bewegungen auszuführen, die viel umfangreicher und augenfälliger sind, als das gering differenzierte Öffnen und Schließen des Mundes beim Sprechen sie aufweist. Die Arme können infolge ihrer Länge einen großen Raum durchstreichen, und dank ihrer Gelenke und der 10 Ansätze der überaus beweglichen Finger sind so verschiedene Stellungen möglich, daß dieselben noch bei großer Entfernung und bei mangelhafter Beleuchtung erkennbar sind, wenn das Auge den weniger auffälligen Mundbewegungen gegenüber schon lange versagt. Auf Spielplatz und Hof, im Garten und Park ist also ein Gebärden noch von Erfolg, wenn das Absehen vom Munde schon längst zur Unmöglichkeit geworden ist.

Für die Unanfechtbarkeit der Behauptung in bezug auf Punkt III lassen sich auch genug Beweise erbringen. Man stelle sich bloß eine größere Gesellschaft von Taubstummen an einer langen Tafel in regem Gespräch vor. Wendet sich da ein Mitglied der Tafelrunde sprechend zur linken, so sind einfach alle Nachbarn zur rechten von der Unterhaltung ausgeschlossen. Gehen drei Gehörlose spazieren, so tritt, wenn der Mittlere zu einem seiner Nachbarn spricht, derselbe Fall ein. Die Gebärden können dagegen auch bei Körperwendungen, wenn die Arme etwas mehr ausgestreckt werden, immer von allen Anwesenden gesehen werden.

Wird nun der Taubstumme soviel Enthaltbarkeit üben und in den verschiedensten Lagen seines Lebens sein Sprachbedürfnis unterdrücken und auf eine vielleicht für ihn sehr wichtige Mitteilung oder sonstige sprachliche Äußerung Verzicht leisten? Freiwillig gewiß nicht! Unbedenklich und ohne Zaudern wird er von den ihm zu Gebote stehenden Ausdrucksmitteln Gebrauch nehmen. Und kann man es ihm verdenken? Würden wir, wenn wir in seiner traurigen Lage uns befänden, es nicht ebenso machen? Ist es deshalb nicht hart, wenn man ihnen unter allen Umständen jede Gebärde verbieten will?

Gesetzt den Fall, man brächte mehrere hörende Kinder auf eine einsame Insel, versorgte sie mit Kleidung und Nahrung und überließe sie im übrigen ganz sich selbst, so würden sie

sich nach und nach eine neue und wenn auch bloß mangelhafte Sprache bilden. Auf alle Fälle würde es aber eine Lautsprache sein. Würde man dasselbe Experiment mit taubstummen Kindern ausführen, so würden sich diese auch eine Sprache bilden, aber mit größter Sicherheit eine Gebärdensprache. Da sieht man, daß die Natur es ist, die die Taubstummen, wenn sie zueinander in Berührung treten, zur Gebärde führt.

Nun kann man einwenden, daß die Naturnotwendigkeit des Gebärdens sich nur auf solche Taubstumme beziehen kann, die noch keinen Unterricht in der Lautsprache genossen haben, und daß sie auf ausgebildete Gehörlose nur insoweit zutrifft, als es sich nur auf Ausnahmen bezieht, wie wir sie auf den vorigen Seiten unter den drei Punkten gekennzeichnet haben. Wir werden nun gleich sehen, wie sich die Sache weiter gestaltet, wenn wir in den nachfolgenden Zeilen das Absehen vom Munde oder das Sprechlesen, wie man es in Fachkreisen neuerdings auch nennt, an sich etwas näher betrachten.

Schulrat Graser, in der allgemeinen Pädagogik als der Vater der Schreibsemmethode bekannt, hat folgende Grundsätze aufgestellt:

„Der sprechende Mund macht bei dem Sprechen eines Wortes ebenso viele Bewegungen, als artikulierte Töne dem Ohr des Hörenden vernehmbar vorkommen.

Diese Bewegung des sprechenden Mundes (deren ebenso viele unterschieden werden können, als es Buchstaben gibt) müssen dem Munde, ja selbst dem ganzen Gesicht auch eine eigentümliche Form geben, und die eigentümliche Form eines jeden gesprochenen Buchstabens muß von dem Anschauenden gesehen, unterschieden und aufgefaßt werden können.“

Wäre dem so, dann böten sich dem Absehen fast gar keine Schwierigkeiten; denn es wäre ja dem Hören so ziemlich gleichwertig. Die Taubstummheit würde dann auch gar kein so großes Unglück sein; denn jeder könnte ja dann ohne weiteres zu dem Taubstummen mit der bestimmten Voraussetzung sprechen, daß er verstanden wird, weil dann der Taubstumme die Sprache ebenso, d. h. nach denselben psychologischen Gesetzen, bloß auf einem anderen Wege, nämlich nicht durch das Ohr, sondern durch das Auge erlernen würde. In Wirklichkeit handelt es sich aber nur um einen Notbehelf, der, wie wir gleich sehen werden, lange nicht die Sicherheit wie das

Hören bietet, und darum an Wert für das Verkehrsleben doch mancherlei zu wünschen übrig läßt.

Das Absehen der Wörter und Sätze vom Munde des Sprechers ist nämlich nicht nur eine rein physische, sondern eine überwiegend psychische Tätigkeit; denn es lassen sich die einzelnen Laute des Ausgesprochenen nicht so der Reihe nach vom Sprechorgan ablesen und zusammensetzen, wie dies bei dem auf dem Lautieren oder Buchstabieren gegründeten Lesen der Schreib- oder der Druckschrift der Fall ist, was der Aufeinanderfolge der Gehöreindrücke ungefähr entsprechen würde, weil nur einige Gruppen von Lauten, die mit den Lippen, den Zahnreihen und dem vorderen Teile der Zunge gebildet werden, dem Auge des Beobachters sichtbar werden. Je weiter die Artikulationsstelle im Ansatzrohr nach hinten rückt, umsomehr schwindet dem Auge des Beschauers das Artikulationsbild. Diejenigen Laute, die im Sprechapparate weit hinten gebildet werden, sind mit dem Auge überhaupt nicht mehr zu erkennen. So kommt es, daß von vielen Wörtern bei ihrer lautsprachlichen Erzeugung nur ein Teil mittels des Gesichtes aufgefaßt werden kann; der andere Teil muß am Kehlkopf gefühlt werden. Deshalb ist der Artikulationsunterricht zunächst Einzelunterricht. Immerhin weisen nun doch die meisten Artikulationsbilder besondere Merkmale auf, so daß man sie voneinander unterscheiden kann. Wir könnten sie mit den Abkürzungen unserer Schriftsprache vergleichen, die wir ja auch ohne weiteres zu deuten verstehen, wenn wir im Lesen Sicherheit erlangt haben. Dadurch, daß Sprechen und Absehen im Taubstummenunterrichte Hand in Hand gehen, verbindet der Gehörlose nach und nach die Wortvorstellung mit dem charakteristischen Wortbilde am Munde. Das ist aber nur möglich, wenn er einen besonderen Unterricht empfängt, der die Sprache allmählich aufbaut; denn die Entwicklung der Absehfertigkeit hält mit der wachsenden Sprachkraft gleichen Schritt.

Einzelne Laute wechseln auch ihr Artikulationsbild je nach der lautlichen Nachbarschaft, so z. B. h vor und ch nach den Vokalen. Ferner gleichen sich die Mundstellungen vieler Laute beim fließenden Sprechen, z. B. die Druck- und die Stoßlaute, in Norddeutschland f und w usw. Sie haben also gewissermaßen ihre Doppelgänger. Da muß der Taubstumme vieles aus dem Zusammenhange erraten. Er muß beim Absehen

immer sprachlich selbsttätig sein. Er sieht z. B. ab: Ich schmiere die Mutter auf das Brot. Sogleich muß er erkennen, daß das ein Unsinn ist. Er sucht sofort in seinem Sprachschatz nach ähnlichen Wörtern, bis er Butter gefunden hat. Ein bloßes mechanisches Absehen hilft dem Taubstummen nur wenig, wenn er keine Kombinationsfähigkeit besitzt. Diese ist aber nur die Folge von geistiger Regsamkeit und einem großen Sprachwissen. Wenn ein Satz von jemand begonnen ist, sind wir in vielen Fällen in der Lage, den Schluß desselben selbst zu folgern. Das muß der Taubstumme auch können. Dann hat er nur zu kontrollieren, ob er das Richtige erraten hat. Er muß dem Sprechenden immer auf halbem Wege entgegenkommen. Darum ist das Ablesen auch keine bloße Perzeption, sondern eine Apperzeption. Das Absehen gleicht daher nicht dem bloßen Buchstabieren beim Lesen, sondern, wenn ein Vergleich am Platze ist, dem Entziffern einer flüchtig hingeworfenen Handschrift mit unendlich vielen Abkürzungen. Eine solche kann natürlich nur derjenige lesen, der einestheils die Sprache beherrscht und andernteils Übung im Handschriftenlesen hat. Wir wissen, daß es Schriftsetzer durch viel Übung zu einer großen Fertigkeit im Lesen von Manuskripten bringen. Und doch besteht noch ein gewaltiger Unterschied im Handschriftenlesen und im Absehen. Während nämlich das Auge auf dem Papier ruhen und bei den einzelnen Sprachzeichen verweilen kann, bis der Geist durch Nachsinnen und Hin- und Herdenken das Richtige gefunden hat, handelt es sich beim Absehen um Augenblicksbilder, die am Auge des Beobachters unverweilt vorüberziehen. Da gibt es kein langes Überlegen.

Entspräche Dr. Grasers Theorie in vollem Umfange den Tatsachen, so müßte es jedem Menschen vollständig gleich sein, ob er die Sprache anderer durch sein Ohr oder vermittels des Auges durch Absehen vom Munde aufnähme. Jeder Vollsinnige weiß aber aus eigener Erfahrung, daß die letztere Art der Gedankenübertragung für ihn in das Reich des Unmöglichen gehört; denn die primären Eindrücke auf das Gehör sind so kräftig, daß sie die sekundären Einwirkungen auf den Gesichtssinn gar nicht erst zur Geltung kommen lassen. Ganz abgesehen davon, daß es ein ganz nutzloses Beginnen für einen Hörenden wäre, wollte er sich im Absehen der Sprache üben, so würde er es auch zu keiner Fertigkeit in der Kunst des

Lippenlesens bringen. Nur der Taubstumme ist für das Absehen prädisponiert, weil für ihn die primären Eindrücke wegfallen und demzufolge die sekundären umsomehr auf ihn wirken, aber nicht etwa in dem landläufigen Sinne, wie es gemeinhin der gewöhnliche Laienverstand annimmt, daß ihm nämlich eine gütige Vorsehung ein vollständig entwickeltes Absehvermögen als Entschädigung für seinen Gehörmangel mit auf den Lebensweg gegeben habe. Die Absehfertigkeit muß vielmehr erst durch ein heißes Mühen in einem besonders für den Taubstummen angelegten Unterrichte und durch langjährige Übung im Verkehr gewonnen werden, und auch dann noch kann die Kunst des Absehens die Natur des Hörens nicht ganz ersetzen. Der Lehrer muß zunächst viel langsamer zu dem Taubstummen sprechen, als es bei Vollsinnigen nötig ist. Erst nach und nach kann er in ein beschleunigteres Tempo übergehen. Anfangs muß er scharf artikulieren. Später werden dann erst die Mundstellungen dezenter. Durch Fragen und Wiederholenlassen seiner Worte muß er sich erst ab und zu überzeugen, ob auch alle Schüler seiner Rede folgen können. Ja, in manchen Fällen muß er sogar zur Kreide greifen, wenn die Schüler außerstande sind, Ausdrücke, die zum ersten Male unvermittelt auftreten, abzu sehen. Es gibt tatsächlich Wörter, die sich vom Munde nicht abbuchstabieren lassen. Man versuche es z. B. einmal mit dem Satze: Die Kinderchen kicherten sichtlich erfreut, und man wird finden, daß die meisten Taubstummen die drei ersten Wörter nicht ohne weiteres absehen, wenn man beim Sprechen nicht Grimassen schneidet.

Jeder hat es ja in seiner Hand, das Absehen seinem Partner zu erleichtern, wenn er die Laute mehr als gewöhnlich prononciert. Mutter und Butter haben, wie wir schon gesehen haben, dieselben optischen Mundbilder. Soll nun das Ablesen von Mutter erleichtert werden, so werden die Lippen auffällig zusammengekniffen. Tanne und Tante unterscheiden sich am Munde auch nicht. Um nun das zweite t in Tante mehr hervortreten zu lassen, wird die Zunge etwas mehr zwischen den Zähnen sichtbar. Bei einem n wird die Nasenhaut etwas gerümpft u. s. f. So kann auf diese Weise ein neues Alphabet entstehen, das sofort sichtbar und darum auch ohne weiteres absehbar ist. Man glaube aber ja nicht, daß dem Taubstummen damit gedient sei. Er kommt dann nie zu einer Absehfertigkeit,

weil er sich gewöhnt, nur ein so ungewöhnliches Sprechen von einem verzerrten Munde abzulesen. Auf diese Weise wird aber einem natürlichen Vorsprechen Gewalt angetan und der Zweck, die Schüler in den Stand zu setzen, mündlich mit ihren hörenden und taubstummen Mitmenschen zu verkehren, nicht erreicht.

Das Absehen ist also ein fortwährendes Erraten, und ohne Kombinationsversuche geht es dabei nicht ab. Das einzelne Wort läßt sich bei fließendem Sprechen nicht mit Sicherheit vom Auge erhaschen; nur aus dem Zusammenhange ist es zu erschließen.

Aber dieser Zusammenhang des Sprechens schließt wieder große Schwierigkeiten anderer Art in sich ein. Wir zerteilen unsere Sprache in Sätze und diese wieder in Wörter. Dadurch wird die Aufnahme der Sprache bedeutend erleichtert. Bei fließendem Sprechen gehen diese einzelnen Wörter ineinander über. Wie schwer wird es da dem Ausländer, die einzelnen Vokabeln aus dem Lautkonglomerate herauszuhören! Erst nach und nach gewöhnt sich das Ohr daran. Welchen Eindruck macht nun das fließende Sprechen auf das Auge? Was dort die langen Lautreihen sind, sind hier Ketten von Bildern der einzelnen Mundstellungen. Da ist noch viel weniger eine Gliederung zu erkennen. Selbst die wenigen Spaltungen, die beim Sprechen für das Ohr vorhanden sind, schwinden für das Auge beim Absehen; denn der Taubstumme weiß nicht, ob der Sprecher, wenn er eine Cäsur eintreten läßt, mit der inzwischen eintretenden Mundbewegung tönend oder tonlos zum nächsten Worte übergeht.

Der Hörende hat auch noch eine Stütze an der Betonung, die dem Taubstummen verloren geht. Wir wissen, wie monotones Sprechen ermüdet. Für den Taubstummen ist im übertragenen Sinne alles monoton; denn er hat für sein Absehen nichts, was ihm den Akzent einigermaßen ersetzt.

Die Wichtigkeit der Gliederung der Sprache für das Verständnis sieht man deutlich an der Schrift. Druckschrift ist meist klarer als Schreibschrift. Um Anfängern das Lesegeschäft zu erleichtern, werden die Wörter in gewisse Abstände gesetzt, damit die einzelnen Wortbilder zwischen den weißen Stellen mehr hervortreten. Bei schlechtem Zeitungsdruck sind die Wörter eng aneinander gerückt. Das Auge des Geübten gleitet zwar darüber hin, sofort den Sinn erfassend; dem Ungeübten

bereitet indes der geschlossene Druck Schwierigkeiten beim Lesen. Nun setze man sich hin und schreibe einige Sätze ohne alle Abstände nieder und lasse sie dann von andern lesen. Man wird sehen, daß es einige Zeit und Mühe kostet, ehe das Entziffern gelingt. Jetzt wird man auch verstehen, wie schwer es dem Taubstummen werden muß, die endlosen Reihen der „Mundbuchstaben“ abzulesen. Nun vergegenwärtige man sich noch, daß die langen Mundbildreihen nicht aus den eigentlichen Wörtern; sondern nur aus Abkürzungen bestehen, die noch nicht einmal ein kurzes Nachsinnen zulassen, weil es sich um Augenblicksbilder handelt, die sofort nach ihrem Entstehen wieder verschwinden, um durch andere abgelöst zu werden.

Die obigen Erwägungen müssen zu dem Schlusse führen, daß Absehen und Hören, obwohl sie einem Zwecke dienen, nämlich der Aufnahme der Lautsprache, aus verschiedenen Gründen doch nicht auf eine Stufe zu stellen sind. Ganz abgesehen davon, daß bei beiden verschiedene Sinnesorgane in Aktion treten, so sind sie doch für den gesamten Sprachverkehr nicht gleich zu bewerten. Das Hören ist eine menschliche Funktion, die angeboren ist und sich im normalen Zustande ganz von selbst unaufhaltsam weiterentwickelt. Das Absehen ist dahingegen eine Kunst, die erst gelernt sein will. Der erste Prozeß geht ohne alle Mühe vor sich, während der zweite, weil es sich um die Erlangung einer technischen Fertigkeit handelt, ohne eine wohlüberlegte Einwirkung von seiten des Lehrers und angestregtes, andauerndes Üben von seiten des Schülers nicht denkbar ist. Trotz der Anstrengung erreicht das Absehen nie den Grad der Sicherheit, der dem Hören eignet. Ohne geistige Schulung und ein Wortwissen ist es überhaupt nicht möglich. So tut sich für den lautsprachlichen Verkehr zwischen den älteren und jüngeren Jahrgängen einer Taubstummen-Anstalt eine ungeheure Kluft auf. Bekanntlich steht die Lautsprache ihrem Wesen und Werte nach weit über der Gebärdensprache; aber dadurch ist auch der Sprachweg für den Taubstummen hoch und steil und nur langsam und mühsam zu erklimmen. Der geistig-sprachliche Abstand läßt sich darum zwischen den Anfängern und Fortgeschrittenen nicht aufheben. Wohl gibt es aber für beide ein Mittel, die Kluft, die zwischen ihnen ist, zu überbrücken. Ihre sehnstüchtigen Wünsche, auch in einen geistigen Verkehr miteinander zu treten, liegen natür-

lich in der Richtung ihres Könnens. Nun ist die Gebärdensprache in ihrer Einfachheit und Platttheit ein ebenes Feld, auf dem sich auch der kleine Taubstumme schnell zurechtfindet, u. zw. ohne besonderen Schulunterricht. Da nur können sich die Großen und die Kleinen zusammenfinden und geistig und gemütlich näher treten. Ist jedoch jede Gebärde im Umgang streng verboten, so ist damit auch jeder eigentliche Verkehr aufgehoben, und die kleinen Schüler gehen dadurch auch der geistigen Einwirkung ihrer älteren Schulgenossen verlustig.

Es kann selbst vorkommen, daß sich bei gleichalterigen Schülern das Absehen vom Munde als illusorisch erweist. Ich denke hier an einen bestimmten Fall. Einmal überraschte ich einen meiner besten Schüler, Paul Pettke, in der Freizeit beim Gebärdemachen. Gemäß meiner Dienstanweisung stellte ich ihn zur Rede, indem ich ihn zugleich aufforderte, seine Gebärden in Worte umzusetzen. Als ich ihm nun Vorhaltungen machte, erwiderte er mir: „Gewiß kann ich es sagen; aber Töpfer versteht mich doch einmal nicht!“ Stillschweigend mußte ich ihm Recht geben; denn es handelte sich da um einen Schüler, der morgen wieder vergaß, was er heute gelernt hatte und dessen Auffassungsgabe so gering war, daß er plötzlich an ihn gerichtete Worte aus verschiedenen Wissensgebieten gar nicht ergreifen und geistig verdauen konnte. Wäre der p. Pettke Vollsinnigen gegenüber gewesen, so wäre es ihm gar nicht in den Sinn gekommen zu gebärden. Übrigens haben die gelegentlichen Gebärden Pettke in seiner weiteren Sprachbildung nicht gehindert; denn er ist jetzt in der Lage, sich journalistisch zu betätigen, ja er redigiert ganz selbständig eine Zeitung. (Die Chronik, die kürzlich unter Mithilfe von Seelsorgern und Taubstummenlehrern zum „Märkischen Taubstummenboten“ ausgebaut ist.) Ebenso ist er auch Meister des gesprochenen Wortes. Als das Wilhelm-Augusta-Stift zu Wriezen das 25jährige Jubiläum feierte, wirkte seine geistvolle Rede, wie ich in einer Lokalzeitung las, so auf die Festversammlung ein, daß alle entzückt und voll Rührung waren.

Sollen nun die fähigen Schüler mit den schwächer begabten zusammenwohnen und nicht mit ihnen in ihrer Weise „reden“? Das käme doch wohl einem Boykott gleich. Dann soll man sie auch in ihrer Freizeit von Anfang an trennen, damit sie nicht unter solchen fortgesetzten Kränkungen seelisch leiden;

denn ich meine hier nicht blödsinnige, sondern solche, die noch genug Geist besitzen, derartige Zurücksetzungen zu empfinden, die auch noch reif für die Gebärdensprache sind, ja die noch ihre kleinen Sätzchen sprechen, die aber einer freien Unterhaltung in der Lautsprache mit dem Auge nicht sogleich folgen können.

Wenn man alle die Tatsachen berücksichtigt, so wird man wohl zu der Überzeugung kommen, daß es keine Taubstummenanstalt geben kann, in der niemals eine Gebärde gemacht wird. Vor mehreren Jahrzehnten hieß es von Riehen bei Basel, daß sie vollständig gebärdenrein wäre. Als mein Anstaltskollege Hr. Riemann sich dort aufhielt, um dem Unterrichte Arnolds beizuwohnen, benutzte er einmal die Freistunden, um einen Spaziergang nach Lörrach zu machen. Auf dem Wege bemerkte er, wie zwei Zöglinge der Taubstummenanstalt vor ihm hergingen und lebhaft gebärdeten. Er lief ihnen nach, hielt sie an und sagte: „Ihr macht ja Gebärden.“ Jetzt erkannten die Taubstummen den fremden Hospitanten wieder und bekamen einen gewaltigen Schreck. Sie baten nun himmelhoch, er möge bloß zu Hause in Riehen nichts sagen.

Kürzlich weilte der taubstumme Taubstummenprediger Eugen Sutermeister, wohl der hervorragendste Schüler von Riehen, hier. Und Herr R. nahm Gelegenheit, ihm sein Erlebnis von damals zu erzählen. Herr S., der unter den erwachsenen Taubstummen einer der eifrigsten Vorkämpfer für die Lautsprache ist, konnte selbst das System nicht billigen. Wer nämlich einen vollen Tag sich jeglicher Gebärden enthalten hatte, bekam am Abend eine kleine Wurst. Hr. S. erzählte nun, daß es, wenn einer seine Wurst reklamiert habe, zwischen den Schülern immer zu Streitigkeiten gekommen sei, weil sie den Beweis antreten wollten, daß der Bevorzugte das Gebärdenverbot auch übertreten habe.

Was man hier mit Lockungen erreichen wollte, suchte man anderwärts durch Strenge zu erzwingen. Die Gebärde sollte mit Gewalt aus den Anstalten verbannt werden. Seminar-Oberlehrer Dr. A. Zetzsche schreibt darüber: „Eine solche natürliche Gebärdensprache bildet sich immer von selbst heraus, wo mehrere Gehörlose in Verkehr treten. Sie ist also auch in allen den deutschen Instituten zu finden, wo sie nicht „mit Feuer und Schwert“ unterdrückt worden ist. Wenn man weiß,

daß Zetzsche jahrelang Taubstummenlehrer gewesen ist, so wird man ihm nicht vorwerfen können, daß er über eine Sache geschrieben habe, die er nicht verstehe. Und in Schneiders Werk über „Das Denken und das Sprechen der Taubstummen“ lesen wir: „Wie oft ist wohl von den Feinden der Gebärdensprache — zu denen auch ich anderthalb Jahrzehnte lang zählte — gesagt worden, wenn der Taubstumme Gebärden mache, dann lerne er nicht „in“ der Wortsprache denken. Mit diesen Worten redete man dem Taubstummenlehrer gleichsam ins Gewissen, und wer unter den Augen eines Lautsprachmethodikers strengster Richtung eine Gebärde machte, der war gerichtet. Es war eine schlimme Zeit für Lehrer und für Schüler.“ Wie man nun so drakonische Mittel mit den Anforderungen einer modernen Pädagogik in Einklang bringen will, ist schwer einzusehen. Einer der ersten Philosophen und Pädagogen unserer Zeit, der Universitätsprofessor Dr. Theobald Ziegler schreibt in seiner Abhandlung über das Gefühl (2. Aufl. Stuttgart 1893): „Jetzt heißt es im Taubstummenunterrichte freilich „die Gebärdensprache ist von dem Unterrichte der Taubstummen und dem Verkehr mit diesen auszuschließen.“ Ob das vernünftig und — barmherzig ist?“ Wer sein Kind von Gebärdensprache vollständig fern halten will, der darf es nie mit andern Taubstummen zusammen kommen lassen. Er muß für eine private Ausbildung sorgen. Natürlich wird diese nicht billig. Es sind mir verschiedene derartige Fälle bekannt (Gräfin Stollberg, der taubstumme Sohn des taubstummen Rittergutsbesitzers zu Stemmermühlen bei Bremen etc.). Die Macht der Verhältnisse geht eben über die Macht der Personen. Sie ist gleichmäßig, anhaltend und nicht hart; darum wirkt sie auch nicht drückend und abstoßend. Jede Rigorosität ist hier natürlich ausgeschlossen, weil die Erzieher immer unter den Augen der Eltern arbeiten. Durch den steten Gebrauch wachsen die Kinder in die Lautsprache vollständig hinein, und sie vermissen die Gebärdensprache ebensowenig wie vollsinnige Kinder, weil sie nur zu hörenden Menschen sprechen.

Es gibt auch noch einen anderen Ausweg. Da jetzt fast in allen deutschen Taubstummenanstalten gesprochen wird, so können die Schüler wohl den Unterricht gemeinsam besuchen, sie müssen aber nach Schluß desselben sofort in einzelnen Pensionen isoliert werden. Natürlich müssen sie dort im Mittel-

punkte der Familie stehen und reiche Liebe, Verständnis ihrer Natur und sprachliche Anregung finden.

Als vor einer Reihe von Jahren das gerichtliche Drama zwischen Köbrich und Heidsiek seinen Abschluß gefunden hatte, das sensationshungrigen Reportern auf Wochen und Monate Stoff bieten mußte, nahm ich bald darauf einmal Gelegenheit, mit Köbrich persönlich über das Verhältnis der Laut- zur Gebärdensprache zu konferieren. Nachdem ich mehrere Tage während der Unterrichtsstunden hospitiert hatte, gingen wir nach seinem Amtszimmer; dort hatten wir zwei Unterredungen, die sich stundenlang hinzogen. Ich entwickelte meine Ideen, die ich oben näher dargelegt habe und hatte mich schon auf Widerspruch gefaßt gemacht und auf eine Entgegnung meinerseits gerüstet, als er mir zu meinem größten Erstaunen auf meine Worte, daß mehrere Taubstumme von Kindheit an auf längere Zeit vereint immer wieder von der Gebärde Gebrauch machen würden, resigniert antwortete: „Herr Reuschert, sagen Sie nicht mehrere, sagen Sie ruhig zwei!“ Und das war die Antwort von dem Manne, den Heidsiek als den Typus des Lautsprachfanatikers und Schultyrannen gebrandmarkt hatte. Aus der Welt schaffen läßt sich die Gebärdensprache nicht, und ebenso wenig kann man sie in den Vereinigungen von Taubstummen ganz unterdrücken; aber man kann der Lautsprache noch mehr zu ihrem Rechte verhelfen und die Gebärde auf humane Weise noch weiter eindämmen.

Ich habe mir in dem Buche die Aufgabe gestellt, den Hörenden einen Weg zur Kenntnis der Gebärdensprache zu bahnen. Neben diesem wissenschaftlichen Zwecke verfolgte ich aber zugleich noch einen praktischen. Ich wollte nämlich zeigen, wie der Taubstumme zur Gebärdensprache steht. Nachdem ich sein Verhältnis zu ihr während seiner Schulzeit — und zwar zuerst innerhalb der Unterrichtsstunden und danach außerhalb derselben in seiner Freizeit — klargelegt habe, will ich noch die Stellung, die er in seinem späteren Leben zu ihr einnimmt, resp. einnehmen soll, kurz beleuchten; denn es wird gewißlich jetzt und ebenso auch später nur verschwindend wenige Taubstumme geben, die auf jedwede Anwendung von Gebärden vollständig verzichten, zumal wenn sie unter sich sind. Mit

dieser Tatsache muß man sich abfinden und wenn man ein noch so eifriger Vertreter der deutschen Methode ist. Sie verliert in den Augen verständiger Menschen dadurch auch nicht an Wert, wenn nur der Taubstumme in der Lage ist, mit den hörenden Personen seiner Umgebung lautsprachlich zu verkehren. Daß er nach Beendigung seiner Schulzeit den Verkehr mit seinen ehemaligen Schulkameraden gänzlich abbrechen soll, wird niemand im Ernste verlangen, und daß das gleiche Schicksal auch sonst die Leute zusammenführt, kann man überall genugsam beobachten und zeigt sich auch in dem Bestreben der erwachsenen Taubstummen, sich in Vereinen zusammen zu schließen, gegen die sich nichts sagen läßt, solange in ihnen ein guter Geist herrscht. Nur sollen die Taubstummen den Verkehr mit Vollsinnigen deshalb nicht meiden, sondern ihn vielmehr geflissentlich aufsuchen, weil ihnen daraus nur Vorteile erwachsen können. Außer der Gelegenheit zur Konversation bietet sich auch die Möglichkeit, das Wissen und die Sprache durch den Umgang mit geistig Höherstehenden zu bereichern. Nur dann ist die Gebärde am Platze, wenn das Wort fehlt; gleichzeitig muß aber der Versuch (durch die Bitte um Belehrung) gemacht werden, die Sprachlücke auszufüllen.

Vielfach halten sich die Vollsinnigen in ihrer Zusprache an die Ausdrucksweise der Taubstummen, weil sie dann die Gewißheit haben, von ihnen verstanden zu werden. Dadurch tritt ja eine auffallende Sicherheit in der Unterhaltung ein, die von Fernerstehenden bewundert wird; der sprachliche Verkehr bewegt sich aber in so engen Schranken, daß der Wortschatz für den Taubstummen nicht ausreicht, sich gelegentlich auch mit Fremden durch Sprechen zu verständigen.

Die wichtigste Quelle für die sprachliche Bereicherung ist für die meisten Taubstummen die Lektüre, ganz abgesehen davon, daß sie, wenn eine richtige Auswahl der Bücher getroffen wird, ihnen den größten geistigen Genuß bereitet und am meisten zu ihrer sittlichen Veredelung beitragen kann. Wenn der Taubstumme sonst die mündliche Ausdrucksweise pflegt, so wird er auch beim Lesen im Geiste mitsprechen, sich also als Motoriker sprachlich erweisen und nicht Gefahr laufen, visuell zu werden. Je freier er sich aber dann sprachlich bewegen kann, um so mehr werden ihm auch die Vollsinnigen seiner Umgebung im mündlichen Ausdrucke folgen. Seine Wortsprache wird dann

so vollkommen, daß ihm die in der Struktur weit tiefer stehende Gebårdensprache gar nicht mehr genügt. Ich habe auch an meinen größeren Schülern die Beobachtung gemacht, daß sie wohl in vermeintlich unbewachten Augenblicken kleinen und geistig schwächeren Mitschülern gegenüber gebärdeten, um von diesen verstanden zu werden, daß sie aber auch gleichzeitig mitsprachen. In seinem eigenen Interesse muß es sich der Taubstumme darum zur Norm machen, auch dann, wenn er geistig schwachen Leidensgenossen später im Leben gegenüber zur Gebärde gezwungen ist, die Lautsprache mit zu gebrauchen; denn wenn diese nach Beendigung der Schulzeit nicht mehr angewandt wird, so verfällt sie gar bald wieder, und von dem in der Schule mühsam aufgeführten Sprachbau bleibt nur eine erbärmliche Ruine übrig, an der der Zahn des Vergessens zerstörend immer weiter nagt, so daß sie schließlich zu nichts mehr nütze ist. (Diese Erscheinung ist gar nichts so sehr Wunderbares. Auch bei manchen ehemaligen Schülern höherer Lehranstalten versinken die fremdsprachlichen Kenntnisse aus Mangel an ausreichender Übung im späteren Leben öfters in das Dunkel der Vergessenheit.)

Weil nun die Geistlichen in den Taubstummengottesdiensten Personen aller Bildungsgrade gegenüberstehen (viele der älteren Taubstummen haben ja überhaupt nur einen 4-, 3- oder gar 2jährigen Unterrichtskursus absolviert), so müssen sie schon, wenn sie von allen Anwesenden verstanden sein wollen, neben der Lautsprache die Gebärde anwenden; denn die Mahnungen und noch vielmehr die Tröstungen der Religion sollen doch nicht nur den fähigen Taubstummen, sondern auch denen, die arm am Geiste sind, zugute kommen. Wenn man einwendet, daß es doch in der Klasse ohne Gebärde abgehe, so wolle man bedenken, daß dort nur eine geringe Zahl von Schülern auf gleichem Bildungsstandpunkte zu unterrichten ist, daß dagegen bei den Predigten oft Elemente aller Bildungsgrade in größerer Zahl zusammenströmen und daß Erwachsene sich auch vielfach nicht mehr der Schuldisziplin unterwerfen wollen. Wer von den Andächtigen sprachkundig ist, tut gut, wenn er der Mundsprache des Predigers folgt, weil diese vollkommener ist und ihm mehr und Bestimmteres sagt als die Begleitgebärde. Wer dagegen die Worte nicht versteht, hat doch immer noch etwas von den Gebärden; denn erstere sind für ihn nicht vorhanden, weil sie

über seinen Kopf weggehen, während die Gebärden ihn doch wenigstens das Heil ahnen lassen.

Ich bin am Ende. Bei meinen erkenntnistheoretischen Untersuchungen war es mein Bemühen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Ich kehrte mich darum nicht an herrschende Strömungen, die zeitweise in Mode waren, und ließ mich nicht von vorgefaßten Lehrmeinungen leiten. Für meine praktischen Ausführungen galt mir die Wohlfahrt der Taubstummen als oberstes Gesetz, unter das ich mich allezeit gestellt habe. (Freilich leuchtet es Unmündigen nicht immer gleich ein, was ihnen zum besten dient.)

Mögen darum meine Gedanken von allen Beteiligten, den Taubstummen, ihren Lehrern, Angehörigen und Freunden, so aufgenommen werden, wie sie von mir gemeint sind!



Literatur.

Außer den in dem Texte meines Buches genannten Schriften über die Gebärdensprache sind noch die folgenden Abhandlungen über besagtes Thema beachtenswert:

Abkürzung: Gebärdensprache = G.

Alle, Anleitung etc. (Gemünd, 1820) S. 16—20; Arendt, Die goldene Mittelstraße (Organ 1892); Finkh, Sprech- und Zeichenmethode (Organ 1902); Franke, Die ausgebildete G. als Verkehrsmittel zwischen Hörenden und Tbstn. (Blätter für Taubstummtenbildung. Jahrgang V.); Heger, Über die natürliche G. (Organ 1870); Heidsiek, Der Tbste. und seine Sprache (Breslau 1889); Heinrichs, Untersuchungen über den Lautsprach-Bacillus (Bl. f. T. IV.); Hill, Anleitung zum Sprachunterricht. tbstr. Kinder (Essen 1840); Jäger und Riecke, Anleitung zum Unterricht tbstr. Kinder (I. und II. Aufl., Stuttgart 1843); Kilian, Theorie der G. als Beitrag zur allgem. Linguistik; Koebrich, Die G. (Organ); Kruse, Lehrbuch des Sprachunterrichts tbstr. Kinder (Leipzig 1852) S. 14—17; Kruse, Über Tbste., Taubstummtenbildung u. Taubst.-Anst. (Schleswig 1853); Kruse, Zur Vermittelung der Extreme in der sogenannten deutschen und französischen Unterrichtsmethode (Schleswig 1869); Kruse, Zur Frage der G.-Stellung (Organ 1878); Merkel, Über das Wesen der G. (Wien, Jahresbericht der Landesanst. XX); Mücke, Anleitung zum Unterr. der Tbstn. (Prag 1834), 35 Seiten, Rapp, zur G. (Organ 1867); E. Reuschert, Abbé de l'Épée und die G. der Tbstn. (Deutsche Schulzeitung 1889); W. Reuschert, Lautsprach- oder Gebärdensprachmethode (Organ 1891); Reitter, Methodenbuch z. Unterr. für Tbste. (Wien 1828) S. 105—120; Riemann, Extreme (Lpzg. bei Fernau); Riemann, Die G. (Bl. f. T. VI.); Rose, Die deutsche Methode u. die G. (Organ 1892);

Rößler, Einige Fragen über die G. (Organ 1868); Schmalz, Über die Taubstummen u. ihre Bildung (1838), S. 314—339; Schmitz, Über die natürliche G. (Jahresbericht der Taubst.-Anst. zu Aachen v. 1886); Schneider, Gedanken über die deutsche Methode und die G. in unseren Anstalten (Organ 1896 u. 97); Schöttle, Die G. beim Tbstn.-Unterr. (Organ 1861); Schöttle, Lehrbuch der Tbstn.-Bild. (1872), S. 30—55; Sudermann, Wodurch unterscheidet sich die G. von der Lautsprache, und wie weit ist erstere im Tbstn.-Unterr. zulässig (Organ 1894); Taucher, Die Sprache der Hand (Organ 1901); Willareth, Zur Beschränkung bezw. Unterdrückung der G. im Verkehr der Zöglinge (Organ 1880); Wirsal, Lautsprache oder Fingeralphabet (Organ 1858).





THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO \$1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

SEP 10 1953

14 Oct '53 C.F.

OCT 14 1953 LU

NOV 15 1953

RECD LD NOV 24 '53 - 10PM

LD 21-5m-6,'37

YC 07413

HV2474
. R4

219621

Reuschert



